

HEYNE <

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

DON WINSLOW SATORI

BASIEREND AUF TREVANIANS SHIBUMI

THRILLER



DON
WINSLOW

SATORI

THRILLER

Aus dem Amerikanischen
von Conny Lösch

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe SATORI erschien 2011
bei Grand Central Publishing, New York

Vollständige deutsche Erstausgabe 06/2011
Copyright © 2010 by Don Winslow and the Trevanian Beneficiaries
Copyright © 2011 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Redaktion: Katja Bendels
Satz: Leingärtner, Nabburg
ePub-ISBN: 978-3-641-05699-5
www.heyne.de

Für Richard Pine

ERSTER TEIL

Tokio, Oktober 1951

1

Nikolai Hel betrachtete ein Ahornblatt, das vom Ast fiel, im seichten Wind segelte und sanft zu Boden schwebte.

Es war wunderschön.

Nach drei Jahren Einzelhaft in einem amerikanischen Gefängnis genoss er den Anblick der Natur, füllte seine Lungen mit der frischen Herbstluft, wartete einige Augenblicke, bevor er wieder ausatmete.

Haverford hielt es für ein Seufzen.

»Froh, draußen zu sein?«, fragte der Agent.

Nikolai antwortete nicht. In seinen Augen war der Amerikaner nichts als ein Kaufmann wie alle seine Landsleute, nur dass dieser hier nicht mit Autos, Rasierschaum oder Coca-Cola handelte, sondern mit Spionage. Nikolai hatte nicht die Absicht, sich von diesem Funktionär in ein belangloses Gespräch verwickeln zu lassen, geschweige denn, ihm Einblick in seine privaten Gedanken zu gewähren.

Natürlich war er froh, draußen zu sein, dachte er, als er auf die tristen grauen Mauern des Sugamo-Gefängnisses zurückblickte, aber warum hatten die Menschen aus dem Westen nur immer das Gefühl, sie müssten das Offensichtliche aussprechen und Unbeschreibliches in Worte fassen? Es gehört zum

Wesen eines Ahornblatts, im Herbst vom Baum zu fallen. Ich habe General Kishikawa getötet, der wie ein Vater für mich war, weil es meinem Wesen entsprach – und ich als Sohn die Pflicht dazu hatte. Die Amerikaner haben mich eingesperrt, weil sie nun einmal so sind und ihnen gar nichts anderes übriggeblieben war.

Und jetzt bieten sie mir die »Freiheit«, weil sie mich brauchen.

Nikolai setzte seinen Gang über den von Ahornbäumen gesäumten Kiesweg fort. Überrascht spürte er, wie eine leichte Panik in ihm aufstieg, und er kämpfte das Schwindelgefühl nieder, das der weite Himmel in ihm hervorrief. Diese Welt außerhalb seiner kleinen engen Gefängniszelle war groß und leer; er war vollkommen auf sich gestellt. Drei Jahre lang war er sich selbst die einzige Gesellschaft gewesen, und nun kehrte er in eine Welt zurück, die er mit seinen sechsundzwanzig Jahren nicht mehr kannte.

Haverford hatte das vorausgesehen. Er hatte einen Psychologen über die Probleme befragt, mit denen ehemalige Gefangene sich bei ihrer Rückkehr in die Gesellschaft konfrontiert sehen. Der klassische Freudianer – inklusive des typischen Wiener Akzents – hatte Haverford erklärt, »das Subjekt« würde sich an die Beschränkungen der Haft gewöhnt haben und sich von der scheinbar unbegrenzten Welt außerhalb seiner Gefängniszelle überwältigt fühlen. Klug wäre es, erklärte er weiter, den Betroffenen zunächst in einem fensterlosen Raum mit Zugangsmöglichkeit zu einem Hof oder Garten unterzubringen, damit er sich allmählich akklimatisieren könne. Offene Räume oder gar eine überfüllte Stadt mit geschäftigen Men-

schen und unablässigem Lärm würden ihn wahrscheinlich ver-
stören.

Also hatte Haverford in einem ruhigen Tokioter Vorort ein kleines Zimmer in einem sicheren Haus herrichten lassen. Nach dem zu urteilen, was er über Nikolai Hel wusste – dem wenigen, das über ihn bekannt war –, konnte er sich allerdings nicht vorstellen, dass dieser verstört reagieren würde. Hel legte eine fast übermenschliche Selbstbeherrschung an den Tag, eine Ruhe, die beinahe herablassend wirkte, eine Zuversicht, die oft an Arroganz grenzte. Oberflächlich betrachtet wirkte er wie die perfekte Mischung aus seiner aristokratischen russischen Mutter und dem Samurai, der sein Ersatzvater gewesen war, dem Kriegsverbrecher Kishikawa, den er mit einem einzigen Fingerhieb gegen die Luftröhre vor der Schmach der Henkerschlinge bewahrt hatte.

Trotz seiner blonden Haare und strahlend grünen Augen, dachte Haverford, wirkt Hel eher asiatisch als westlich. Er geht sogar wie ein Asiate – die Arme hinter dem Rücken verschränkt, um möglichst wenig Raum einzunehmen und einem Entgegenkommenden keine Unannehmlichkeiten zu bereiten. Seinen großen, schlanken Körper hielt er demütig gebeugt. Äußerlich Europäer, beschloss Haverford, doch vom Wesen her Asiate. Das kam hin – er war bei seiner Mutter aufgewachsen, die nach Schanghai ausgewandert war, und als die Japaner die Stadt besetzt hielten, hatte Kishikawa sich seiner angenommen. Nach dem Tod der Mutter schickte Kishikawa den Jungen nach Japan, wo er bei einem Meister des äußerst komplizierten und nuancierten Brettspiels Go – einer Art japani-

schen Schachspiels, nur sehr viel schwieriger – lebte und in die Lehre ging.

Auch Hel war Go-Meister geworden.

Ist es da ein Wunder, wenn er denkt wie ein Asiate?

Nikolai spürte, dass sich die Gedanken des Mannes mit ihm beschäftigten. Diese Amerikaner sind leicht zu durchschauen, ihre Gedanken so greifbar wie Steine am Boden eines klaren, unbewegten Teichs. Es war ihm egal, was Haverford von ihm hielt – wen interessierte schon die Meinung eines Kaufmanns? –, aber es ärgerte ihn. Er lenkte seine Aufmerksamkeit auf die Sonnenstrahlen in seinem Gesicht und spürte, wie sie seine Haut wärmten.

»Was möchten Sie?«, fragte Haverford.

»Wie meinen Sie das?«

Haverford schmunzelte. Die meisten Männer wollten drei Dinge, wenn sie nach langer Haft entlassen wurden: etwas zu trinken, etwas zu essen und eine Frau, nicht unbedingt in dieser Reihenfolge. Aber er hatte nicht vor, sich Hels herablassende Art bieten zu lassen, und entgegnete auf Japanisch: »Ich meine, was möchten Sie?«

Mittelmäßig beeindruckt, dass Haverford Japanisch sprach, und auch einigermaßen interessiert aufgrund dessen Weigerung, einen so unbedeutenden Stein auf dem Spielbrett aufzugeben, antwortete Nikolai: »Ich gehe nicht davon aus, dass Sie eine annehmbare Tasse Tee organisieren können.«

»Tatsächlich«, sagte Haverford, »habe ich bereits ein bescheidenes *cha-kai* vorbereiten lassen. Ich hoffe, es wird Ihre Zustimmung finden.«

Eine formelle Teezeremonie, dachte Nikolai.

Wie interessant.

Am Ende des Wegs wartete ein Wagen. Haverford öffnete die hintere Tür und ließ Nikolai einsteigen.

2

Das *cha-kai* war nicht nur annehmbar, es war exzellent.

Nikolai saß im Schneidersitz auf dem *tatami*-Boden neben dem Lacktisch und genoss jeden einzelnen Schluck des *chanoyu*. Der Tee war hervorragend, ebenso wie die Geisha, die nicht weit von ihm kniete, diskret und gerade außer Hörweite der kargen Unterhaltung.

Schockiert bemerkte Nikolai, dass dieser Funktionär Haverford sich auskannte, den Tee mit makelloser Höflichkeit servierte und das Ritual fehlerlos zelebrierte. Bei der Ankunft im Teehaus hatte Haverford sich zunächst dafür entschuldigt, dass es aufgrund der Umstände keine weiteren Gäste gäbe, und Nikolai anschließend in den *machiai*, den Warteraum, geführt, wo er ihm eine außerordentlich anziehende Geisha vorstellte.

»Das ist Kamiko-san«, sagte Haverford. »Sie wird heute als meine *hanto* fungieren.«

Kamiko verneigte sich. Sie reichte Nikolai einen Kimono und bot ihm *sayu* an, eine Tasse des heißen Wassers, mit dem der Tee aufgegossen werden sollte. Nikolai nahm einen Schluck, und als Haverford sich entfernte, um den Tee zuzubereiten, führte Kamiko ihn nach draußen in den *roji*, den »Tau-

boden«, einen kleinen Garten ohne Blumen, nur aus Steinarangements. Sie setzten sich auf eine steinerne Bank und genossen die Stille, ohne sich zu unterhalten.

Wenige Minuten später ging Haverford, inzwischen in einen Kimono gewandet, zu einem Steinbecken und wusch sich zeremoniell Mund und Hände mit frischem Wasser. Dann trat er durch das mittlere Tor in den *roji*, wo er Nikolai formell mit einer Verneigung willkommen hieß. Auch Nikolai reinigte sich im *tsukubai*.

Um in das *cha-shitsu*, das Teehaus, zu gelangen, mussten sie eine Schiebetür von nur einem Meter Höhe passieren und sich dabei zwangsläufig bücken, was den Übergang von der physischen Welt in das spirituelle Reich des Teehauses symbolisierte.

Das *cha-shitsu* war exquisit, elegant in seiner Schlichtheit, ein perfekter Ausdruck des *shibumi*. Der Tradition folgend begaben sie sich zuerst in eine Nische, an deren Wand das *kakemono* hing, eine Rolle mit gemalten Schriftzeichen, abgestimmt auf den jeweiligen Anlass. Wie es sich für den Gast gehörte, bewunderte Nikolai die gekonnt ausgeführten Pinselstriche, die das japanische Zeichen für *satori* darstellten.

Interessante Wahl, dachte Nikolai. *Satori* bedeutet im Zen-Buddhismus eine plötzliche Erleuchtung, eine Erkenntnis des Lebens, wie es wirklich ist. Sie war kein Ergebnis von Meditation oder bewussten Gedanken, sondern stellte sich mit einem Windhauch, dem Knistern einer Flamme, oder dem Fallen eines Blattes ein.

Nikolai hatte *satori* nie erlebt.

Auf einem kleinen Holzständer vor dem *kakemono* befand sich eine Schale mit einem einzelnen kleinen Ahornzweig.

Sie traten an ein niedriges Tischchen, auf dem ein Kohlebecken und ein Kessel standen. Während Nikolai und Kamiko sich im Schneidersitz auf die Matte am Tisch setzten, verneigte sich Haverford und verließ den Raum. Wenige Augenblicke später erklang ein Gong, und er kehrte mit der *chawan* zurück, einer roten Keramikschale, die einen Teebesen, einen Schöpflöffel und ein Tuch enthielt.

Als *teishu*, Gastgeber, kniete sich Haverford an den ihm vorgeschriebenen Platz neben der Kochstelle und Nikolai direkt gegenüber an den Tisch. Er wischte alle Utensilien mit dem Tuch ab, füllte die Schale mit heißem Wasser, spülte den Teebesen, goss das Wasser in ein anderes Becken und wischte die Teeschale erneut sorgfältig aus.

Nikolai genoss das alte Ritual, wollte sich aber nicht einlullen lassen. Der Amerikaner hatte offensichtlich seine Hausaufgaben gemacht und wusste, dass Nikolai in den wenigen Jahren, in denen er vor seiner Gefangenschaft in Tokio gelebt hatte, einen formellen japanischen Hausstand mitsamt Gefolge gegründet und die alten Rituale befolgt hatte. Sicherlich setzte er darauf, dass Nikolai das *cha-kai* als nostalgisch und beruhigend empfinden würde.

Und so ist es auch, dachte Nikolai, aber bleib wachsam.

Haverford präsentierte den Schöpflöffel, öffnete einen Leinenbehälter und hielt einen Augenblick inne, damit seine Gäste das Aroma prüfen konnten. Nikolai stellte erstaunt fest, dass es sich um *koi-cha* handelte, aus hundertjährigen Pflanzen, die nur im Schatten und nur in bestimmten Gegenden von Kyoto

wuchsen. Er hatte keine Vorstellung, was dieser *mat-cha* gekostet haben musste, und fragte sich, was er ihn selbst wohl kosten würde. Die Amerikaner betrieben einen solchen Aufwand sicherlich nicht umsonst.

Nachdem Haverford eine angemessene Pause eingelegt hatte, tauchte er jetzt einen kleinen Löffel in den Behälter und gab sechs Einheiten des feinpulvrigen blassgrünen Tees in die *cha-wan*. Mit der Bambuskelle schöpfte er heißes Wasser in die Schale, nahm den Teebesen und verquirlte beides zu einer dünnflüssigen Paste. Er begutachtete das Ergebnis seiner Arbeit und reichte Nikolai zufrieden die Schale über den Tisch.

Wie es das Ritual vorsah, verneigte sich Nikolai, nahm die *cha-wan* mit der rechten Hand entgegen, übergab sie seiner Linken und balancierte sie in der Handfläche. Er drehte sie dreimal im Uhrzeigersinn und nahm dann einen langen Schluck. Der Tee war hervorragend und Nikolai bekundete dies höflich mit lautem Schlürfen. Dann wischte er den Rand der *cha-wan* mit seiner Rechten ab, drehte die Schale einmal im Uhrzeigersinn und gab sie an Haverford zurück, der sich verneigte und seinerseits davon trank.

Nun begann die weniger formelle Phase des *cha-kai*. Haverford wischte die *cha-wan* erneut aus, und Kamiko füllte Kohle in das Becken, um weitere Tassen mit schwächerem Tee zu kochen. Trotzdem gab es auch hier Formalitäten zu beachten, und um seiner Rolle als Gast gerecht zu werden, begann Nikolai eine Unterhaltung über die bei der Zeremonie verwendeten Utensilien.

»Die *cha-wan* stammt aus der Monoyama-Zeit, nicht wahr?«, richtete er das Wort an Haverford, denn er hatte die charakteristische rote Färbung erkannt. »Sie ist wunderschön.«

»Ganz recht, Monoyama«, erwiderte Haverford. »Aber es ist nicht das schönste Stück.«

Beide wussten, dass die Schale aus dem siebzehnten Jahrhundert unbezahlbar war. Der Amerikaner hatte ungeheure Kosten und Mühen auf sich genommen, um diese »bescheiden« Teezeremonie zu veranstalten, und Nikolai fragte sich unwillkürlich weshalb.

Haverford konnte seine Zufriedenheit über die gelungene Überraschung kaum verbergen.

Ich kenne dich nicht, Hel, dachte er, als er sich wieder in den Schneidersitz hinabsenkte, aber du kennst mich auch nicht.

Ellis Haverford war in der Tat anders als die firmeneigenen Rowdys, die Nikolai während seines dreitägigen brutalen Verhörs windelweich geprügelt hatten. Obwohl er auf der Upper East Side von Manhattan geboren war, hatte er Yale und Harvard zugunsten der Columbia ausgeschlagen, weil er sich nicht vorstellen konnte, freiwillig aus Manhattan fortzuziehen. Als Pearl Harbor bombardiert wurde, studierte er gerade asiatische Sprachen und Geschichte und schien somit prädestiniert für einen Schreibtischjob beim Geheimdienst.

Doch Haverford weigerte sich, ging stattdessen zu den Marines, befehligte einen Zug in Guadalcanal und eine Kompanie in Neu-Guinea. Als ihm Purple Heart und Navy Cross an die Brust geheftet wurden, musste er sich schließlich eingestehen, dass er seine Ausbildung verschwendete. Also erklärte er sich bereit, verdeckt zu arbeiten und trainierte in den Dschungeln

von Französisch-Indochina einheimische Widerstandsbewegungen für den Krieg gegen die Japaner. Haverford sprach fließend Französisch, Japanisch und Vietnamesisch und konnte sich auch in einigen Teilen Chinas verständlich machen. Auf seine Weise war Ellis Haverford ebenso aristokratisch wie Hel – wenngleich er aus bedeutend reicheren Verhältnissen stammte –, und er gehörte zu jener seltenen Spezies, die sich an jedem Ort der Welt wohlfühlen scheinen, auch in einem exklusiven japanischen Teehaus.

Jetzt servierte Kamiko schwachen Tee und brachte *mukozuke*, ein Tablett mit leichten Gerichten – *sashimi* und eingelegtem Gemüse.

»Das Essen ist gut«, sagte Nikolai auf Japanisch, als Kimoko servierte.

»Lediglich Abfälle«, antwortete Haverford der Form halber, »aber ich fürchte, etwas Besseres habe ich nicht zu bieten. Es tut mir sehr leid.«

»Das ist mehr als genug«, sagte Nikolai und verfiel unbewusst in japanische Umgangsformen, wozu er schon seit Jahren keine Gelegenheit mehr gehabt hatte.

»Sie sind überaus gütig«, erwiderte Haverford.

Nikolai, der sich Kamikos passiver Aufmerksamkeit bewusst war, fragte: »Sollen wir die Sprache wechseln?«

Haverford wusste bereits, dass Hel Englisch, Französisch, Russisch, Deutsch, Chinesisch, Japanisch und auch ein bisschen Baskisch sprach, so dass ihnen genug Sprachen zur Auswahl standen. Er schlug Französisch vor, und Nikolai ging darauf ein.

»Also«, sagte Nikolai, »Sie bieten mir hunderttausend Dollar, meine Freiheit, einen costa-ricanischen Reisepass und die Privatadressen von Major Diamond und seinen Mitarbeitern, wenn ich Ihnen einen Dienst erweise, bei dem es sich vermutlich um Mord handelt.«

»Mord« ist ein hässliches Wort«, entgegnete Haverford, »aber Sie haben die Eckdaten des Deals korrekt umrissen, ja.«

»Warum ich?«

»Sie verfügen über ein paar außergewöhnliche Eigenschaften«, sagte Haverford, »sowie gewisse, für den Auftrag erforderliche Fähigkeiten.«

»Zum Beispiel?«

»Das müssen Sie vorläufig noch nicht erfahren.«

»Wann fange ich an?«, fragte Nikolai.

»Die Frage ist eher wie.«

»Na schön. *Wie* fange ich an?«

»Zunächst«, antwortete Haverford, »reparieren wir Ihr Gesicht.«

»Gefällt es Ihnen nicht?«, fragte Nikolai. Die Fäuste und Knüppel von Major Diamond und dessen Leuten hatten sein einst ansprechendes Antlitz in eine schiefe, geschwollene und zusammenhanglose Masse verwandelt.

Nikolai hatte bis zum Mord an Kishikawa-san für die Amerikaner als Übersetzer gearbeitet; dann hatten Diamond und seine Gorillas ihn zunächst verprügelt und anschließend grausamen Experimenten mit bewusstseinsverändernden Psychopharmaka unterzogen. Der Schmerz war schlimm genug gewesen, die Entstellungen noch schlimmer, aber am meisten quälten Nikolai der Kontrollverlust, die entsetzliche Hilflosigkeit

und das Gefühl, von Diamond und seinen widerlichen Handlangern um sein Selbst beraubt worden zu sein, mit dem sie dann spielten wie verzogene, dumme Kinder mit Tieren.

Wenn die Zeit gekommen ist, werde ich mich um sie kümmern, dachte er. Um Diamond und seine Schläger, um den Arzt, der seinem »Patienten« die Spritzen verabreicht und deren Wirkung er mit kaltblütigem, klinischem Interesse verfolgt hatte – sie alle werden mich wiedersehen, wenn auch nur kurz und unmittelbar vor ihrem Tod.

Zuerst aber muss ich mich mit Haverford einigen, denn ich brauche ihn, um Rache zu üben. Immerhin ist er interessant – elegant gekleidet, zweifellos gebildet und offensichtlich ein Spross der sogenannten amerikanischen Aristokratie.

»Ganz und gar nicht«, entgegnete Haverford. »Ich denke nur, wenn man etwas beschädigt hat, sollte man es auch wieder reparieren. Das erscheint mir nur fair.«

Haverford will mir auf recht unamerikanisch subtile Art weismachen, dachte Nikolai, dass er nicht zu denen gehört. Aber natürlich tut er das, seine Kleidung und der Columbia-Abschluss sind nur die Patina auf demselben rissigen Gefäß. Er fragte: »Was, wenn ich es vorziehe, nicht »repariert« zu werden?«

»Dann, fürchte ich, würden wir unsere Vereinbarung lösen müssen«, erwiderte Haverford gut gelaunt und froh, dass die französische Sprache das in Englisch viel unerbittlicher klingende Ultimatum abschwächte. »Ihr derzeitiges Erscheinungsbild würde Fragen aufwerfen, deren Antworten nicht zu der Tarnung passen, die wir unter Aufwendung großer Mühen für Sie gefunden haben.«

»Tarnung?«

»Eine neue Identität«, antwortete Haverford, dem wieder einfiel, dass Hel zwar ein effizienter Killer, auf dem Gebiet der weltweiten Spionage aber noch ein Neuling war. »Mitsamt einer konstruierten persönlichen Biografie.«

»Und die wäre?«, fragte Nikolai.

Haverford schüttelte den Kopf. »Das müssen Sie jetzt noch nicht wissen.«

Nikolai beschloss, es darauf ankommen zu lassen, und sagte: »Ich war in meiner Zelle ganz zufrieden. Ich könnte auch wieder zurückgehen.«

»Das könnten Sie«, gab Haverford ihm Recht. »Und wir könnten Sie wegen Mordes an Kishikawa vor Gericht stellen.«

Geschickt gespielt, dachte Nikolai und beschloss, im Umgang mit Haverford vorsichtiger zu sein. Da er sah, dass es hier keine Möglichkeit zum Angriff gab, zog er sich zurück wie eine allmählich weichende Flut. »Die Operationen an meinem Gesicht – ich nehme an, wir sprechen von Operationen ...«

»Ja.«

»Und ich vermute, es wird schmerzhaft sein ...«

»Sehr.«

»Wie lange wird es dauern, bis alles verheilt ist?«

»Einige Wochen«, antwortete Haverford. Er schenkte Nikolai nach, dann sich selbst und nickte Kamiko zu, damit sie eine frische Kanne brachte. »In denen Sie nicht untätig bleiben werden. Sie haben sehr viel Arbeit vor sich.«

Nikolai zog eine Augenbraue hoch.

»Ihr Französisch zum Beispiel«, sagte Haverford, »Ihr Wortschatz ist beeindruckend, aber der Akzent ganz falsch.«

»Meine französische Kinderfrau wäre jetzt zutiefst beleidigt.«

Haverford schaltete wieder auf Japanisch um, das sich besser für den Ausdruck höflichen Bedauerns eignete. »*Gomen no-sei*, aber Ihr neuer Akzent muss südlicher klingen.«

Warum wohl?, überlegte Nikolai. Er fragte jedoch nicht nach, denn er wollte nicht zu neugierig oder zu interessiert wirken.

Kimoko wartete ininigem Abstand. Als sie hörte, dass Haverford fertig war, verneigte sie sich und servierte den Tee. Sie war hübsch frisiert, hatte Haut wie aus Alabaster, und ihre Augen funkelten. Nikolai ärgerte sich, als Haverford seine Blicke wahrnahm und versicherte: »Alles schon arrangiert, Hel-san.«

»Danke, nein«, sagte Nikolai, der nicht bereit war, dem Amerikaner die Genugtuung zu gönnen, seine körperlichen Bedürfnisse richtig gedeutet zu haben. Damit würde er nur Schwäche zeigen und Haverford zu einem Sieg verhelfen.

»Wirklich?«, fragte Haverford. »Sind Sie sicher?«

Sonst hätte ich es nicht gesagt, dachte Nikolai. Er beantwortete die Frage nicht, sondern erwiderte stattdessen: »Noch was...«

»Ja?«

»Ich werde keine Unschuldigen töten.«

Haverford schmunzelte. »Die Chance ist gering.«

»Dann nehme ich an.«

Haverford verneigte sich.

3

Nikolai kämpfte gegen die Bewusstlosigkeit an.

Die Kontrolle zu verlieren war für einen Mann, der sein Leben lang nach den Prinzipien strenger Selbstbeherrschung gelebt hatte, ein Gräuel und brachte ihm die Erinnerung an die pharmakologische Folter zurück, die die Amerikaner an ihm verübt hatten. Also rang er um sein Bewusstsein, doch der Wirkung des Anästhetikums konnte er sich nicht widersetzen.

Als Junge hatte er häufig spontane Augenblicke völliger Entspannung erlebt, in denen er sich des Moments entrückt auf einer frischen Wiese mit Wildblumen liegen sah. Er wusste nicht, wie es geschah oder warum, nur dass es friedlich war und wunderschön. Er bezeichnete diese Intermezzi als seine »Ruhephasen« und konnte sich nicht vorstellen, dass ein Mensch ohne sie leben könnte.

Aber die Bombardierung von Tokio, der Tod seiner Freunde, dann Hiroshima, Nagasaki und die Verhaftung seines Ziehvaters, General Kishikawas, als *Kriegsverbrecher* – dieser kultivierte Mann, der ihn das Go-Spiel gelehrt und ihm gezeigt hatte, wie man ein zivilisiertes, diszipliniertes und umsichtiges Leben führt – hatten ihn seiner kostbaren »Ruhephasen« beraubt, und egal wie sehr er sich bemühte, er konnte diesen Zustand völliger Entspannung, der einst Teil seiner Selbst gewesen war, nicht mehr wiedererlangen.

Als man ihn in ein Flugzeug mit geschwärzten Fenstern setzte, in die Vereinigten Staaten flog und beim Aussteigen das

Gesicht verband, als wäre er verwundet, war es ihm nicht möglich gewesen, Ruhe zu finden. Und noch schwerer fiel es ihm, seinen Gleichmut zu bewahren, als man ihn auf einer Trage ins Krankenhaus rollte, ihm Nadeln in die Arme stach und eine Maske über Nase und Mund zog.

Panisch wachte er auf, weil seine Arme an der Trage festgezurrten waren.

»Alles gut«, sagte eine weibliche amerikanische Stimme. »Wir wollen nur nicht, dass Sie sich herumwälzen oder Ihr Gesicht berühren.«

»Das werde ich nicht.«

Sie schmunzelte, glaubte ihm nicht.

Nikolai hätte weiter gestritten, doch der Schmerz war stechend, wie ein grelles Licht, das ihm direkt in die Augen strahlte. Er blinzelte, zwang sich, ruhig zu atmen und schickte das Licht auf die andere Seite des Raums, wo er es teilnahmslos betrachten konnte. Der Schmerz existierte noch, aber jetzt handelte es sich lediglich um ein von ihm losgelöstes Phänomen, interessant aufgrund seiner Intensität.

»Ich gebe Ihnen eine Spritze«, sagte die Schwester.

»Nicht nötig«, entgegnete Nikolai.

»Oh«, sagte sie, »wir können nicht zulassen, dass Sie zucken oder die Zähne zusammenbeißen. Die Operation an den Gesichtsknochen war sehr kompliziert.«

»Ich versichere Ihnen, dass ich absolut still liegen bleibe«, antwortete Nikolai. Durch die Schlitzte, die seine Augen waren, konnte er jetzt sehen, wie sie die Spritze vorbereitete. Sie war der keltische Typ, mit einer robusten Gesundheit, blasser Haut, Sommersprossen, rostroten Haaren und dicken Unterarmen. Er

atmete aus, entspannte seine Hände und entwand sie den Bandagen.

Die Schwester wirkte schrecklich verärgert. »Wollen Sie, dass ich den Doktor rufe?«

»Tun Sie, was Sie für richtig halten.«

Der Arzt kam wenige Minuten später. Mit viel Aufhebens prüfte er den Verband, der Nikolais Gesicht schützte, gluckste zufrieden wie eine Henne, die gerade ein besonders gelungenes Ei gelegt hat, und sagte: »Die Operation ist sehr gut verlaufen. Ich rechne mit einem ausgezeichneten Ergebnis.«

Nikolai machte sich nicht die Mühe, eine entsprechende Banalität zu erwidern.

»Lassen Sie die Hände aus dem Gesicht«, sagte der Arzt. An die Schwester gewandt setzte er hinzu: »Wenn er nichts gegen die Schmerzen will, dann will er nichts. Er wird Sie schon rufen, wenn er keine Lust mehr hat, den Stoiker zu spielen. Und falls Sie sich ein bisschen an ihm rächen wollen, lassen Sie sich Zeit, darauf zu reagieren.«

»Ja, Doktor.«

»Ich mache meine Arbeit gut«, sagte der Arzt zu Nikolai. »Sie werden sich vor den Frauen kaum noch retten können.«

Nikolai brauchte eine Weile, bis er die Redensart entschlüsselt hatte.

»Einige kleinere Gesichtsmuskeln werden gelähmt bleiben, fürchte ich«, fuhr der Arzt fort, »aber nichts, womit man nicht leben könnte. Es wird Ihnen sogar helfen, Ihre undurchdringliche Miene aufrechtzuerhalten.«

Nikolai rief nicht nach der Schwester.

Und er bewegte sich auch nicht.

4

Im Schutz der Nacht und des peitschenden Monsunregens kauerte die Kobra bewegungslos am Boden.

Sie sah die Füße des Mannes in den Matsch platschen und auf den Trampelpfad klatschen, der zu den Büschen führte, hinter denen er sein persönliches Geschäft verrichten wollte. Es gehörte zu seinem festen Tagesablauf, und deshalb erwartete die Kobra ihn dort. Sie hatte viele Nächte lang ausgeharrt und die Gewohnheiten ihrer Beute studiert.

Der Mann kam näher und befand sich jetzt nur wenige Schritte von der Stelle entfernt, an der die Kobra neben dem schmalen Pfad im Bambus lauerte. Allein auf sein Ziel fixiert, sah der Mann nichts, als er sich den Regen aus dem Gesicht wischte.

Diesen Moment wählte die Kobra, um sich blitzartig zu strecken und zuzuschlagen. Die Klinge – silbrig wie der Regen – schoss hervor und schlitzte den Oberschenkel des Mannes auf. Er spürte den seltsamen Schmerz, sah hinunter und presste die Hand auf den blutigen Riss in der Hose. Aber es war zu spät – die Oberschenkelarterie war durchtrennt und das Blut strömte unter seiner Hand und zwischen seinen Fingern hervor. Geschockt setzte er sich und sah zu, wie das Leben aus ihm herausfloss und eine Lache um ihn herum bildete.

Die Kobra war längst weg.

5

Obwohl Major Diamond sich freute, dass Nikolai Hel auf den Handel eingegangen war, ließ er sich seine Begeisterung nicht unbedingt anmerken.

»Hel ist ein irrer Halb-Japse«, sagte Diamond, »mit verschmortem Hirn.«

»Ja«, antwortete Haverford, »und daran sind Sie ja nicht ganz unschuldig, oder?«

»Er war ein Agent der Kommies«, entgegnete Diamond schulterzuckend. Klar, er hatte Hel ein bisschen aufgemischt, ihn als Versuchskaninchen für neue pharmazeutische Methoden benutzt. Na und? Sie befanden sich im Krieg mit den Kommunisten, ein schmutziger Krieg noch dazu. Außerdem war Hel ein arroganter kleiner Scheißer – er ließ so viel Überlegenheit und Herablassung raushängen, dass man einfach Lust bekam, ihm wehzutun.

Diamond dachte, er hätte all das weit hinter sich gelassen, als er zur neuen CIA gewechselt war und Japan für einen Auftrag in Südostasien verlassen hatte, aber dieser nervige Hel hing an ihm wie der Schweif eines Papierdrachen. Sie hätten ihn hinrichten sollen, als sie die Gelegenheit dazu hatten – und jetzt sollte er als Spion eingesetzt werden?

Genau wie dieser schwule Sozi Haverford, noch so ein verzogenes, besserwisserisches kleines Arschloch. Scheiße, Mann, Haverford hatte im Krieg für die Viet Minh gekämpft, und was zum Teufel war Ellis überhaupt für ein Name?

Jetzt sagte Haverford: »Hel war weder ein kommunistischer Agent noch ein Agent der Sowjets oder sonst irgendein Agent. Wie übrigens das von Ihnen geführte ›Verhör‹ ergeben hat.«

Haverford verachtete Diamond, angefangen von seinem Aussehen bis in den Kern seiner nicht vorhandenen Seele. Mit seinen schmalen Lippen und den hängenden Lidern ähnelte der Mann einer viel zu hoch gestimmten Gitarre, und innerlich war er noch hässlicher. Ein kleinbürgerlicher Schläger, der einen begeisterten Nazi abgegeben hätte, wäre er nicht – zu seinem Leidwesen – zufällig als Amerikaner auf die Welt gekommen. Diamond gehörte zu der Sorte Gemeindienstler, wie sie die Armee massenweise hervorbrachte – fantasielos, brutal und voller Vorurteile, die von keinem Gedanken oder intelligenten Zweifel geschmälert wurden.

Haverford hasste ihn, die gesamte gesellschaftliche Klasse, aus der er stammte, und was diese in Bezug auf die amerikanischen Beziehungen nach Fernost anzurichten drohte.

John Singleton, Leiter der für Asien zuständigen Abteilung der CIA, saß an seinem riesigen Schreibtisch und verfolgte den Schlagabtausch. Weißes Haar fiel in sein zerfurchtes Gesicht wie Schnee auf ein zerklüftetes Felsmassiv, seine hellblauen Augen hatten die Farbe von Eis.

Er war im wahrsten Sinne ein ›kalter Krieger‹; genau genommen der kälteste Mensch, den Haverford je kennengelernt hatte.

Singletons Skrupellosigkeit hatte ihn zur Legende gemacht. Er wurde als graue Eminenz der Washingtoner Geheimdienstgemeinde respektiert – sogar gefürchtet –, von Fog-

gy Bottom bis Capitol Hill, sogar bis in die Pennsylvania Avenue hinein.

Und das aus gutem Grund, dachte Haverford. Im Vergleich zu Singleton war Machiavelli ein naiver Chorknabe und die Borgias Modelle für ein Gemälde von Rockwell. Neben Singleton sähe selbst der Teufel aus wie der Engel Lucifer – vor seinem Fall.

Singleton war während des Krieges Leiter der Abteilung für Asien beim OSS, dem Amt für strategische Dienste, und man sagte ihm nach, für Guerilla-Operationen in China und Vietnam verantwortlich gewesen zu sein sowie die Entscheidung, Bomben über Hiroshima und Nagasaki abzuwerfen, maßgeblich beeinflusst zu haben.

Nach dem Krieg hatte er den »Verlust« Chinas, die überraschende Invasion Koreas und sogar die Angriffe von McCarthy und seinen Gefolgsleuten politisch überlebt.

Tatsächlich war Singleton jetzt wahrscheinlich mächtiger als je zuvor, ein Umstand, den seine zahlreichen Feinde, wenn auch stillschweigend, seiner engen Beziehung zum Teufel zuschrieben.

Jetzt blickte er die beiden rivalisierenden Beamten über seinen Schreibtisch hinweg an.

»Ist Hel instabil?«, fragte er Haverford.

»Im Gegenteil«, entgegnete dieser. »Ich habe noch nie einen so selbstbeherrschten Menschen erlebt wie Nikolai Hel.«

»Was ist los, haben Sie sich in den Kerl verknallt oder was?«, mischte Diamond sich ein und grinste anzüglich.

»Nein, ich bin nicht in ihn verknallt«, gab Haverford müde zurück.

»Blasen Sie die Aktion ab, Sir«, sagte Diamond zu Singleton. »Es ist zu riskant und Hel ist eine tickende Zeitbombe. Ich habe sehr viel zuverlässigere Auftragskiller in Südchina, die wir losschicken kö...«

»Hel ist perfekt«, sagte Haverford.

»Und warum?«, fragte Singleton.

Haverford erläuterte seine Gründe – Hel sprach fließend Chinesisch, Russisch und Französisch, er war in den Kampfkünsten ausgebildet und dem Auftrag nicht nur gewachsen, sondern in der Lage, ihn so ausführen, dass die Todesursache ungeklärt bleiben würde – ein ganz entscheidender Faktor.

»Warum ist Französisch wichtig?«, fragte Diamond, der Ärger witterte.

»Deshalb haben wir Sie zum Briefing bestellt«, sagte Singleton. »Ellis?«

»Hel wird als französischer Waffenhändler getarnt agieren«, sagte Haverford und freute sich auf Diamonds Unbehagen, »und den Viet Minh Waffen verkaufen.«

Tatsächlich verzogen sich Diamonds Lippen zu einer Grimasse.

»Da dies in Ihren Zuständigkeitsbereich in Indochina fällt«, sagte Singleton, »sollten Sie davon wissen.«

Na großartig, dachte Diamond. Hab ich nicht schon genug damit zu tun, zu verhindern, dass die Froschfresser einen weiteren Krieg anzetteln, ohne dass meine eigenen Leute dem Feind Hilfe schicken? »Sie wollen mir aber nicht erklären, dass Sie ...«

»Natürlich nicht. Das ist nur die Tarnung, unter der Hel nach Peking einreisen wird«, sagte Haverford. »Wir wollten verhin-

dern, dass Sie überreagieren, wenn sich auf Ihrem Radar etwas davon abzeichnet.«

Diamond funkelte Haverford wütend an. »Passen Sie bloß auf, dass sich Ihr Junge aus meinem Gebiet raushält.«

»Keine Sorge.«

Aber Diamond machte sich Sorgen. Wenn Operation X bekanntwürde – und die Rolle, die er dabei spielte – und wenn die Kunde bis nach Washington drang ...

»X« war eine von den Froschfressern geleitete Operation in Indochina, weshalb er geglaubt hatte, alles bliebe schön in trockenen Tüchern. Aber jetzt drohte diese Helgeschichte Staub aufzuwirbeln.

Diamond wandte sich an Singleton. »Sir, ich möchte über alle Phasen der Operation unterrichtet werden, wenn Sie nichts dagegen haben.«

»Sie werden informiert«, versicherte ihm Singleton. »Ellis, halten Sie ihn über jeden einzelnen Ihrer Schritte auf dem Laufenden.«

»Ja, Sir.«

»Und, Ellis, wenn Sie noch einen Augenblick haben ...«

Diamond verließ die Besprechung. Nikolai Hel auf freiem Fuß, dachte er im Fahrstuhl. Unwillkürlich spürte er ein Zittern im Bein. Mach dir nichts vor, dachte er, du hast Schiss vor dem Kerl, und zwar aus gutem Grund. Das ist ein ausgebildeter Killer, und er ist stinksauer auf dich.

Und dann ist da noch Operation X.

Wenn auch nur das Geringste durchsickert.

Das durfte er nicht zulassen.

»Kennt Hel die Identität der Zielperson?«, fragte Singleton Haverford.

»Ich habe sie ihm noch nicht mitgeteilt.«

Singleton dachte kurz darüber nach und fragte dann: »Ist was dran an dem, was Diamond sagt? Dass Hel eine tickende Bombe ist?«

»Ich glaube nicht«, entgegnete Haverford. »Aber ich habe Vorsichtsmaßnahmen getroffen und einen Anker vorbereitet – wenn sie mir den Metaphernmix gestatten.«

Singleton entließ Haverford. Dann erkundigte er sich bei seiner Sekretärin nach den weiteren Terminen und stellte fest, dass ihm ein paar Augenblicke zum Nachdenken blieben. Er ging in sein privates Arbeitszimmer, setzte sich an den Schreibtisch und betrachtete das Go-Brett vor sich.

Seit einigen Wochen beschäftigte er sich jetzt schon mit dieser Partie gegen sich selbst, und die Formen der gegnerischen Steine bekamen allmählich etwas Wunderschönes. Im erlesenen Zusammenspiel der Gegensätze von Yin und Yang hätte man sie beinahe als anmutig bezeichnen können. Nur auf dem *go-kang* versprach das Leben vollkommene Ausgewogenheit.

Diamond würde Diamond bleiben und Haverford immer Haverford – sie waren die Fixpunkte auf dem Spielbrett.

Aber Hel ...

Singleton bewegte einen schwarzen Stein.

Er würde schon bald die Identität seiner Zielperson erfahren, und das würde, sagen wir mal, seine Motivation noch verstärken.

Aber um was zu tun?

Wie würde der Go-Spieler reagieren? Sicher war es keine Übertreibung, wenn man behaupten wollte, dass die unmittelbare Zukunft Asiens von der komplexen Persönlichkeit Nikolai Hels abhing.

Ein »Anker«, sinnierte Singleton.

Wie interessant.

6

Solange war so schön wie ihr Name.

Ihr Haar hatte die Farbe von gesponnenem Gold, versetzt mit wallenden Strähnen aus Bernstein, ihre Augen waren so grün wie Smaragde. Die gebogene Adlernase erinnerte daran, dass einst die Römer ihre Heimat, das Languedoc, besetzt hatten, ihre vollen Lippen aber konnten nur französisch sein. Eine Handvoll Sommersprossen zierten ihren ansonsten perfekten Porzellanteint, und die sanft geschwungene Silhouette ihrer hohen Wangenknochen verhinderte eine andernfalls möglicherweise unvorteilhafte Strenge. Sie war groß, nur einen Kopf kleiner als Nikolai, hatte lange Beine und einen tollen Körper. Das schlichte, aber elegante blaue Kleid spannte über ihren Brüsten.

Am meisten berührte Nikolai ihre Stimme. Sie war tief, dabei aber sanft, mit jener eigentümlichen gallischen Weichheit, die gleichermaßen vornehm und sinnlich wirkt.

»Willkommen in meinem Heim, Monsieur. Ich hoffe, Sie werden sich wohlfühlen.«

»Das werde ich sicher.«

Solange bot ihre Hand zum Kuss an, als wäre sein Gesicht nicht größtenteils unter Verbandsmull verborgen. Er nahm ihre Hand in die seine – ihre Finger waren lang und schlank – und küsste sie, der Baumwollverband berührte ihre Haut zeitgleich mit seinen Lippen. »*Enchanté*.«

»Darf ich Ihnen Ihr Zimmer zeigen?«

»*S'il vous plaît*«, sagte Nikolai. Der lange Flug aus den Vereinigten Staaten nach Tokio hatte ihn ermüdet.

»*S'il vous plaît*«, sagte sie und korrigierte sachte seine Aussprache, hielt den letzten Vokal etwas länger.

Nikolai nahm die Kritik an und wiederholte die Formulierung, wobei er ihre Artikulation nachahmte. Sie belohnte ihn mit einem anerkennenden Lächeln. »Ihre Kinderfrau stammte aus Tours, *non*? Der reinste Akzent in Frankreich. Aber wir müssen Ihnen einen *accent du Midi* antrainieren.«

»Deshalb bin ich hier.«

»Ich komme aus dem Süden«, erzählte sie ihm. »Montpellier.«

»Dort bin ich nie gewesen.«

»Es ist wunderschön«, sagte sie. »Sonnig und warm. Und das Licht ...«

Sein Zimmer war einfach, aber geschmackvoll eingerichtet, die Wände waren in einem freundlichen, nicht zu aufdringlich fröhlichem Gelb, die wenigen Möbel in einem mittleren Blau-ton gestrichen, der hervorragend zu den Wänden passte. Das große Bett – nach der Pritsche in seiner Zelle erschien es ihm

riesig – war mit einer blauen Daunendecke bedeckt. In einer Vase auf dem Nachttisch stand eine einzelne Chrysantheme.

»Das ist eine japanische Blume, *non*?«, fragte Solange.

»Ja.«

»Und Sie haben sie vermisst.«

»Ja«, sagte er und war seltsam gerührt. »Danke.«

»Problème.«

»Verzeihung, wie bitte?«

»Grammatikalisch korrekt wäre *»pas de problème«*, sagte sie, »Aber – *comment vous dites* – »umgangssprachlich« sagt man einfach *»problème«*. *Oui*?«

»D'accord.«

»Aber vielleicht mit ein bisschen mehr Betonung auf dem »d«, bitte. *Comme ça*.« Sie formte ihren Mund auf eine Weise, die Nikolai ziemlich attraktiv fand. »D'accord.«

»D'accord.«

»Ein bisschen mehr durch die Nase, bitte.«

Er wiederholte das Wort, diesmal mit einer nasalen Note.

»*Formidable*«, sagte sie. »Achten Sie auf die Andeutung einer vierten Silbe, aber nur einen Hauch, bitte. Sie wollen nicht klingen wie ein Bauerntempel, sondern wie ein kultivierter Herr aus dem Süden. Sind Sie müde oder möchten Sie jetzt zu Mittag essen?«

»Ich bin noch hungriger als müde.«

»Ich habe mir erlaubt, etwas vorzubereiten.«

Sie führte ihn in ein kleines Esszimmer. Vom Fenster aus blickte man auf einen *karesansui*, einen japanischen Steingarten, eingegrenzt von einer hohen Bambusmauer. Der Garten war mit viel Geschick angelegt und erinnerte ihn an den Gar-

ten, den er selbst einst in seinem Tokioter Zuhause mit so großer Sorgfalt gestaltet hatte. Dort hatte er, bevor er die Entscheidung traf, Kishikawa-sama zu töten, ein gewisses Maß an Zufriedenheit erlangt. Er fragte: »Wird mir die Freiheit gewährt, den Garten zu nutzen?«

»Selbstverständlich«, sagte sie. »Solange Sie hier sind, ist das Ihr Zuhause.«

»Bitte, wie lange wird das sein?«

»Bis Sie wieder gesund sind«, sagte sie und wich damit seiner Frage geschickt aus. Dann setzte sie mit einem frechen Grinsen hinzu: »Und ordentlich Französisch sprechen.«

Solange wies auf einen Stuhl am Tisch.

Er setzte sich, während sie in die Küche ging.

Das Zimmer war wie das restliche Haus vollkommen europäisch eingerichtet, und er fragte sich, wo sie all diese Einrichtungsgegenstände wohl gekauft hatte. Womöglich aber war das gar nicht ihre Aufgabe gewesen, überlegte er, wahrscheinlich hatten ihre amerikanischen Auftraggeber die Mittel für den Nachbau eines französischen Landhauses mit daran anschließendem *karesansui* bereitgestellt. Zweifellos hofften sie, er würde seine französische »Tarnung« durch eine Art Osmose mit der Inneneinrichtung übernehmen, und ebenso zweifellos verdankten sie diese Hoffnung der Beratung durch einen »Psychologen«, jene Priester der neuen amerikanischen Zivilreligion. Trotzdem wirkte das Zimmer angenehm und appetitanregend.

Dasselbe galt für den Duft, der aus der Küche strömte. Köstlich, vielleicht mit etwas Wein abgelöscht, und er glaubte, den leicht moderigen Geruch von Pilzen zu erkennen. Solange

kehrte zurück, stellte eine Steingutkasserole auf den Tisch, nahm den Deckel ab und verkündete: »*Coq au vin*. Ich hoffe, es schmeckt Ihnen.«

Es roch verlockend.

Er sagte: »Ich habe seit vielen Jahren keine europäische Küche mehr gekostet.«

»Ich hoffe, sie wird Ihren Magen nicht verstimmen«, sagte sie. »Aber von jetzt an müssen Sie französisch essen.«

»Mit Vergnügen, aber warum?«

Solange zog eine hübsche Schnute und erwiderte: »Ich möchte es vorsichtig sagen, um Sie nicht zu beleidigen ...«

»Bitte sprechen Sie ganz unverblümt«, sagte er, obwohl er bezweifelte, dass Unverblümtheit zu ihrem Repertoire gehörte.

»Im Moment«, sagte sie, »riechen Sie wie ein Japaner. *Il faut que vous ayez l'odeur d'un vrai français.*«

»Verstehe.« Das stimmte natürlich. Im Gefängnis hatte er die Nationalität eines jeden Wärters, der auf dem Gang an seiner Zelle vorbeilief, am Geruch erkennen können. Die Amerikaner rochen nach Rindfleisch, die Russen nach Kartoffeln, und die japanischen Wärter verströmten einen Geruch von Fisch und Gemüse. Und Solange? Er roch nur ihr Parfüm.

»Darf ich servieren?«, fragte sie.

»Bitte.«

Sie schöpfte ihm eine große Portion des nahrhaften Hühnchengerichts auf den Teller und legte noch ein paar Stangen Spargel aus einer anderen Schale dazu. Dann schenkte sie ihm ein Glas kräftigen Rotwein ein. »Am besten, man serviert zum Essen den Wein, in dem das Hühnchen gegart wurde. Guter französischer Wein, Monsieur.«

»Nennen Sie mich Nikolai.«

»*Eh bien*, Nikolai«, antwortete sie. »Bitte sagen Sie Solange.«

»Was für ein hübscher Name.«

Sie errötete, und es stand ihr sehr gut. Dann setzte sie sich und nahm sich selbst etwas, wartete aber, bis er gekostet hatte, und fragte: »Schmeckt es?«

»Hervorragend.« Es war die Wahrheit. Die Aromen, fein, aber doch deutlich zu schmecken, explodierten in seinem Mund, und der Wein erinnerte ihn an die Mahlzeiten zu Hause mit seiner Mutter. Vielleicht, dachte er, sollte ich mir angewöhnen, europäischen Wein zu trinken ... wenn ich überlebe. »Mein Kompliment an den Koch.«

Sie neigte den Kopf. »*Merci*.«

»Sie haben das selbst gekocht?«, fragte er erstaunt.

»Ich koche sehr gerne«, sagte sie. »In den vergangenen Jahren hatte ich nur wenig Gelegenheit, deshalb ist es mir eine besondere Freude.«

Solange nahm ihre Gabel und ließ es sich auf eine Weise schmecken, die bei einer japanischen Frau als unziemlich gegolten hätte. Bei ihr aber wirkte es einladend und verriet eine Lebensfreude, wie Nikolai sie in den langen Jahren des Krieges, der Besatzung und der einsamen Haft nicht hatte erleben dürfen. Es war ein Spaß zuzusehen, wie sie ihre Mahlzeit genoss. Nach wenigen Minuten sagte er: »Der Mann, dem ich nacheifern soll, hat also französisch gegessen, auch in Asien?«

»Ich glaube, ja.«

»Wie hat er das hinbekommen?«

»Geld«, antwortete sie, als läge es auf der Hand. »Geld macht alles möglich.«

»Ist das auch der Grund, weshalb Sie für die Amerikaner arbeiten?«, fragte er und bereute sofort, die Frage gestellt zu haben, wunderte sich, weshalb er das Verlangen verspürte, sie zu kränken.

»*Tout le monde*«, sagte Solange. »Alle arbeiten jetzt für die Amerikaner.«

Sogar Sie, *mon ami*, dachte sie und lächelte ihn an. Sie stand auf. »Ich habe eine *tarte tatin* gemacht. Möchten Sie?«

»Sehr gerne.«

»Kaffee?«

»Ich würde Tee bevorzugen, wenn Sie welchen haben.«

»Von jetzt an trinken Sie Kaffee, Nikolai«, sagte sie. »*Un expresso avec une cigarette*.«

Sie verschwand für eine Minute, kehrte mit der Apfel-Tarte, einer kleinen Kanne Espresso und einem Päckchen *Gauloises* zurück, und stellte alles auf den Tisch.

»Entschuldigen Sie meine Unhöflichkeit«, sagte Nikolai. »Ich bin es nicht mehr gewohnt, mich zu unterhalten.«

»*Problème*.« Ihr gefiel, dass er sich entschuldigte.

Die *tarte* war köstlich, der Kaffee erstaunlicherweise auch. Nikolai lehnte sich zurück und Solange schob ihm das Päckchen Zigaretten zu.

»Nehmen Sie zwei«, sagte sie, »zünden Sie sie an und geben Sie mir eine.«

»Ernsthaft?«

Sie lachte. »Sind Sie früher nicht ins Kino gegangen?«

»Nein.« Er hatte die Vorstellung immer seltsam gefunden, sich hinzusetzen und die auf Zelluloid gebannten Fantasien anderer Leute anzustarren.

»Ich liebe das Kino«, sagte Solange. »Ich wollte immer Schauspielerin werden.«

Nikolai überlegte, ob er sie fragen sollte, was sie daran gehindert hatte – attraktiv genug war sie mit Sicherheit –, aber er befürchtete, die Antwort könnte sie traurig machen, und verzichtete darauf. Stattdessen schüttelte er zwei Zigaretten aus dem Päckchen, steckte beide in den Mund, riss ein Streichholz an und hielt es an die Spitzen der Zigaretten. Als eine der beiden glühte, reichte er sie ihr.

»Formidable«, sagte Solange. »Paul Henreid wäre neidisch.«

Nikolai hatte keine Ahnung, worauf sie anspielte, aber er inhalierte den Rauch und unterdrückte den Hustenreiz. Es schmerzte an den Stellen, an denen er genährt worden war. »Ist eine Weile her«, sagte er, als er sich davon erholt hatte.

»Offensichtlich.« Sie lachte ihn aus, aber er fühlte sich nicht im Geringsten angegriffen oder beleidigt. Vielmehr amüsierten sie sich gemeinsam, und er fing selbst an zu lachen. Wieder tat es ein bisschen weh, und ihm wurde bewusst, dass er lange nicht mehr mit einer anderen Person zusammen gelacht hatte.

Solange erriet seine Gedanken. »Das ist gut, *non*? Ich denke, wir hatten in letzter Zeit nicht viel zu lachen, Sie und ich.«

»Oder die Welt insgesamt«, sagte Nikolai.

Sie schenkte erst ihm, dann sich selbst Wein nach, hob ihr Glas und sagte: »Auf bessere Zeiten.«

»Auf bessere Zeiten.«

»Sie müssen rauchen lernen, Nikolai«, sagte sie. »Alle Franzosen rauchen.«

»Als ich klein war, in Schanghai, habe ich Zigaretten stibitzt«, antwortete Nikolai. »Die Chinesen rauchen wie die Schlote. Rauchen und spucken.«

»Wir kommen ohne das Spucken aus, *non?*«

Nach dem Essen schlenderte er in den Garten.

Er war wirklich mit viel Geschick angelegt. Ein Weg führte um einen Kiesbereich herum, der mit seinen sorgfältig gerechten Steinchen den Wellen des Ozeans nachempfunden war. Eine kleine »Insel« aus kurzgeschnittenem Gras und Steinen in der Mitte des »Meeres« stellte die Berge Japans dar. Um den Pfad herum waren ein paar Sträucher so platziert, dass sich an jeder Biegung eine neue Perspektive ergab.

Wie im Leben, dachte Nikolai.

7

Die nächsten Wochen folgten einer angenehmen Routine.

Nikolai wachte früh auf und ging zum Meditieren in den Garten. Wenn er fertig war, hatte Solange bereits *café au lait* und Croissants für ihn vorbereitet, und obwohl es eine Weile dauerte, bis er sich daran gewöhnt hatte, Backwaren zum Frühstück zu essen, gefiel es ihm schließlich doch sehr gut. Nach dem Frühstück unterhielten sie sich, wobei sie seinen Akzent korrigierte und ihm die aktuellen umgangssprach-

lichen Ausdrücke beibrachte. Solange war eine anspruchsvolle Lehrerin, was Nikolai sehr zu schätzen wusste.

Sie war sich ihrerseits bewusst, dass schon der geringste Fehler, ein achtloser Anachronismus oder ein einzelner förmlicher Ausdruck im falschen Moment ihn das Leben kosten konnte. Deshalb spornte sie ihn an, bestand auf Perfektion, forderte seinen Intellekt und sein beträchtliches Sprachtalent. Er übertraf ihre Erwartungen – sein Stolz machte ihn zu einem ausgezeichneten Schüler.

Sie führten die Unterhaltungen beim Mittagessen fort, und dann ging Nikolai, wie er es sich angewöhnt hatte, im Garten spazieren. Da sie wusste, dass er die Einsamkeit brauchte, war sie diskret genug, seine höfliche Einladung, ihm Gesellschaft zu leisten, auszuschlagen. Stattdessen ruhte sie sich kurz aus, bevor sie mit den Vorbereitungen für das Abendessen begann. Als er wieder zurück war, betrachteten sie Straßenkarten von Montpellier oder Fotografien von bestimmten Cafés, Restaurants und Sehenswürdigkeiten, die ein Einheimischer kennen würde. Sie fragte ihn aus über den Place Sainte-Anne, den Marktplatz, wo es die besten Pfirsiche gab und wo man eine anständige Flasche Wein zu einem vernünftigen Preis bekam.

Nach dem Nachmittagsunterricht zog Nikolai sich auf sein Zimmer zurück, um sich auszuruhen, zu lernen und zu baden, was er in einer wunderbar heißen japanischen Wanne tat. Herrlich erfrischt stieg er aus dem fast siedend heißen Wasser und zog sich zum Essen an, das immer französisch und immer *superb* war. Nach dem Essen tranken sie Kaffee und Cognac, unterhielten sich zwanglos und hörten vielleicht ein bisschen Radio, bis Solange sich in ihr Zimmer verabschiedete.

Danach zog Nikolai einen Gi an und ging hinaus in den Garten, um sein nächtliches Ritual zu zelebrieren. Am Anfang spähte Solange durch die Fensterläden ihres Zimmers, um ihn bei der Ausführung seiner komplizierten *katas* – repetitiven Kampfsportübungen – zu beobachten. Er praktizierte *hoda korosu*, das »Nackt-Töten«. Er schien zu tanzen, aber nachdem Solange ihn einige Nächte lang beobachtet hatte, erkannte sie, dass er zahlreiche imaginäre Feinde bekämpfte, die ihn aus allen Richtungen attackierten, und dass die »Tanzschritte« in Wirklichkeit Bewegungsabläufe zur Verteidigung gegen potenziell tödliche Angriffe waren. Wenn es ein Tanz war, dann ein Todestanz.

Nikolai genoss diese Übungen sehr – es war eine Freude, im Garten zu üben, es beruhigte seinen Geist, und außerdem sagte ihm sein Instinkt, dass er seine eingerosteten Fähigkeiten lieber auf Vordermann brachte, wenn er die Mission überleben wollte, deren vorgegebenes Ziel Haverford noch immer nicht offenbart hatte.

Nikolai übte also beharrlich und stellte erfreut fest, dass sein Körper und sein Geist auch nach jahrelanger relativer Inaktivität – trotz der vielen tausend Liegestützen und Bauchbeugen, die er in seiner Zelle gemacht hatte – noch reagierten und er sich an die komplizierten und akkuraten Bewegungen der *hoda korosu kata* erinnerte.

Er hatte in seinem zweiten Jahr in Tokio mit dieser verfeinerten Karatevariante – Karate bedeutet »leere Hand« – begonnen und sie von einem alten japanischen Meister dieser todbringenden Kampfkunst gelernt. Der hatte sich zunächst geweigert, einen augenscheinlich aus dem Westen stammenden

den Anfänger in deren uralte Geheimnisse einzuweihen, aber Nikolai war hartnäckig geblieben, hauptsächlich indem er in schmerzhafter Körperhaltung am Mattenrand gekniet und Abend für Abend zugesehen hatte, bis der Meister ihn endlich zu sich gerufen und ihm eine Tracht Prügel verabreicht hatte, die seine erste von vielen darauffolgenden Lektionen war.

Entscheidend beim *hoda korosu* war die Beherrschung des *ki*, der inneren Lebenskraft, die durch die richtige Atmung erreicht wurde. Die tödliche Kraft des *hoda korosu*, besonders auf kurze Distanz, ist jenem *ki* zu verdanken, das vom Unterleib ausgehend jede Vene, jede Muskel- und Nervenfaser des Körpers durchströmt.

Die andere notwendige Voraussetzung ist die Fähigkeit, den Geist zu beruhigen und zu befreien, damit er die nötige Kreativität entfalten kann, um bei einem plötzlichen und unerwarteten Angriff unter den verfügbaren Alltagsgegenständen denjenigen auszuwählen, der als tödliche Waffe dienen kann.

Als er die Übungen jetzt wieder aufnahm, empfand er die ersten Abende aufgrund seiner Ungeschicklichkeit als brutal, und hätte er sein Unvermögen nicht fast schon für komisch gehalten, er wäre entsetzt gewesen. Doch seine Schnelligkeit und Stärke entwickelten sich rasch, und es dauerte nicht lange, bis er wieder Geschick und sogar ein gewisses Maß an Eleganz aufrufen konnte. Sein Meister hatte ihn gelehrt – gelegentlich auch mit einer Bambusrute, die er ihm auf den Rücken schlug –, mit äußerster Ernsthaftigkeit zu trainieren und sich seine Feinde vorzustellen, während er sich ihrer entledigte. Nikolai folgte seinem Rat. Er glitt im Garten auf und ab, wiederholte die langwierigen Übungen ein Dutzend Mal, bis sein Gi

schweißnass war. Dann belohnte er sich mit einem kurzen Bad, fiel ins Bett und schlief wenig später ein.

Eines Morgens, zwei Wochen nach seiner Ankunft, überraschte Solange ihn mit den Worten: »Heute ist ein großer Tag für Sie, Nikolai.«

»Inwiefern?«

»Die Enthüllung, sozusagen.«

»Wovon ...«

»Von Ihnen natürlich«, sagte sie. »Ihrem Gesicht.«

Er hatte einmal wöchentlich die Arztpraxis besucht, um sich von der kräftigen irischen Schwester, die nicht gerade zimperlich mit ihm umging, den Verband erneuern zu lassen. Aber sie hatte ihn absichtlich von allen Spiegeln ferngehalten, bis der Heilungsprozess abgeschlossen war, und jetzt sollte er zum ersten Mal sein wiederhergestelltes Gesicht sehen.

Wenn er nervös oder aufgeregt war, so ließ er es sich nicht anmerken. Es war, als hätte Solange ihm mitgeteilt, sie wolle sich mit ihm eine Fotoausstellung oder einen Film ansehen. Er wirkte teilnahmslos. Ginge es um mich, dachte sie, wäre ich ein nervöses Wrack – er aber blieb so kühl wie ein Morgen im März, so ungerührt wie ein windstillter Teich.

»Der Arzt hat gesagt, ich kann es selbst machen«, sagte Solange.

»Jetzt?«, fragte Nikolai.

»Wenn Sie möchten.«

Nikolai zuckte mit den Schultern. Natürlich freute er sich, den Verband loszuwerden, aber auf sein Gesicht war er nicht allzu neugierig. Er hatte jahrelang in Einzelhaft gegessen, wo

es egal gewesen war, wie man aussah – abgesehen von den Wärtern hatte dort ohnehin niemand auf ihn reagiert.

Doch plötzlich verspürte er einen Anflug von Furcht, was ihn erstaunte und beunruhigte. Anscheinend war es ihm wohl doch nicht egal, wie er aussah, und er merkte, dass Solange der Grund dafür war.

Mir ist wichtig, was sie denkt, stellte er erstaunt fest. Ich fürchte mich vor ihrer Reaktion, wenn sie den Verband abnimmt und ich immer noch hässlich bin. Er hatte nicht gewusst, dass solche Gefühle noch in ihm schlummerten.

Bemerkenswert, dachte er.

»Ich bin so weit«, sagte Nikolai.

Sie gingen ins Badezimmer. Solange ließ ihn auf einem Hocker vor dem Spiegel Platz nehmen, stellte sich neben ihn und löste mit sanften Händen den Verband.

Er war schön.

Man kann es nicht anders sagen, dachte Solange. Er ist ein schöner Mann. Seine smaragdgrünen Augen setzten sich von seinen hohen, markanten Wangenknochen ab. Sein breiter Kiefer war ausgeprägt, sein Kinn mit den Grübchen niedlich, ohne verweichlicht zu wirken. Und er sah jugendlich aus – sehr viel jünger, als seine sechszwanzig Jahre vermuten ließen, und das trotz allem, was er durchgemacht hatte.

»Bravo, Doktor«, sagte Solange. »Gefällt es Ihnen?«

Ich bin tatsächlich erleichtert, dachte Nikolai und sah das Lächeln in ihrem Gesicht. Zwar hätte sie das Lächeln sowieso vorgetäuscht, aber er war froh, dass ihm das offensichtliche Geschick des Chirurgen diese Demütigung erspart hatte. Er

sagte: »Ich bin nicht sicher, ob ich mich selbst wiedererkenne.«

»Sie sehen sehr gut aus.«

»Finden Sie?«

»Sie sollten sich hören, *fishing for compliments*«, sagte Solange. »Ja, das finde ich. Sie sehen sehr gut aus. Aber jetzt komme ich mir neben Ihnen sehr alt vor.«

»Sie sind eine wunderschöne Frau, und das wissen Sie.«

»Aber meine Schönheit verblasst«, entgegnete sie. »Vielleicht sollte ich mich auch mal an diesen Arzt wenden ...«

8

An diesem Nachmittag kam Haverford.

Er begutachtete Nikolais Gesicht, als handelte es sich um ein Testprodukt, und erklärte das Resultat für zufriedenstellend. »Er hat gute Arbeit geleistet.«

»Freut mich, dass Sie sich freuen«, antwortete Nikolai.

Sie setzten sich ins Esszimmer. Haverford legte eine Akte auf den Tisch und begann ohne weitere Vorrede: »Sie sind Michel Guibert, sechsundzwanzig Jahre alt, geboren in Montpellier, Frankreich. Als Sie zehn Jahre alt waren, zog Ihre Familie nach Hongkong, wo Ihr Vater seinen Import-Export-Handel weiterführte. Sie haben die japanische Besatzung überlebt, weil Ihre Familie aus Vichy-Frankreich stammt und daher kein Problem mit den Achsenmächten hatte. Bei Kriegsende waren Sie alt genug, um in den Familienbetrieb einzusteigen.«

»Und der wäre?«

»Waffen«, sagte Haverford. »*La famille* Guibert hat schon Waffen auf dem Schwarzmarkt verkauft, als noch mit Musketen geschossen wurde.«

»Gibt es die Familie Guibert wirklich?«, fragte Nikolai, »oder ist sie reine Erfindung?«

»Papa Guibert ist sehr real«, antwortete Haverford.

»Und hat er einen Sohn?«

»Er hatte einen«, erwiderte Haverford.

Bei den Fotografien, die er nun auf den Tisch blätterte und die einen Jungen zeigten, der in einem chinesischen Innenhof spielte, den Köchen half oder über eine Geburtstagstorte hinweg lächelte, hätte es sich durchaus um den kleinen Nikolai handeln können. »Betrüblicherweise hatte Michel einen schrecklichen Autounfall. Ich hörte, er wurde völlig entstellt. Umfassende chirurgische Maßnahmen waren nötig. Und jetzt sieht er fast wieder so aus wie früher.«

»Haben Sie diesen ›Unfall‹ veranlasst?«, fragte Nikolai.

»Nein«, erwiderte Haverford. »Mein Gott, halten Sie uns für Ungeheuer?«

»Hmmm ... die Mutter?«

»Erst kürzlich verstorben. Das Ganze hat sie sehr mitgenommen.«

»Sie verblüffen und entsetzen mich«, sagte Nikolai.

»Sie sind um einiges reifer geworden«, fuhr Haverford fort. »Früher waren Sie ein Spieler und Frauenheld, und Papa hat sie für drei Jahre in die Heimat nach Frankreich verbannt. Sie haben in Monaco einen beträchtlichen Teil des Familienver-

mögens verprasst, aber jetzt bereuen Sie Ihren lasterhaften Lebensstil und sind zurückgekehrt, um sich zu bessern.«

»Wie?«, fragte Nikolai.

»Das müssen Sie jetzt noch nicht wissen«, antwortete Haverford. »Studieren Sie die Unterlagen. Solange wird Ihnen helfen und die Details abfragen. Wenn Sie Ihre neue Vergangenheit im Schlaf beherrschen, werde ich Ihnen von Ihrer neuen Zukunft erzählen.«

Meine ›neue Zukunft‹, dachte Nikolai. Eine typisch amerikanische Vorstellung, geradezu perfekt in ihrem naiven Optimismus. Nur Amerikaner konnten von einer ›neuen‹ Zukunft im Gegensatz zu einer ›alten‹ sprechen.

»Jetzt müssen wir ein paar Fotos machen«, sagte Haverford.

»Warum?«

Weil eine Akte über Guibert zusammengestellt werden musste, erklärte Haverford. Jeder halbwegs erfolgreiche Waffenhändler besaß heutzutage seinen eigenen Ordner in den Regalen sämtlicher einigermaßen relevanter Geheimdienstorganisationen. Die Fotos würden bei der CIA, dem Deuxième Bureau und dem MI6 an die jeweils richtige Stelle und über Maulwürfe sogar bis nach China gelangen. Fotos von Michel Guibert würden in die alten Polizeiakten der Kuomintang eingeschmuggelt werden. Die »Zauberkünstler im Labor« würden Guibert auf den Straßen von Kowloon, in den Kasinos von Monaco und im Hafen von Marseille auftauchen lassen.

»Wenn wir fertig sind«, verkündete Haverford fröhlich, »werden Sie selbst glauben, Sie seien Michel Guibert und hätten den Krieg in Hongkong ausgesessen. Von jetzt an werden

Sie auf den Namen ›Michel‹ hören, und nur Michel. Nicht mehr auf ›Nikolai‹. Verstanden, Michel?«

»So kompliziert das auch sein mag«, erwiderte Nikolai, »ich glaube, ich habe eine Ahnung, was Sie meinen, ja.«

Solange kam mit einem Stapel Kleidung ins Zimmer zurück und hängte sie über eine Stuhllehne. »Ihre neue Garderobe, Michel. *Très chic*.«

Sie ging hinaus, um noch mehr zu holen.

Nikolai nahm die offensichtlich schon gebrauchte Kleidung in Augenschein. Natürlich war sie gebraucht, dachte er. Das ist absolut einleuchtend – wenn man in das Leben eines anderen tritt, wirft man seine Kleidung über und die Kleidung ist selbstverständlich getragen, nicht neu. Er begutachtete die Marken. Einige der älteren Stücke stammten von einem Schneider in Kowloon, die meisten aber waren französisch und größtenteils aus teuer klingenden Läden in Marseille. Einige wenige Hemden und zwei Anzüge kamen aus Monaco. Alleamt waren sie aus hochwertigen, leichten Stoffen gefertigt – Seide und Baumwolle. Es gab eine Anzahl khakifarbener Drillichhosen, selbstverständlich mit Bundfalte. Anscheinend bevorzugte Michel weiße und khakifarbene Anzüge mit bunten Hemden, ohne Krawatte.

Und die Kleidungsstücke rochen – nach Schweiß, Tabak und Eau de Cologne. Das musste der Neid ihm lassen, dachte Nikolai, wenn Haverford eines war, dann gründlich.

Solange kehrte mit weiteren Kleidungsstücken zurück, blieb mit dem Zeigefinger an den Lippen stehen und betrachtete abwechselnd die Anzüge und Nikolai. »Mal sehen, was werden

Sie für die erste Aufnahme tragen ... Wir beginnen mit Hongkong, *non?*«

Die Gewissenhaftigkeit, mit der sie sich auf seine falsche Fassade konzentrierte, war recht charmant. Sie wählte ein Hemd aus, legte es zurück, entschied sich für ein anderes und suchte einen passenden Anzug.

»Das hier, ja? *Oui – parfait.*«

Sie übergab Nikolai die ausgewählten Sachen und bat ihn, sich umzuziehen. Als er wie Michel gekleidet aus seinem Zimmer zurückkehrte, hatte Haverford die Kamera schon bereit. Sie gingen in den Garten hinaus, um vor einem »unscharfen Hintergrund im Freien« einige Fotos zu machen. Damit begann für Nikolai ein endlos langweiliger Nachmittag, an dem derselbe Vorgang unzählige Male wiederholt wurde. Allein Solange hatte viel Spaß beim Zusammenstellen von Michels Garderobe.

»Das war entsetzlich«, sagte Nikolai, als Haverford endlich gegangen war.

»Mir hat es Spaß gemacht«, entgegnete Solange. »Ich liebe Mode, und Michel hat ein Näschen dafür, *non?*«

»Sie haben die Kleidung besorgt, nicht wahr?«

»Aber natürlich«, sagte sie. »Sie glauben doch nicht, ich würde zulassen, dass man Sie in irgendwelche altmodischen Sachen steckt?«

Nachdem sie *suprêmes de poulet à l'estragon* mit grünen Bohnen *à la provençale* und zum Dessert eine *tarte aux poires et à la frangipane* verspeist sowie den unvermeidlichen Espresso, den Cognac und die Zigarette genossen hatten, widmete Nikolai sich der Akte Guibert. Die Geschichte war beeindruckend,

schon aufgrund ihres Umfangs und Detailreichtums, trotzdem fiel es Nikolai nicht schwer, sich die wichtigen Nebensächlichkeiten zu merken, wie zum Beispiel, welchen *tabac* Michel in Montpellier am liebsten geraucht hatte, welchen Whiskey sein Vater trank und wie seine Mutter mit Mädchennamen geheißt hatte. Den Kopf voller Einzelheiten dieser Art, zog er seinen Gi an, ging in den Garten, trainierte seine *kata*, badete und ging zu Bett.

9

Sein Proximitätssinn weckte ihn.

Im Gefängnis hatte er ein fast schon übersinnliches Gespür für die Gegenwart anderer Lebewesen entwickelt, eine radarähnliche Wahrnehmung der genauen Entfernung und des exakten Näherungswinkels von Eindringlingen.

Jetzt war jemand im Raum.

In weniger als einer Sekunde ging er in Gedanken sämtliche Möglichkeiten durch und entschied sich für die Vase auf dem Nachttisch als beste Waffe in seiner Reichweite. Doch dann roch er das Chanel No. 5 und spürte ihre Anwesenheit. Durch die Fensterläden drang ausreichend Mondlicht, um Solange im Türrahmen zu erkennen, das hauchdünne schwarze Negligé entblößte mehr von ihrem Körper als es verdeckte.

»Drei Jahre ohne Frau sind eine lange Zeit«, sagte sie. »Zu lange, denke ich, *non?*«

Ihr Parfüm stieg ihm zu Kopf, als sie zu ihm ins Bett kroch, ihn auf Mund, Ohren, Hals und Brust küsste und dann tiefer glitt. Ihm schwindelte vor Wohlbehagen, während sie wunderbare Dinge mit ihrem Mund und ihren langen eleganten Fingern vollbrachte, und es dauerte nicht lange, bis er keuchte: »Solange, bitte hör auf. Ich fürchte, ich ... und ich will nicht ... bevor ...«

Solange hörte auf, lachte sanft und sagte: »Nach drei Jahren, *mon cher*, wirst du dich rasch erholen, *non*?« Sie nahm ihre fürsorgliche Tätigkeit wieder auf, und schon bald durchflutete eine unaufhaltsame Welle seinen Körper, sein Rücken krümmte sich wie der kräftige Bogen eines Samurai, und Solange hielt ihn mit ihren vollen Lippen fest, bis er wieder auf das Bett sank.

»*Très fort*«, flüsterte sie ihm ins Ohr, während sie an seinem Körper wieder nach oben glitt.

»Naja, nach drei Jahren ...«

Sie lachte und legte ihren Kopf auf seine Brust. Ihr Haar fühlte sich wunderbar an auf seiner Haut. Sie ruhten sich eine Weile aus, und dann spürte er, dass neue Kraft in ihm aufstieg.

»Ich hab's dir gesagt«, sagte sie und fuhr mit der Hand hinunter, um ihn zu streicheln. »Ich will dich in mir spüren.«

»Bist du ...«

»Feucht?« Sie führte seine Hand, damit er sich selbst überzeugen konnte. »Oh ja, Darling, schon seit Wochen.«

Sie setzte sich auf ihn.

Als sie sich auf ihm hob und senkte, konnte Nikolai kaum fassen, wie schön sie war. Ihre grünen Augen leuchteten vor Erregung, winzige Schweißperlen traten an ihrem langen Hals

hervor, ihr üppiger Mund lächelte vor Vergnügen. Er griff nach oben und liebte ihre schweren Brüste, so anders als die der zarten Japanerinnen, die er gekannt hatte, und stöhnend bekundete sie ihr Einverständnis. Ihre Anmut und ihre feuchte Hitze umhüllten ihn wohligh. Er packte ihre Hüfte und warf sie herum, so dass er nun auf ihr lag, dann presste er seine Lippen auf ihren Hals und stieß in sie, stetig und mit Nachdruck, aber ohne Hast.

Lautstark in ihrer Erregung raunte sie ihm mit kehliger Stimme ins Ohr oder schrie die schmutzigsten französischen Obszönitäten heraus, feuerte ihn an, grub ihm ihre langen Nägel in die Hinterbacken und presste ihn immer wieder fest in sich hinein. Sein Schweiß vermischte sich mit ihrem, sie rieben sich aneinander, und dann verkündete sie ihren *petite mort*, ihre Hüfte hob sich vom Bett, sie hielt ihn in sich und sagte: »*Vous me faites briller. Vous me faites jouir.* Komm mit mir. Jetzt.«

Ihre Stimme und das, was sie sagte, gaben ihm den Rest. Er konnte sich nicht länger zurückhalten und ergoss sich in sie. Dann brach er auf ihr zusammen. Er spürte ihre Brüste unter sich. Eine ganze Weile lagen sie so da, dann hörte er sie sagen: »Wahrscheinlich wäre es ein Klischee, wenn wir jetzt rauchen wollten.«

Nikolai stand auf, fand ein Päckchen, steckte sich zwei Zigaretten in den Mund, zündete beide an und reichte ihr eine.

Das gemeinsame Liebesspiel wurde Teil ihres Tagesablaufs, obwohl der Sex alles andere als Routine war.

Solange hatte große Freude daran, sich fürs Schlafzimmer zurechtzumachen und verfügte über einen scheinbar uner-

schöpflichen Fundus an feiner Wäsche, die sie ihm nur allzu gerne vorführte. Auch war Nikolai ganz und gar nicht abgeneigt, sich dieser erotischen Modenschau als Publikum zur Verfügung zu stellen, und bewunderte ihre wechselnden Frisuren, ihr Make-up und auch ihren Duft, der jeweils auf ihre Aufmachung abgestimmt war. Sie hatte einen erlesenen Geschmack, gewagt erotisch, ohne dabei jemals ins Primitiv abzugleiten, immer stilsicher, niemals billig. Auch ihre Vorlieben im Bett waren vielseitig, und sie gab sich Nikolai mit allem hin, was sie hatte, genoss es, von ihm genommen zu werden. So wohlerzogen sie am Esstisch war, so erstaunlich derb konnte sie im Schlafzimmer sein.

»Du hast das Schandmaul eines Matrosen«, sagte er eines Nachts ohne einen Anflug von Missbilligung zu ihr.

»Aber du liebst mein Schandmaul, *non?*«, entgegnete sie und machte sich dann daran, es ihm zu beweisen. Nikolai liebte ihren Mund, ihre Hände, ihre Finger, *sa cramouille, sa rose*. Schon bald gelangte er zu der Erkenntnis, dass er *sie* liebte. Eines Abends, nachdem sie sich besonders intensiv geliebt hatten, blies sie den Rauch ihrer postkoitalen Zigarette aus und sagte: »Nimm es mir nicht übel, Michel, aber du liebst wie ein Japaner.«

Nikolai war ein bisschen bestürzt, allerdings eher neugierig als beleidigt. »Ist das schlecht?«

»*Non, non, non*«, sagte sie rasch. »Das ist nicht schlecht, nur anders als ... als ein Franzose. Ein bisschen ... *comment vous dites* ... ein bisschen ›technisch‹, *non?* Wenn du Franzose sein willst, musst du bei der Liebe *une manière plus sensuelle* zeigen,

es ein bisschen mehr wie Musik und weniger wie Wissenschaft sehen.«

Sie wusste, dass er sie schon bald verlassen und den Auftrag der Amerikaner erledigen musste. Und als Mann hatte er Bedürfnisse, und er würde diese Bedürfnisse befriedigen, vielleicht in einem Bordell. Die Mädchen würden reden, und man musste verhindern, dass sie über den Franzosen tratschten, der wie ein Japaner liebte, das ging nicht.

»Gehört das auch zu meiner Ausbildung?«, fragte er und starrte sie unverwandt an. Er wirkte verletzt. »Gehörst *du* zu meiner Ausbildung?«

»Du bist jung«, sagte sie und weigerte sich, den Blick beschämt zu senken, sondern sah ihn unverwandt an, »aber Naivität steht dir überhaupt nicht. Du fragst mich, ob ich als Hure für die Amerikaner arbeite? Darling, wir beide sind Huren der Amerikaner. Ich ficke in ihrem Auftrag, du tötest für sie. Sieh mich nicht so verletzt an, ich bin furchtbar gerne mit dir im Bett. *Tu me fait briller*. Du lässt mich, erstrahlen, *non?*«

Und Solange lehrte ihn, wie ein Franzose zu lieben.

10

Zwei Nächte später kamen sie, um ihn zu töten.

Nikolai steckte mitten in einer schwierigen *kata*, »Tiger bricht durch Bambus«, als ihm sein Proximitätssinn sagte, dass er im Garten nicht allein war. Der erste Angreifer – ganz in Schwarz gekleidet, einen Dolch in der Rechten – ließ sich di-

rekt vor ihm von der Mauer fallen. Nikolai sah, wie die Augen des Killers über seine Schulter hinweg einen Punkt fokussierten, und wusste, dass ein weiterer Angreifer von hinten kam.

Der Dolchstoß war niedrig angesetzt, so wie Nikolai ihn erwartet hatte. Er ging in die Katzenstellung, beschrieb einen tiefen Bogen mit der Rechten und schob dabei die Messerhand von seinem Körper weg. Dann machte er einen Schritt nach vorn, packte den Angreifer am Kragen seines Gi und zog ihn runter, fuhr herum und schlug seinen Kopf gegen die Gartenmauer. Er hörte das Genick brechen, hielt aber nicht inne, um sich zu vergewissern, da er sich unter der Klinge des Beils hinwegducken musste, mit dem der zweite Angreifer ausholte und auf seinen Kopf zielte. Nikolai schoss hoch, fuhr dem Mann mit seiner zur Tigerkralle geformten Linken in die Augen und mit der anderen Hand in den Schritt. Er senkte die Linke, arretierte den Ellbogen des Arms, der das Beil hielt, und ging auf die Zehenspitzen. Der Arm brach wie trockenes Holz. Das Beil fiel zu Boden. Nikolai wirbelte herum, so dass er dem Angreifer den Rücken zukehrte, und rammte ihm einen Ellbogen in den Solarplexus. Er gab den gebrochenen Arm frei, drehte sich erneut und verabreichte der Halsschlagader einen *shuto*.

Der Mann sackte zu Boden.

Nikolai kniete sich neben ihn, fühlte seinen Puls und fluchte, weil er zu fest zugeschlagen hatte. Seine Fertigkeiten waren noch nicht vollständig wiederhergestellt, er hatte die Wucht des Schlags nicht genau bemessen können, und nun war der Mann tot. Das war ungünstig, denn Nikolai hätte ihn gerne gefragt, wer ihn und aus welchem Grund beauftragt hatte.

Ungeschickt, sagte Nikolai zu sich selbst, ungeschickt und ungenau.

Du musst besser werden.

Er ging ins Haus zurück und wählte die Nummer, die Haverford ihm für Notfälle gegeben hatte. Als der Amerikaner abnahm, sagte Nikolai: »Im Garten liegen zwei Leichen. Ich nehme an, Sie werden die wegschaffen wollen.«

»Bleiben Sie im Haus. Ich schicke sofort ein Aufräumkommando.«

Nikolai legte auf. Solange stand im Türrahmen und sah ihn an. Sie trug einen schlichten weißen Morgenrock aus Seide, zusammengehalten von einer Schleife, die förmlich danach flehte, gelöst zu werden, und umklammerte ein Küchenmesser, die Hand auf der Höhe ihres Oberschenkels. Ihre grünen Augen funkelten. »Alles in Ordnung?«

»Mir geht's gut. Vielleicht ein bisschen mehr außer Atem, als mir lieb ist.« Er wunderte sich über seine Emotionslosigkeit, gelangte aber zu der Ansicht, der Adrenalinschub sei noch nicht wieder verebbt und verdecke seine Gefühle bezüglich seines knappen Entrinnens und dem Mord an zwei Männern.

Nikolai blickte auf das Messer und fragte: »Wolltest du das benutzen?«

»Wenn es nötig gewesen wäre«, antwortete sie. »Sind sie tot?«

»Ja.«

»Bist du sicher?«

»Ziemlich sicher.«

Solange ging in die Küche und kam mit zwei gedrunghenen Gläsern Whiskey zurück. »Ich weiß nicht, wie es dir geht, aber ich brauche einen.«

Nikolai nahm das Glas und kippte den Whiskey in einem Zug hinunter. Vielleicht empfinde ich doch mehr, als ich dachte.

»Du zitterst ein bisschen«, sagte sie.

»Auch wenn es vielleicht nicht so aussieht«, entgegnete Nikolai, »ich bin kein geübter Killer.«

Es war die Wahrheit. Er hatte Kishikawa-san aus Liebe getötet – etwas, das Menschen mit westlichem Verstand nur schwer begreifen konnten. Aber dieser Gnadenakt hatte ihn keinesfalls unempfindlich gegenüber dem professionellen Töten zweier Menschen gemacht, die ihn zwar zuerst hatten umbringen wollen, aber trotz allem menschliche Wesen waren. Als das Adrenalin wich, spürte er eine seltsame, widersprüchliche Mischung aus Erleichterung und Reue.

Solange nickte verständnisvoll.

Der »Aufräumtrupp« traf ein, bevor Nikolai und Solange ihr zweites Glas geleert hatten. Haverford kam durch die Küchentür herein, untypisch für ihn in Jeans und einem Hemd, das über der Hose hing. »Mein Gott, alles okay?«

»Mir geht's gut«, antwortete Nikolai.

»Was zum Teufel ist passiert?«, fragte Haverford.

Nikolai erzählte ihm von dem Anschlag, ließ die Details seines Gegenangriffs jedoch aus und erklärte nur, es täte ihm leid, den zweiten Mann ebenfalls getötet zu haben.

Er hörte das Team draußen leise arbeiten, die Leichen beseitigen, das Blut aufwischen, den Kies wieder tadellos herrichten. Als wäre nichts passiert.

Der Teamleiter kam herein, flüsterte Haverford etwas zu und ging.

»Das waren Japaner«, sagte Haverford.

Nikolai schüttelte den Kopf. »Chinesen oder zumindest im Dienst der Chinesen.«

Haverford sah ihn neugierig an.

»Japaner würden kein Beil benutzen«, erklärte Nikolai. »Chinesen schon, ein spezielles chinesisches Beil. Außerdem wäre kein japanischer Kämpfer so ohne weiteres auf ›Der wütende Mönch streicht die Wand‹ reingefallen. In China will jemand mich – oder Michel Guibert – tot sehen.«

»Ich kümmere mich darum«, erwiderte Haverford. »Und ich werde die Sicherheitsmaßnahmen hier verstärken.«

»Tun Sie's nicht«, sagte Nikolai. »Sicherheitsvorkehrungen erregen nur Aufmerksamkeit. Die interessante Frage ist vielmehr: Woher wussten die, wo ich bin?«

Haverford runzelte die Stirn, und Nikolai freute sich über sein Unbehagen, ein willkommener Riss in der sonst so zuversichtlichen Fassade des Amerikaners – der Anblick war es beinahe wert, dem Tod so knapp entronnen zu sein. Der Agent sagte: »Wir sollten Sie wohl von hier wegbringen.«

»Bitte nicht«, entgegnete Nikolai. »Es ist schön hier und die Gefahr ist wirklich nicht sehr groß. Wären die Angreifer Japaner gewesen, würden sie es immer wieder versuchen, bis sie Erfolg hätten. Aber die Chinesen denken anders, sie verfolgen

eine gescheiterte Strategie kein zweites Mal. Ich bin sicher, bis ich diesen Ort verlasse.«

Haverford nickte. »Dürfte ich wohl auch einen Scotch haben?«

Nachdem Haverford und sein Aufräumtrupp abgezogen waren, gingen Nikolai und Solange zu Bett, aber sie liebten sich nicht. Nach den Ereignissen des Abends stand keinem von beiden der Sinn nach Sex. Sie lagen lange schweigend nebeneinander, bis Nikolai sagte: »Es tut mir sehr leid. Bitte nimm meine Entschuldigung an.«

»Wofür?«

»Dafür, dass ich in deinem Haus Blut vergossen habe.«

Solange konnte die Beschämung in seinem jungen Gesicht sehen. Und wirklich, das Töten war das Ende der Jugend. Sie wusste, dass jeder anständige Mensch, der eine Seele in sich spürte, es verabscheute, anderen das Leben zu nehmen. Und sie wusste, dass sie ihm seinen Schmerz nicht nehmen, sondern ihn nur mit ihm teilen konnte. Sie konnte ihm zeigen, dass er kein Ungeheuer, sondern ein Mensch mit Fehlern war, der versuchte, in einer fehlerhaften Welt zu überleben.

»Denkst du«, fragte sie, »ich habe so etwas noch nie gesehen?«

Mit dem Kopf auf seiner Brust, seinen Arm um sie geschlungen, erzählte sie ihm ihre Geschichte.

Sie war ein wunderschönes Kind gewesen, der Stolz des ganzen *quartier*. Schon als kleines Mädchen war sie wegen ihrer wunderschönen Haut, ihrer Augen, ihres Haars, des perfekten Körpers etwas ganz Besonderes gewesen. Als sie älter wurde,

warfen ihr die Männer aus dem Viertel verschämte, verstohlene Blicke zu, während die Fremden in der Stadt meist weniger höflich waren und ihrem Begehren mit drastischen Worten Ausdruck verliehen.

Doch Mama wachte streng über die Tugend ihrer Tochter. Sie schickte Solange zu den Nonnen, um ihr eine religiöse Ausbildung angedeihen zu lassen, und ging jeden Sonntag und an allen christlichen Feiertagen mit ihr in die Kirche. Vor allem aber gab sie sich große Mühe zu verhindern, dass Solange erfuhr, woher das Geld für ihre hübschen Kleider und Schuhe kam.

Manchmal blieb ein bisschen Geld übrig, so dass Solange ins Kino gehen konnte, und dann saß sie in der herrlich kühlen Dunkelheit, verfolgte die silbrigen Fantasien, die sich vor ihr abspielten, und träumte davon, eines Tages selbst Schauspielerin zu werden.

Alle sagten, dass sie gewiss hübsch genug dafür sei.

Aber ihre Mutter missbilligte diesen Wunsch – Schauspielerinnen waren nicht viel besser als Huren.

Solange lernte Louis bei einem gemeinsamen Ball ihrer beiden Schulen kennen und fand ihn schrecklich attraktiv. Er war groß und schlank, hatte gewelltes, braunes Haar und warme braune Augen, und er war intelligent und charmant. Als Sohn eines bekannten Stadtarztes war er relativ reich, aber dessen ungeachtet ein leidenschaftlicher Kommunist.

Gleichzeitig entwickelte er eine Leidenschaft für Solange. Er hatte sie aufrichtig gern, konnte sich aber nicht enthalten, ihre Tugendhaftigkeit auf die Probe zu stellen, wenn sie unter

Bäumen, an den Ufern des Kanals, im Kino oder bei ihm zu Hause saßen und seine Eltern, was selten genug vorkam, nicht daheim waren, oder sie sich gemeinsam bei ihr in der Wohnung aufhielten, während ihre Mutter »ausgegangen« war.

Mama war entsetzt, dass Solange zu einer solchen Schönheit herangewachsen war. Sie war stolz, ja, aber vor allem auch ängstlich, und so begann sie, ihrer Tochter unablässig Vorträge über die Lasterhaftigkeit der Männer zu halten. »Sie wollen nur Sex«, wettete sie, »und dein lieber Louis ist keine Ausnahme. Aber gib nicht nach – nur eine *salope* schläft vor der Ehe mit einem Mann.«

Eines Abends kamen Louis und Solange auf einem ihrer Spaziergänge an einem großen vierstöckigen Gebäude vorbei.

»Was ist das?«, fragte sie.

»Das ist ein Bordell«, sagte Louis genau in dem Moment, als die Tür aufging und Solange ihre Mutter zum Rauchen aus der Tür treten sah. Ihre schwarzen Haare waren zerzaust, ihre Lippen aufgequollen. Sie zündete eine Zigarette an, drehte sich um und erblickte Solange.

»Geh nach Hause!«, rief sie mit überschlagender Stimme.
»Bitte, Solange, geh.«

Aber Solange stand da wie benommen.

Schließlich nahm Louis sie am Arm und führte sie fort.

Wenige Monate später hatten die Alliierten Nordafrika eingenommen, und bald darauf stießen die Nazis bis in den Süden Frankreichs vor. Deutsche Soldaten besetzten die Stadt, die Polizei half ihnen beim Aufspüren von Juden, die Résistance

organisierte sich und die Gestapo kam, um sie wieder aufzumischen.

Leiter der Gestapo in Montpellier war ein gewisser Oberst Höger, und eines Nachmittags, als er vor der Tür seines Hauptquartiers stand, um die Sonne zu genießen, kam er auch in den Genuss des Anblicks von Solange.

»Sieh dir nur dieses Geschöpf an«, sagte er zu seinem Hauptmann. »Was glaubst du wohl, wie alt sie ist?«

»Sechzehn? Siebzehn?«

»Dieses Gesicht«, sagte Höger, »und der Körper. Finde heraus, wer sie ist.«

»Sie ist noch ein Kind.«

»Nein, sieh sie doch an. Sie ist reif.«

Solange hatte sich schon bald an den Beruf ihrer Mutter gewöhnt und dabei die traurige Lektion gelernt, dass vormals Unerträgliches mit der Zeit oft alltäglich wird. Sie und Mama pflegten ein höfliches, wenn auch emotional distanziertes Verhältnis zueinander, und Marie verspürte schließlich sogar so etwas wie Erleichterung darüber, dass sie ihre Tätigkeit nicht mehr verbergen musste. Von Zeit zu Zeit besuchte Solange sogar Madame Sette's, das Etablissement, in dem ihre Mutter arbeitete, um ihr eine Mahlzeit zu bringen, einen vergessenen Lippenstift hinterherzutragen oder einen anderen Botengang für sie zu erledigen. Die Mädchen dort nannten sie liebevoll Mademoiselle Prüde, und jedes Mal, wenn Madame, die dank der deutschen Besatzer zu einer wohlhabenden Frau geworden war, sie sah, bedrängte sie Solange, sich doch zu überlegen, ob sie nicht gutes Geld verdienen wolle.

Doch Solange lehnte beharrlich ab.

Sie wandte sich mehr und mehr Louis zu, und obwohl dieser mit seinem Studium an der ausgezeichneten und traditionsreichen Medizinschule von Montpellier sehr viel zu tun hatte, verbrachten die beiden praktisch ihre gesamte Freizeit miteinander.

Noch mehr beschäftigte ihn allerdings die Résistance. Jetzt, wo er Seite an Seite mit dem Faschismus lebte, kämpfte er für seine kommunistischen Ideale leidenschaftlicher denn je. Anfangs radelte er noch als Botenjunge mit verschlüsselten Nachrichten, die er in seinen Medizinbüchern versteckte, durch die Stadt, doch es dauerte nicht lange, bis den Anführern seine Intelligenz und sein Mut auffielen und man ihm größere Verantwortung übertrug.

Mit dieser aber wuchs auch das Risiko, und Solange hatte schreckliche Angst. Sie wusste von den Folterkammern in den Kellern der Gestapo, hatte von Erschießungskommandos gehört und mied die Hinrichtungsstätten, die in der Stadt für gefangene Widerstandskämpfer errichtet worden waren. Sie flehte Louis an, vorsichtig zu sein.

Natürlich versprach er aufzupassen, doch gleichzeitig reizte ihn die Gefahr, und so kehrte er von seinen Missionen häufig mit überschäumender *joie de vivre* zurück. Louis wollte leben, und dazu gehörten auch körperliche Zärtlichkeiten mit diesem wunderschönen Mädchen, das er liebte, sogar sehr liebte.

Doch sie wies ihn ab.

»Ich will nicht wie meine Mutter enden.«

Eines Tages, als Solange ihrer Mutter eine Schale heiße Suppe brachte – Marie war erkältet –, saß Oberst Höger im Sa-

lon. Sein Gesicht war vom Alkohol gerötet, als er sie freudig überrascht ansah. »Arbeitest du hier?«

»Nein.«

»Wie schade.« Er musterte sie von oben bis unten, langsam und lüstern zeigte er unverhohlen seine Begierde. »Hast du auch einen Namen?«

»Ja.«

Högers Ton wurde schärfer. »Und wie lautet er?«

»Solange.«

»Solange«, sagte Höger und ließ sich den Klang auf der Zunge zergehen, so wie er am liebsten auch ihren Körper gekostet hätte. »Ein hübscher Name für ein hübsches Mädchen.«

Drei Tage später näherte er sich ihr ohne Umschweife. Er hatte draußen gewartet, bis Solange den Platz überquerte, dann sprach er sie an.

»*Bonjour*, Mademoiselle.«

»*Bonjour*, Monsieur.«

»Gibt es auf dem Bürgersteig etwas Interessantes zu bestaunen, Solange?«

»Nein, Monsieur.«

»Dann sieh mich an, bitte.«

Sie sah zu ihm auf.

Er entschuldigte sich für sein unhöfliches Benehmen im Bordell und unterbreitete ihr ein Angebot. »Zivilisiert«, nannte er es. Sie sollte keine Hure, sondern seine Geliebte sein. Er würde ihr eine geeignete Wohnung verschaffen, Geld für Kleidung und einige Luxusartikel zur Verfügung stellen und sie darüber hinaus angemessen – genau genommen recht

großzügig – ab und zu mit Geschenken verwöhnen. Im Gegenzug würde sie ... naja, sicher wusste sie, was sie im Gegenzug zu leisten hatte, er müsse gewiss nicht ins Detail gehen, nicht wahr?

Solange gab ihm eine Ohrfeige.

Höger war seit seiner Kindheit nicht mehr geohrfeigt worden, und er sah sich tatsächlich um, ob jemand es wohl gesehen hatte, dann fasste er sich und sagte: »Sie sind ausgesprochen unhöflich.«

»Ganz anders als Sie – Monsieur –, die Sie gerade einem siebzehnjährigen Mädchen ein unmoralisches Angebot gemacht haben.«

»Es steht Ihnen frei zu gehen.«

»Bon après-midi.«

»Bon après-midi.«

Erst zu Hause gab Solange ihrem Entsetzen nach. Sie zitterte gute zehn Minuten lang, machte sich eine Tasse Tee und setzte sich an den Küchentisch, um sich zu beruhigen. Als Louis herüberkam, erzählte sie ihm jedoch nichts von der Begegnung, aus Angst, er könne töricht sein und den Ritter spielen.

Zwei Tage später wurde Louis verhaftet.

»Es war wie in einem Roman von Zola«, erzählte Solange Nikolai nun, den Kopf an seiner Schulter. »Einem der schlechteren.«

Sie sagte es voller Ironie, verzichtete auf Selbstmitleid, doch Nikolai hörte den tief vergrabenen Schmerz in ihrer Stimme, als sie mit ihrer Erzählung fortfuhr.

Sie hatten Louis auf frischer Tat ertappt – ihn auf seinem Fahrrad angehalten und die verschlüsselten Nachrichten in den

Anatomietexten gefunden. Sie warfen ihn in den Keller des Gestapogebäudes, wo Höger ihn bearbeitete. Der gut aussehende Junge sah schon bald nicht mehr gut aus. Doch Louis war tapfer, loyal und engagiert, und er weigerte sich, Namen zu nennen, was ihm schon bald zum Verhängnis wurde.

Solange erfuhr davon am Nachmittag. Sie ging in ihr Zimmer und weinte, dann wusch sie sich das Gesicht, kämmte sich das Haar und zog ihr bestes Kleid an, prüfte ihr Aussehen, und öffnete die beiden obersten Knöpfe, um den Blick auf ihr Dekolleté freizugeben. Vor dem Spiegel im Schlafzimmer ihrer Mutter schminkte sie sich, so wie sie es bei den Huren gesehen hatte.

Dann ging sie zur Hauptvertretung der Gestapo und bat, Oberst Höger sprechen zu dürfen.

Als sie in sein Büro geführt wurde, stellte sie sich vor seinen Schreibtisch, zwang sich, ihm in die Augen zu sehen, und sagte: »Wenn Sie Louis Duchesne freilassen, werde ich mich Ihnen hingeben. Jetzt und wann immer Sie es wünschen. Auf jede Weise.«

Höger sah sie an und blinzelte.

Solange sagte: »Ich weiß, dass Sie mich wollen.«

Er brach in schallendes Gelächter aus.

Höger lachte, bis ihm die Tränen über die fleischigen Wangen liefen. Dann nahm er ein Taschentuch aus der Tasche, wischte sich die Augen und stand auf. »Raus aus meinem Büro, du freche Göre. Glaubst du, ich riskiere meine Karriere und verrate mein Vaterland, nur für die Ehre, dir die Kirsche zu entkernen?«

Solange ließ sich nicht unterkriegen. »Darf ich ihn sehen?«

»Gewiss«, entgegnete Höger. »Du kannst ihn hängen sehen.
Donnerstagmittag.«

Auf dem Exekutionspodest baumelten fünf Schlingen, um die sich schweigend eine Menschenmenge bildete. Wenig später fuhr ein deutscher Militärlaster vor. Soldaten sprangen von der Ladefläche und zerrten fünf zum Tode verurteilte Gefangene herunter.

Louis war der Letzte, den sie holten.

Es hatte nichts Romantisches, nichts Heldenhaftes. Er war übel zugerichtet. Willenlos und benommen, die Hände auf den Rücken gebunden, wurde er auf das Podest gezerrt. Als er von dort oben in seinem blutverschmierten weißen Hemd und der schmutzigen braunen Hose verständnislos in die Menge blickte, fragte sich Solange, ob er wohl nach ihr Ausschau hielt.

Ich hätte mich ihm hingeben sollen, dachte sie. Ich hätte ihn rückhaltlos lieben sollen. Ich hätte ihn in mir empfangen, mich an ihn schmiegen und nie wieder loslassen sollen.

Ein Soldat schritt die Reihe ab. Als er zu Louis kam, zog er grob seinen Kopf herunter, legte ihm die Schlinge um den Hals und bückte sich, um ihm die Füße zusammenzubinden. Auf Befehl des Oberst bekamen die Verurteilten keine Kapuzen über die Köpfe gezogen.

Louis stand die Todesangst ins Gesicht geschrieben.

Die anderen Soldaten bildeten eine Reihe zwischen der Menge und dem Hinrichtungspodest für den Fall, dass jemand versuchen sollte, einzugreifen oder die Gehängten an den Beinen zu ziehen, damit das Genick brach und sich ihr Leiden verkürzte.

Solange zwang sich hinzusehen.

Ein Offizier brüllte einen Befehl.

Metall krachte auf Holz und Louis fiel.

Sein Hals zuckte und er hüpfte auf und ab. Er baumelte hin und her – seine Beine zappelten, seine Augen traten aus ihren Höhlen, seine Zunge hing ihm obszön aus dem Mund, während sein Gesicht erst rot und dann blau anlief.

Endlich – es kam ihr vor wie eine Ewigkeit – blieb er unbeweglich hängen.

Solange ging durch die Menge davon.

Sie hörte die Stimme eines Mannes sagen: »Er war ein Held.«

»Was?«

Es war der Bahnschaffner Patrice Reynaud, der mit Louis befreundet gewesen war. Patrice ging weiter und sagte noch einmal: »Dein Louis war ein Held.«

»Dein Louis«, dachte Solange. Wenn ich ihm doch nur erlaubt hätte, mein Louis zu sein.

Noch in derselben Nacht ging sie zum Haus von Madame Sette und betrat deren kleines Büro.

»Ich bin bereit zu arbeiten«, sagte sie.

Madame betrachtete sie skeptisch. »Warum jetzt, *chérie*?«

»Warum nicht, Madame?«, erwiderte Solange. »Warum die Realitäten des Lebens weiter verdrängen?«

»Das wird deiner Mutter nicht gefallen.«

Es gefiel Marie nicht. Sie schrie, sie jammerte, sie heulte. »Ich wollte dieses Leben nicht für dich. Aus dir sollte etwas Besseres werden.«

Das wollte ich auch, dachte Solange.

Aber das Leben hat anders entschieden.

Madame Sette war natürlich hochofrend und beschloss, ein großes Ereignis daraus zu machen. Eine ganze Woche lang kündigte sie die Versteigerung von Solanges Jungfräulichkeit an. Das Mädchen sollte einen hohen Preis erzielen.

»Du bekommst die Hälfte«, erklärte ihr Madame. »Das ist mehr, als ich normalerweise zahle.«

»Die Hälfte ist wunderbar«, erwiderte Solange.

»Leg es beiseite, verschwende es nicht«, riet ihr Madame. »Bring deine Ersparnisse auf die Bank, arbeite hart, dann kannst du eines Tages einen kleinen Laden eröffnen. Eine Frau sollte ihr eigenes Geld haben, ihr eigenes Geschäft.«

»Ja, Madame.«

Der große Abend kam und der Salon war vollgepackt mit deutschen Offizieren. Die meisten ortsansässigen Franzosen wollten nichts damit zu tun haben und jene, die dazu bereit gewesen wären, hatte man durch Gerüchte abgeschreckt, die Résistance würde nicht zimperlich mit denjenigen verfahren, die für die Jungfräulichkeit des Mädchens eines Märtyrers boten.

Solange ließ sich von Madame für den Anlass herausputzen.

Das weiße durchsichtige Kleid, die geschmacklose Parodie eines Hochzeitskleids, verbarg wenig, die weiße Kopfbedeckung aus Spitze saß sanft auf ihrem Haar, das ihr offen und glänzend über den Rücken fiel und die Aura der Jungfräulichkeit unterstrich. Sie war leicht und zurückhaltend geschminkt, ein bisschen Kajal, um ihre schönen Augen etwas größer wir-

ken zu lassen, und nur ein Hauch Rouge, wie es sich für eine junge Braut ziemte.

Solange spürte Ekel in sich aufsteigen.

Ekel, als Madame darauf bestand, sie zu untersuchen und sich ihrer Unberührtheit zu vergewissern; Ekel, als sie für die zeremonielle Farce angekleidet wurde; Ekel, als sie im »Brautzimmer« saß und sich auf das Ereignis vorbereitete; Ekel, als sie in das Zimmer geführt wurde und alle Männer augenblicklich verstummten. Ekel, als Madame das sehr hoch angesetzte Anfangsgebot verkündete, das sehr rasch stieg, da die Männer bereit waren, ein kleines Vermögen für das auszugeben, was sie unter dem Hochzeitskleid zu erkennen glaubten.

Höger saß schweigend da, seine Stellung und Autorität sprachen für sich selbst. Er ließ die Gebote in nie dagewesene Höhen steigen, dann hob er den Zeigefinger seiner Rechten. Damit endeten die Gebote. Niemand, und schon gar nicht einer der ihm untergebenen Offiziere, hatte den Mut, den Leiter der örtlichen Gestapo zu überbieten.

Madame zählte schnell bis drei und schloss ab.

Höger nahm Solange am Arm und führte sie den Gang hinunter ins »Brautzimmer«. Er entkleidete sie, warf sie aufs Bett und nahm sie.

Solange stöhnte. Sie ächzte vor Wollust, nannte ihn ihren Mann, bat ihn, fester zuzustoßen, sagte ihm, er sei wunderbar, wunderbar. Sagte, wenn sie es doch nur gewusst hätte, hätte sie sich ihm früher hingegeben, jederzeit. Sie wand und krümmte sich, schrie laut, als sie kam.

»Du wunderschönes Geschöpf«, keuchte er. »Ich hatte keine Ahnung.«

Sie stöhnte. »Das war unglaublich.«

Er schloss die Augen und machte sich erneut über sie her, allein auf seine Begierde konzentriert.

Sie griff unter die Matratze nach dem Messer, das Reynaud ihr gegeben hatte, und schlitzte ihm die Kehle auf.

Die Résistance schaffte sie aus dem Bordell und versteckte sie auf der Ladefläche eines Getreidelasters nach Marseille.

In den Bordellen dort gab es mehr als genug Arbeit für sie. Ihre Aufgabe war es, den Deutschen, die dort ein- und ausgingen, zuzuhören und scheinbar Nebensächliches aufzuschnappen, woraufhin Züge entgleisten, Nachrichten abgefangen wurden und Widerstandskämpfer entkamen, kurz bevor die Gestapo sie verhaften konnte. Und wenn ein Offizier in seinem Lieblingscafé oder draußen vor der Wohnung seiner Geliebten erschossen wurde – umso besser.

Solange kehrte nie wieder in ihre Heimat zurück.

Im Hungerwinter 1946 arbeitete sie erneut in dem einzigen Gewerbe, das sie beherrschte, und wurde die Geliebte eines amerikanischen Offiziers. Als er wieder nach Hause versetzt wurde, suchte sie sich einen anderen und danach wieder einen. Der Letzte flehte sie an, ihn zu heiraten und nach Texas zu begleiten, aber sie sagte ihm, er solle nicht albern sein.

Wenig später lernte sie einen Beamten des OSS kennen, der ihr erklärte, man könne eine Frau wie sie dort gut gebrauchen.

Damit beendete Solange ihre Erzählung.

Nikolai hielt sie fest, bis sie endlich eingeschlafen war.

11

Am nächsten Morgen bestellte Nikolai Haverford zu sich und verlangte zu erfahren, wen er nun ausschalten sollte. »Da ich mittlerweile selbst zur Zielscheibe geworden bin«, erklärte Nikolai bei Kaffee und Croissant, »habe ich wohl das Recht, es zu erfahren.«

Solange war zum Einkaufen aus dem Haus gegangen.

Haverford hörte zu, schien im Strudel der Milch, die er sich in den Kaffee rührte, nach einer Antwort zu suchen, sah auf und entgegnete: »Sie haben Recht. Es ist Zeit.«

»Also?«

»Es handelt sich um den sowjetischen Oberbevollmächtigten für Rotchina«, sagte Haverford. »Juri Woroschenin.«

Der Name traf Nikolai wie ein Schlag ins Gesicht, aber es gelang ihm – vielleicht nur dank der leichten Lähmung seiner Gesichtsmuskulatur – seine unbewegte Miene beizubehalten und jedes Zeichen des Wiedererkennens zu verbergen. »Warum?«

»Korea«, erwiderte Haverford.

Von den Sowjets angestachelt, hatte der wahnsinnige Kim Südkorea besetzt und die Vereinigten Staaten zum Eingreifen gezwungen. Als MacArthurs Gegenoffensive bis zum Yalu an der chinesischen Grenze vorgedrungen war, hatte Mao geglaubt, keine andere Wahl zu haben, und dreihunderttausend Soldaten nach Korea entsandt.

Die Vereinigten Staaten und China befanden sich im Krieg. Schlimmer noch, der Konflikt isolierte China vom Westen und

zwang es, die sowjetische Hegemonie zu akzeptieren, womit ein undurchdringlicher kommunistischer Block von der Elbe bis zu den Ufern des Pazifiks entstanden war.

»Wir müssen einen Keil zwischen Peking und Moskau treiben«, schloss Haverford.

»Indem Sie Woroschenin ermorden lassen?«, fragte Nikolai.
»Was soll das bringen?«

»Wir werden den Russen Beweise dafür liefern, dass die Chinesen dahinterstecken«, erklärte Haverford. »Die Chinesen wissen natürlich, dass sie es nicht gewesen sind und werden glauben, die Sowjets hätten einen ihrer eigenen Leute geopfert, um die Chinesen zu beschuldigen und zu weiteren Zugeständnissen zu zwingen – ständige Militärstützpunkte in der Mandchurei zum Beispiel.«

Das ist eine klassische List wie beim Go, dachte Nikolai, man opfert eine Reihe Steine, um dem Gegner eine falsche Strategie vorzugaukeln. Untypisch für die Amerikaner, die sich doch eher an kindischen Spielen wie Dame erfreuten. Hinter diesem Manöver steckte ein gewiefter Kopf. Möglicherweise Haverford, aber er war nicht in der Position, einen Mord auf so hoher Ebene zu bewilligen.

Wer dann?, überlegte Nikolai.

Wer ist dieser Go-Spieler?

»Erzählen Sie mir von Woroschenin«, sagte er.

12

»Verabschieden Sie sich von der Vorstellung, Sie sollten einen unschuldigen Diplomaten ermorden«, erklärte Haverford.

Juri Andrewitsch Woroschenin war ein hochrangiger Beamter des KGB, was den Chinesen bekannt und ein Dorn im Auge war.

»Vor allem aber«, ergänzte Haverford warnend, »ist der gute Mann ein Überlebenskünstler.«

Er berichtete, was die CIA über Juri Woroschenin wusste.

1898 in St. Petersburg als Sohn eines Lehrers geboren, war er schon als Junge ein engagierter Revolutionär gewesen. Mit fünfzehn hatte er bereits in drei zaristischen Gefängnissen gesessen und wurde mit siebzehn, knapp der Hinrichtung als Verräter entronnen, nach Sibirien verbannt. Im Auftrag der Bolschewiken trat er 1914 in die Armee ein und führte 1916 einen Aufstand an, in dessen Folge unzählige Soldaten von der Front desertierten.

Haverford zog eine Aufnahme hervor, die den jungen Woroschenin in Militärmantel und Soldatenkappe zeigte. Er war groß und dünn, trug die für linke russische Intellektuelle typische Brille mit Drahtgestell und ein offenes fröhliches Grinsen im Gesicht, das für einen ernsthaften Revolutionär eher ungewöhnlich wirkte.

Im geschichtsträchtigen Jahr 1917 war Woroschenin wieder zu Hause und mittlerweile Agent der Petrograder Abteilung der Außerordentlichen Allrussischen Kommission zur Bekämpfung von Konterrevolution, Spekulation und Sabotage,

der WeTscheKa, oder auch »Tscheka« genannt. Gewalt war in der hungernden Stadt an der Tagesordnung – aus dem Kriegsdienst entlassene Soldaten schossen, raubten und vergewaltigten. Der Mob plünderte Kirchen, Geschäfte und die Häuser der Reichen. Frauen und Töchter von Bankdirektoren, Generälen und zaristischen Beamten verkauften sich als Prostituierte, um ihre hungernden Familien zu ernähren.

Nikolai wusste alles über die Petrograder Tscheka.

»Sie müssen mir nichts weiter erklären«, sagte Nikolai. »Ich kenne die Geschichten von meiner Mutter.«

Die Tscheka begann mit dem roten Terror, einem Vernichtungskrieg gegen die »Klassenfeinde«, und erschoss Dutzende, manchmal sogar Hunderte von »Weißgardisten« an einem einzigen Tag, ohne Verhandlung oder ordentlichen Prozess. Und Woroschenin beteiligte sich eifrig an dem Gemetzel. »Wozu ein Volkskommissariat für Justiz einrichten?«, hatte er einst bei einer Parteiversammlung gefragt. »Nennen wir's einfach Volkskommissariat für Säuberungen und ziehen wir's durch.«

Sie zogen es durch.

Seine Foltermethoden wurden zum öffentlichen Alptraum. Er band Weißgardisten auf Bretterbohlen und schob sie langsam in Schmelzöfen, er steckte Gefangene in Fässer, die mit Nägeln gespickt waren, und ließ sie Hügel herunterrollen, er schälte Inhaftierten die Haut von den Händen, um »Fleischhandschuhe« zu fertigen. Sein Name wurde zum geflügelten Wort, mit dem Mütter ihre Kinder erschreckten.

1921 war er an der blutigen Niederschlagung der aufständischen Matrosen in Kronstadt beteiligt. Anschließend konzentrierte er sich auf die streikenden Arbeiter in der

Stadt, wo Kälte und Hunger herrschten. Mit Hilfe von Erschießungskommandos, Knüppeln und Folterkammern stellte er die Ordnung wieder her. Dann begann er, ganze Stadtviertel abzureißen, um Brennstoff für andere zu gewinnen. Bald wurde der aufstrebende Josef Stalin in Moskau auf ihn aufmerksam.

»Und dann taucht er in China auf«, fuhr Haverford fort.
»Ausgerechnet in Schanghai.«

Tatsächlich schlachtete die Nationalarmee dort 1927 auf Stalins Betreiben hin die Kommunisten ab, und Onkel Joe war der Ansicht, Chiang Kai-shek könnte ein paar Tipps gut gebrauchen.

Nikolai war damals noch ein kleiner Junge gewesen, aber er konnte sich trotzdem daran erinnern. Er war durch die Straßen von Schanghai gestreift und hatte bereits die »Roten« von den »Grünen« zu unterscheiden gelernt. Als Tausende junger Roter erschossen, erdolcht und enthauptet wurden, bedeutete dies auch das Ende seiner Kindheit.

»In den darauffolgenden fünfzehn Jahren haben wir ihn aus den Augen verloren«, sagte Haverford. »Niemand weiß, wo er war oder was er getan hat, aber wir können mit ziemlicher Sicherheit davon ausgehen, dass er sowohl an der Ermordung Troztkis in Mexiko wie an dem von Stalin inszenierten und als Vorwand für die großen Säuberungen der dreißiger Jahre vorgeschobenen Attentat auf Sergei Kirow beteiligt war.«

Doch dann drohte Woroschenin selbst Opfer der Säuberungen zu werden. Der Verfolgungswahn des Diktators war so groß, dass er seine begabtesten und skrupellosesten Untergebenen inhaftieren und hinrichten ließ, vor allem jene, die etwas

zu erzählen hatten, und so landete auch Juri in der Lubjanka, dem gefürchteten Moskauer Gefängnis.

Woroschenins Karriere hätte dort mit einer Kugel im Hinterkopf enden können. Doch wie gesagt, war er einer von denjenigen, die immer überleben, und er setzte all sein Können, seine List und seinen Mut darauf, die Verhöre zu überstehen. Er wurde zu einer so wertvollen Informationsquelle, dass man ihn nicht ohne weiteres hätte töten können, und so saß er drei lange Jahre in seiner Zelle, lauschte den Schreien der Männer, die weniger begabt waren als er, hörte, wie sie hingerichtet wurden, und wartete auf eine günstige Gelegenheit.

»Im Gefängnis lernt man, Geduld zu haben«, soll Woroschenin später einmal gesagt haben.

»So ist es«, pflichtete Nikolai bei, und Haverford errötete.

Als Hitler in Russland einfiel, wurden die Gefängnistore geöffnet. Stalin, der Gefahr lief, den Krieg zu verlieren, konnte es sich nicht länger leisten, seine besten Leute einzusperren. Woroschenin wurde schon bald rehabilitiert und freigelassen.

Juri landete also wieder einmal auf den Füßen.

Anstatt sich auf die tödlichen Schlachtfelder des Krieges gegen Deutschland schicken zu lassen, machte er sich seine früheren Verbindungen zur Kuomintang zunutze und ließ sich wieder nach China versetzen, wo er in Chongqing erneut auf Chiang Kai-shek traf. Seine Aufgabe bestand jedoch nicht darin, den Generalissimo in seinem Kampf gegen die Japaner zu unterstützen, sondern Mao und seine Kommunisten aufzuspüren, die Stalin zu Recht als potenzielle künftige Konkurrenten betrachtete.

Woroschenin hatte kein Problem damit, seine marxistischen Genossen zu bekämpfen. In der Lubjanka hatte er seinen Glauben verloren und war vom Überzeugungstäter zum abgebrühten Zyniker geworden, der sich für nichts anderes interessierte als den Vorteil des Juri Woroschenin. Und so war er grundsätzlich bereit, sich mit jedem zu verbünden und ihn ebenso leicht auch wieder zu verraten.

Haverford zeigte Nikolai eine weitere Aufnahme des khakifarbenen gekleideten Woroschenin mit Chiang Kai-shek vor einem taoistischen Tempel. Da er keine Kopfbedeckung trug, sah man deutlich seinen weichenden Haaransatz und die Geheimratsecken. Seine Haut war blass und von den Jahren der Haft gezeichnet, doch noch immer war eine gewisse Lebenskraft spürbar. Seine Schultern waren breit, wenn auch ein bisschen gebeugt, und er hatte seit seiner Jugend nicht zugenommen. Ein gut aussehender Mann, kraftvoll, der Chiang Kai-shek, mit dem er dem Fotografen zuliebe eine Karte studierte, deutlich überragte.

»Der gute Juri bleibt während des Krieges und darüber hinaus auf der Seite der Nationalarmee«, sagte Haverford. »Als Stalin seine Agenten aus China abzieht, fürchtet er, sie könnten von Mao infiziert worden sein, und lässt sie wegsäubern.«

Wieder hätte es Woroschenin eigentlich als Ersten den Kopf kosten müssen, doch er gab rasch und bereitwillig Informationen über seine Genossen weiter und wurde so zum Leiter und nicht zum Opfer der Säuberungsaktionen. Woroschenin führte persönlich die Verhöre, orchestrierte die Folter, überwachte die Exekutionen und drückte in einigen Fällen sogar selbst ab.

Und nun war er wieder in China.

»Er ist der Mann«, sagte Haverford, »den Stalin zu seinem Stellvertreter in China bestimmt hat.«

Das war wie ein Schlag ins Gesicht, aber was hätte Mao tun können? Im Ausland isoliert, hatte er bereits mit dem Aufbau einer Regierung und einer rentablen Wirtschaft zu kämpfen und war auf russische Hilfe angewiesen. Wenn das bedeutete, dass er seinen Stolz zurückstellen musste, war der Erste Vorsitzende lächelnd und mit einer tiefen Verbeugung dazu bereit.

Vorerst.

Nikolai hörte sich die biografischen Eckdaten des russischen Mörders und Folterers an, aber im Grunde war das überflüssig. Von seiner Mutter, der Gräfin Alexandra Iwanowna, wusste er bereits genug über Juri Andrewitsch Woroschenin.

Blieb die Frage, wie die Mission auszuführen war.

Peking war Anfang 1952 die vielleicht bestbewachte Stadt der Welt. Die chinesische Geheimpolizei war allgegenwärtig und hatte ihre »Komitees zur Bewahrung der öffentlichen Ordnung« – freiwillige Spitzel und Informanten – in allen Wohnhäusern und Fabriken installiert.

Und schlimmer noch: Ausländer waren eine Seltenheit. Mao hatte den Koreakrieg als Vorwand benutzt, um alle »Spione« und »Agenten« zu deportieren und die wenigen Westbürger, die geblieben waren, unter lückenlose Überwachung zu stellen.

»Warum glauben Sie, dass ich – anders als Ihre ›Agenten‹ – eine Chance habe, den Auftrag erfolgreich auszuführen?«

Diese Frage war auch in Langley ausführlich erörtert worden, und Haverford überlegte, wie viel davon er Nikolai Hel anvertrauen durfte.

»Die Aufgabe verlangt nach jemandem, der fließend Chinesisch spricht«, sagte Haverford, »gleichzeitig, falls nötig, sollte er aber auch als Russe durchgehen können.«

»Zweifelloos stehen auf Ihrer Gehaltsliste zahlreiche Personen dieser Beschreibung«, wand Nikolai ein.

»Das ist richtig«, entgegnete Haverford. »Aber der Mann muss nicht nur in mehreren Sprachen bewandert, sondern auch außerordentlich intelligent, unerschütterlich und ein ausgebildeter Killer sein – und imstande, den Auftrag ohne eine Pistole oder eine andere gängige Waffe zu erledigen. Damit wird die Liste der verfügbaren Kandidaten sehr kurz.«

Nikolai verstand. Eine Schusswaffe ließ sich in einem Polizeistaat schlecht verstecken, und Woroschenin würde wohl kaum einen bewaffneten Killer an sich heranlassen. Das leuchtete ein, aber Nikolai wusste, dass noch andere Qualifikationen erforderlich waren, die die Auswahl an Kandidaten auf ihn reduzierte, und er fragte sich, ob Haverford Nikolais persönliche Motive für den Mord an Woroschenin kannte. Gewiss war Haverford manipulativ genug – er würde nicht mal mit der Wimper zucken. Aber Nikolai bezweifelte, dass er es wusste – eigentlich war das unmöglich. Nein, dachte Nikolai, seine Wahl ist aus anderen Gründen auf mich gefallen.

»Außerdem«, sagte er, »brauchen Sie einen Mann, der verzweifelt genug ist, einen Auftrag anzunehmen, der nur minimale Erfolgchancen verspricht und nach abgeschlossener Mission kaum Hoffnung auf eine geglückte Flucht erlaubt. Ist es nicht so?«

»Nur zum Teil«, antwortete Haverford. »Wir werden ein Fluchthelferteam schicken, das Sie da rausholt. Aber die Chan-

cen stehen durchaus schlecht, so dass wir einen Mann brauchen, der nicht viel zu verlieren hat.«

Na gut, dachte Nikolai, das bin dann wohl ich.

Oder »Michel Guibert«.

Dessen Identität würde es Nikolai ermöglichen, nach Peking zu reisen. Als Russe hätte die »Tarnung« nicht funktioniert, denn man hätte ihn sofort als Betrüger entlarvt. Den Chinesen nahm man ihm aus naheliegenden Gründen nicht ab. Auch eine amerikanische oder britische Identität kam nicht infrage.

Die Guiberts aber waren schon seit der Zeit der schnurrbärtigen anarchistischen Bombenwerfer besondere Lieblinge der internationalen Linken, und Papa Guibert hatte den französischen Kommunisten in Vichy während des Kriegs besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Die Guiberts waren also genau die Sorte von Kapitalisten, die von den Kommunisten toleriert wurden.

Und gerade jetzt konnten die Chinesen den Sohn ganz besonders gut gebrauchen, erklärte Haverford.

»Es geht um Vietnam«, sagte er.

»Genauer?«

Sowohl China wie auch Russland unterstützten Ho Chi Minh und seinen Aufstand gegen das französische Kolonialregime in Vietnam. Hos Viet Minh brauchten Waffen – vorzugsweise amerikanische, da die Vereinigten Staaten die Franzosen belieferten und die Viet Minh beschlagnahmte Munition verwenden konnten. China verfügte über ein riesiges Lager an amerikanischen Waffen, die man einerseits in Korea beschlagnahmt und andererseits der unterlegenen Kuomintang,

die ebenfalls von den Amerikanern großzügig mit Waffen versorgt worden war, abgenommen hatte.

»Warum schicken die Chinesen den Viet Minh nicht einfach die Waffen?«, fragte Nikolai.

Zwischen Vietnam und China gab es eine gemeinsame Grenze, und die Viet Minh kontrollierten das unwegsame Grenzgebiet. Eigentlich müsste es ein Leichtes sein, die Waffen durch die abgelegenen Berge zu den Festungen der Viet Minh zu bringen.

»Das tun sie«, entgegnete Haverford. »Aber es ist eine Frage des Geldes.«

Natürlich, dachte Nikolai.

»Die Chinesen sind nicht flüssig«, erklärte Haverford. »Sie würden mit dem Deal gerne etwas Kohle scheffeln – am liebsten Devisen. Andererseits soll aber auch niemand mitbekommen, dass sie auf dem Rücken ihrer asiatischen Revolutionsgenossen Profit machen. Michel Guibert dient ihnen also als willkommene Ausrede. ›Wir hätten euch die Waffen gerne geschenkt, wenn die schmierigen Guiberts sie sich nicht unter den Nagel gerissen hätten. Aber wir können dafür sorgen, dass sie euch einen fairen Preis machen.««

Das war der Plan. Nikolai sollte als »Michel Guibert« nach Peking eingeschleust werden und einen Deal mit den Chinesen abschließen, um die Waffen dann an die Viet Minh weiterzuverkaufen.

»So komme ich nach Peking«, sagte Nikolai, »aber wie gelange ich, sagen wir, in ›handlungsfähige Nähe‹ zu Woroschenin?«

Haverford zuckte mit den Schultern. »Sie sind der Go-Meister.«

13

Als John Singleton die Nachricht vom gescheiterten Attentat auf den Spion Nikolai Hel erhielt, reagierte er wenig überrascht, dafür aber einigermaßen zufrieden.

Hätte Hel sich so ohne weiteres ausschalten lassen, wäre er wohl kaum der richtige Mann für den Job gewesen – Juri Woroschenin war kein leichtes Opfer. Dass Hel sich offensichtlich ohne größere Probleme der auf ihn angesetzten Killer entledigen konnte, ließ auf eine erfolgreiche Mission hoffen.

Aber Diamond, dachte Singleton und verschob einen weißen Stein auf ein anderes Feld, ist so schrecklich leicht zu durchschauen. Da hatte er etwas anderes erwartet. In Verbindung mit Diamonds augenscheinlichem Mangel an Kreativität war dies ein Grund, an seiner Eignung für den Posten in Indochina zu zweifeln.

Doch die alte Go-Maxime enthielt viel Wahres: »Schlage eine gerade Linie mit einem Kreis, einen Kreis mit einer geraden Linie«. Diamond war trotz seiner zahlreichen Unzulänglichkeiten zumindest sehr direkt und würde sich nicht mit Nachdenken verzetteln.

Und dann war da noch der »Kreis«, Haverford, übertrieben umsichtig. Singleton fiel das alte Sprichwort ein: »Ein Liberaler ist ein Mann, der bei einer Auseinandersetzung nicht einmal

für sich selbst Partei ergreift«, und damit war Ellis Haverford hinlänglich beschrieben. Würde er den Mut aufbringen, sich für eine Vorgehensweise zu entscheiden und diese auch durchzuziehen?

Wir werden sehen, dachte Singleton und drehte das *gokang* um.

Das ist das Wunderbare daran, wenn man gegen sich selbst spielt.

Man kann nicht verlieren.

14

Diamond rammte die Faust gegen die Wand.

Es tat weh.

Als er seine aufgeschürften Fingerknöchel betrachtete, fluchte er noch einmal. Zwei gegen einen, ein Überraschungsangriff, und die verfluchten Chinesen vermasseln es. Immerhin hatten sie den Anstand besessen, sich abmurksen zu lassen.

Angst schoss ihm in die Magengrube.

Hel ist nicht zu unterschätzen. Du wirst dir was Besseres einfallen lassen müssen.

15

Solange trat durch die Tür.

Nikolai stand auf und half ihr, die Einkäufe einzuräumen. Haverford betrachtete die kleine häusliche Szene, und sie beruhigte ihn. Wegen des Anschlags in der letzten Nacht war Hels geplante Abreise vorverlegt worden. Er beherrschte den französischen Dialekt, hatte alles, was sie ihm vorgelegt hatten, in erstaunlich kurzer Zeit aufgenommen und seine Fitness wiedererlangt. Es war Zeit für den nächsten Schritt, und er wollte nicht, dass sein Agent plötzlich keine Lust mehr hatte, weil er verliebt war. Wobei, das musste er eingestehen, welcher Mann würde sich nicht in Solange verlieben?

»Störe ich?«, fragte sie.

»Nein«, entgegnete Nikolai rasch. »Haverford hat nur ein paar Unterlagen vorbeigebracht, die ich lesen soll.«

Er legte besondere Betonung auf »lesen«, um dem Amerikaner zu signalisieren, dass er nicht weiter »unterrichtet« werden wollte, sondern in der Lage war, die Unterlagen selbst zu studieren.

Haverford lächelte. Es gab immer Machtkämpfe zwischen einem Agenten und seinem Betreuer; man musste damit rechnen, und teilweise waren sie sogar gewollt. Er freute sich über Hels Ansätze von Eigensinn – Selbstvertrauen war gut für einen Agenten. Bis zu einem gewissen Grad. Ein kluger Betreuer wusste, wann er verhandeln, wann sich durchsetzen oder nachgeben musste.

»Ich wollte gerade gehen«, sagte Haverford und stand vom Tisch auf. »Die Croissants waren wie immer *très délicieux*.«

»*Merci*.«

Nachdem Haverford gegangen war, wandte sich Solange an Nikolai und fragte: »Stört es dich?«

»Was?«

»Dass ich eine Prostituierte war.«

Die Frage überraschte ihn. »In Japan ist das ein ehrenwerter Beruf.«

»In Frankreich nicht.«

»Ich bin kein Franzose«, sagte Nikolai. »An dir gibt es nichts, das ich nicht entzückend, wunderbar und ehrenwert finde.«

Solange floh in seine Arme, küsste ihn sanft auf den Hals und sagte leise: »Ich glaube, ich bin dabei, mich in dich zu verlieben.«

»Und ich mich in dich.« Seine Worte überraschten ihn ebenso sehr wie das Gefühl an sich, das er seit Jahren nicht mehr verspürt hatte und das er sich vorgenommen hatte, nie wieder zu empfinden. Nach seiner Erfahrung ging jeder, den er liebte, irgendwann fort, meist durch die Pforte des Todes.

»Je t'aime, je t'aime, je t'aime.«

»Je t'aime aussi«, sagte Nikolai.

»Aber was sollen wir tun?«

»Nichts.« Sie seufzte, ihr Atem war warm und feucht auf seiner Haut. »Wir können nichts tun, außer uns zu lieben, solange wir uns haben.«

Sie gingen ins Schlafzimmer und taten genau das.

Solange schlief noch, als Nikolai aufstand, in die Küche ging und eine Dose grünen Tee herausnahm, die er hinten im Schrank versteckt hatte. Es gibt keinen Grund, dachte er, als das Wasser heiß wurde, weshalb Michel Guibert während sei-

ner Zeit in Hongkong nicht eine Vorliebe für ausgezeichneten grünen Tee entwickelt haben sollte.

Als das Wasser kochte, goss er es in die Kanne, wartete eine Minute, trat nach draußen und goss es aus. Diesen Prozess wiederholte er, füllte anschließend erneut Wasser auf und ließ es ziehen. Dabei erinnerte er sich an das alte und weise Sprichwort: Beim ersten Mal ist es Wasser, beim zweiten Mal Plörre, beim dritten Mal Tee.

Nikolai wartete ungeduldig, schenkte sich dann Tee in eine kleine Tasse und schlürfte ihn. Ausgezeichnet, dachte er. Belebend, wie es Kaffee, egal wie gut, niemals sein konnte. Er nahm den Tee mit hinaus in den Garten, setzte sich auf eine der Steinbänke und lauschte dem Plätschern des Wassers.

Vergangene Nacht erst, dachte er, habe ich hier zwei Menschen getötet, und jetzt ist keine Spur mehr davon zu sehen, als wäre es nie passiert. Und in gewisser Weise ist das auch so, denn in buddhistischem Sinne ist das Leben nur ein Traum, ein Kreislauf der trügerischen Wahrnehmungen, die uns glauben machen, wir würden uns von anderen Wesen unterscheiden. Indem ich diese Männer getötet habe, bin ich selbst gestorben; indem ich überlebe, leben sie in mir weiter. Ich erfülle ihr Karma und sie meines. Mit Woroschenin wird es dasselbe sein.

Dass der Russe die Auswirkungen seines Karmas zu spüren bekam, war längst überfällig.

Seit dreißig Jahren.

Nikolai fragte sich, ob Woroschenin sich überhaupt noch an die Sache erinnern konnte, und wenn ja, ob es ihm leidtat. Wahrscheinlich nicht, dachte Nikolai.

Willst du überhaupt weitermachen?, überlegte er.

Nun gut, die Amerikaner bieten mir viel Geld, einen Reisepass und die Freiheit. Trotzdem ist die Versuchung groß, einfach nach nebenan zu gehen, Solange zu wecken, ein paar Sachen zu packen und irgendwohin zu fliehen, wo sie uns nicht finden können.

Aber wohin?, fragte er sich, wo sollte das sein?

Du hast keinen Pass, keine Papiere, kein Geld. Wohin und wie weit kannst du fliehen, wenn du nicht einmal Japan verlassen kannst? Und wo konnte man sich in dieser engmaschigen, hermetischen Gesellschaft mit zwei runden Augen verstecken? Und wie lange? Höchstens ein paar Wochen, und das war eine optimistische Schätzung. Und dann was? Jetzt, da du die Identität des Opfers kennst, werden die Amerikaner dich liquidieren.

Und Solange auch.

Sie werden glauben, dass du mit ihr gesprochen und ihr alles erzählt hast. Obwohl es meist zutrifft, dass das, was man nicht weiß, einen das Leben kostet, kann mich in dieser verkehrten Welt, in der ich jetzt lebe, ebenso leicht das töten, was ich weiß. Würde Solange die Identität der Zielperson kennen, befände sie sich ernsthaft in Gefahr.

Also bitte, dachte er. Sie ist die Geisel meines Handelns.

Ich darf nicht zulassen, dass noch eine Person stirbt, die ich liebe.

Ich könnte es nicht ertragen.

Aber wirst du es auch schaffen?, fragte er sich. Woroschenin ermorden und dir trotzdem ein Leben mit Solange aufbauen? Ist das nicht zu viel verlangt?

Vielleicht, dachte er.

Aber er beschloss, es zu versuchen.

Solange kam aus dem Schlafzimmer in den Garten. Sie sah reizend aus mit ihren zerzausten Haaren; ihre Lider waren schwer, und sie wirkte schläfrig.

Nikolai ließ die Akte auf seinen Schoß sinken und klappte sie zu.

»Wir haben Geheimnisse voreinander?«, fragte sie. »Keine Angst, ich will es nicht wissen.«

Sie zündete zwei Zigaretten an und reichte ihm eine. »Mir ist egal, was für eine Geschichte ihr euch ausdenkt. Am Ende zählt nur Essen, Wein, Sex und Babys. Das ist es, was die Menschen wirklich interessiert. Alles andere? Alberne Männerspiele. Geh spielen. Komm zurück und mach mir ein Kind.«

»Das würde ich gerne«, sagte Nikolai. »Sehr gerne.«

»Gut. Ich kümmere mich ums Essen.«

Sie küsste ihn auf die Stirn und ging ins Haus.

Nikolai studierte weiter die Akte. Als Mensch interessierte Woroschenin ihn überhaupt nicht, doch als Zielperson sehr. Er musste wissen, wie sein Verstand funktionierte – was ihm gefiel, was nicht, welche Angewohnheiten er hatte.

Abgesehen von seinem Faible für Sadismus trank der Mann auch noch, vielleicht sogar exzessiv. Aber alle Russen tranken. Nikolai bezweifelte, dass ihn das angreifbar machte.

Den Unterlagen war zu entnehmen, dass Woroschenin auch den Frauen gegenüber nicht abgeneigt war – was Nikolai nicht überraschte. War das ein möglicher Ansatz? Vielleicht, aber das »neue« Peking gab sich bekanntermaßen puritanisch. Die Kommunisten hatten die Bordelle geschlossen, und die meisten professionellen Konkubinen waren mit der Kuomintang geflo-

hen. Wenn Woroschenin eine Frau in der Stadt hatte, dann würde er sie gut versteckt halten – was Möglichkeiten eröffnete – aber auch Schwierigkeiten aufwarf.

Was noch?

Woroschenin spielte Schach – auch das wie die meisten Russen –, aber offensichtlich spielte er sehr gut, wie man es erwarten durfte. Er aß gern, kannte sich mit Weinen aus und hatte während seiner Zeit in China eine Vorliebe für die Pekingoper entwickelt.

Das war so ziemlich alles.

Nikolai klappte die Akte zu.

16

Solange lag wach, als Nikolai ins Schlafzimmer kam.

»Morgen früh gehe ich fort«, sagte er.

»Ich weiß«, sagte Solange. »Ich habe es gespürt.«

Er legte sich neben sie. Sie drehte sich um, schob ihren Kopf auf seine Brust, und er schlang den Arm um sie. »Ich komme zu dir zurück.«

»Ich hoffe es.«

»Das werde ich.«

Als er am Morgen zur Tür hinaustrat, hatte sie nur ein Wort für ihn.

Survive.

Draußen löste sich ein Ahornblatt vom Ast, glänzte wunderschön im Sonnenlicht und fiel herab.

ZWEITER TEIL

Peking, Januar 1952

17

In Peking war es eisig kalt.

Der Nordwind fegte von der Mandschurischen Ebene herunter und umhüllte die Weiden, deren Äste sich bereits unter der Last des Schnees bogen, mit einer dünnen, silbrig glänzenden Frostschrift. Die Sonne war blassgelb, eine schmale Scheibe an einem perlmuttfarbenen Himmel.

Nikolai trat aus dem Bahnhofsgebäude und atmete die eisige Luft ein, die ihm in die Lunge stach, als wollte sie ihn verbrennen. Er stellte den Kragen seines russischen Mantels auf und band sich den Schal enger um den Hals.

Auf der Straße herrschte kaum Verkehr, abgesehen von einigen wenigen Militärfahrzeugen – sowjetischen Lastern und amerikanischen Jeeps, die man der Kuomintang abgenommen hatte. Die meisten Menschen gingen zu Fuß, die wenigen, die besser dran waren, hatten Mühe, auf ihren Fahrrädern im Schnee das Gleichgewicht zu halten, und beugten sich tief über die Lenker, um dem Wind zu entgehen. Ein paar Rikschafahrer

nahmen ankommende Passagiere auf und radelten mit ihnen davon. Ihre Hinterreifen rutschten im Schnee hin und her.

Dann tauchte plötzlich eine lange schwarze Limousine auf, die vorderen Kotflügel mit kleinen roten Flaggen geschmückt, und fuhr am Bordstein vor. Ein untersetzter Chinese in einem gut gefütterten Wollmantel und einer Kappe der Volksbefreiungsarmee mit rotem Stern stieg aus und trat auf Nikolai zu.

»Genosse Guibert?«

»Ja.«

»Ich bin Genosse Chen«, sagte der Mann. »Willkommen in Peking. Lang lebe die Volksrepublik.«

»*Wan swei.*«

»Ja, man hat uns gesagt, dass Sie fließend Kantonesisch sprechen.« Chen lächelte. Die Betonung lag fast unmerklich auf »Kantonesisch«, nur um Nikolai spüren zu lassen, dass der Dialekt im Vergleich zu dem von der Regierung bevorzugten Mandarin geringer geschätzt wurde. »Sie haben in Kanton gelebt, nicht wahr?«

»Hongkong.«

»Ah ja.«

Alberne Spielchen, dachte Nikolai.

Endlose, alberne Spielchen.

»Ich werde hier in Peking Ihr Begleiter sein«, sagte Chen.

›Begleiter‹, dachte Nikolai, das bedeutete ›Spion‹, ›Wachhund‹ und ›Informant‹.

»Ich weiß das zu schätzen.«

»Wollen wir der Kälte entfliehen?« Chen nickte kurz Richtung Wagen, der Fahrer stieg aus, nahm Nikolais Koffer und

packte ihn in den Kofferraum. Chen hielt Nikolai die hintere Tür auf. »Bitte.«

Nikolai setzte sich hinein, Chen ging um den Wagen herum und stieg auf der anderen Seite ein. Die Autoheizung kämpfte wacker, wenn auch vergebens gegen die ungeheure Kälte an, und Chen stampfte mit den Stiefeln auf den Fahrzeugboden. »Kalt.«

»Grässlich.«

»Stört es Sie, wenn ich rauche?«, fragte Nikolai, wobei er natürlich wusste, dass die Antwort »Nein« lauten und Chen sich seinerseits über eine Zigarette freuen würde. Er zog ein Päckchen Gauloises aus der Innentasche seines Mantels und hielt es ihm hin. »Bitte.«

»Sehr freundlich.«

Chen nahm die angebotene Zigarette, dann beugte sich Nikolai über den Sitz und bot auch dem Fahrer eine an. Er konnte Chens verärgerten Blick aus dem Augenwinkel sehen. Selbst in der »klassenlosen« Gesellschaft gab es noch Klassenunterschiede, dachte Nikolai.

Der Fahrer nahm die Zigarette und grinste Chen hämisch im Rückspiegel an, was Nikolai zeigte, dass er ihm nicht allzu treu ergeben war. Ein Wachhund, der den Wachhund bewacht, dachte er. Er nahm sein französisches Feuerzeug aus der Tasche, gab beiden Männern Feuer und zündete sich anschließend selbst eine Zigarette an. Schon bald erfüllte blauer Dunst den Wagen.

»Gut«, sagte Chen.

»Behalten Sie das Päckchen.«

»Das darf ich nicht annehmen.«

»Ich hab noch mehr.«

Chen nahm es.

Keine fünf Minuten in der unbestechlichen Volksrepublik, dachte Nikolai, und schon habe ich den Ersten bestochen.

Maos »Drei-Anti-Kampagne«, die unter anderem der Korruption unter den Parteifunktionären ein Ende machen sollte, lief auf Hochtouren. Hunderte von Bürokraten waren bereits kurzerhand hingerichtet worden – öffentlich erschossen –, und Tausende andere in Arbeitslager verschleppt, wo ein langsamer, quälender Erschöpfungstod sie erwartete.

Nikolai beobachtete, wie Chen vier Zigaretten aus der Packung nahm und sie für den Fahrer auf den vorderen Sitz legte. Geschickt, dachte er.

Nikolai war zum ersten Mal in Peking. Er war in Schanghai aufgewachsen und hatte diese weltoffene Stadt fest in sein Herz geschlossen. Die alte Reichshauptstadt dagegen wirkte ganz anders mit ihren breiten, für Militärparaden angelegten Prachtstraßen, den riesigen öffentlichen Plätzen, die dem Wind so ungeschützt ausgesetzt waren, dass sie fast schon mahnend daran zu erinnern schienen, wie rasch und vollständig Veränderungen eintreten konnten und wie angreifbar man selbst war, wenn der Wind plötzlich die Richtung wechselte.

Chen schien ihm einen kleinen Schritt voraus. »Sie waren noch nie in Peking?«

»Nein«, sagte Nikolai und starrte aus dem Fenster, als der Wagen auf die Jianguomen Avenue einbog. »Und Sie, sind Sie von hier?«

»Oh ja«, sagte Chen, als würde er sich über die Frage wundern. »Ich bin in Peking geboren und aufgewachsen. Außenstadt.«

Zwei Ecken weiter wurde die Straße zur Chang'an Avenue, der Hauptschlagader der Stadt, die den Osten mit dem Westen verband und an der südlichen Grenze der Verbotenen Stadt und ihrer charakteristischen roten Mauer entlangführte. Nikolai konnte das Tor des Himmlischen Friedens sehen, wo Mao zwei Jahre zuvor die Volksrepublik China ausgerufen hatte. Im Rahmen seiner Vorbereitungen hatte er auch erfahren, dass Juri Woroschenin an jenem Tag dort dabei gewesen war.

Riesige Tafeln auf beiden Seiten des Tores verkündeten jeweils »Lang lebe die Volksrepublik China« und »Lang lebe die Einheit der Völker der Welt!«.

»Kleiner Abstecher gefällig?«, fragte Chen.

»Bitte.«

Chen wies den Fahrer an, sie zum Platz des Himmlischen Friedens zu fahren, der eine einzige Baustelle war, weil er gerade erweitert wurde, um Raum für noch größere öffentliche Kundgebungen zu bieten. Gebäude wurden abgerissen, der Schutt weggebracht oder eingeebnet.

»Wenn es fertig ist«, sagte Chen stolz, »wird dort Platz für über eine Million Menschen sein.«

Deren eigene Häuser zuvor abgerissen wurden, dachte Nikolai, nur damit sie sich öffentlich versammeln können.

Peking war eine beeindruckende, imposante Stadt, zugeschnitten auf die Demonstration von Macht. Nikolai mochte Schanghai lieber, obwohl er sicher war, dass sich auch das sehr verändert hatte. Das China, das er gekannt hatte, war ein bun-

tes Durcheinander von Farben und Stilen gewesen – Schanghai war das Modezentrum des Landes –, die Einwohner von Peking dagegen sahen alle gleich aus, die meisten trugen die vorgeschriebenen wattierten blauen, grünen oder grauen Mäntel, dazu weite Hosen und Maomützen.

Nachdem er den Platz des Himmlischen Friedens umrundet hatte, bog der Fahrer in nördlicher Richtung auf die Wangfujing Street ein und fuhr vor dem Beijing Hotel vor, einem um die Jahrhundertwende im europäischen Stil erbauten, siebentöckigen Gebäude mit drei Torbögen und einem Säulengang im obersten Stockwerk. Der Fahrer sprang aus dem Wagen, nahm Nikolais Tasche aus dem Kofferraum und übergab sie dem Portier. Der kleine Mann mittleren Alters hatte Mühe, die Tasche in die Lobby zu schleppen, schlug aber Nikolais ausgestreckte Hand aus.

»Der war mal stellvertretender Bürgermeister«, raunte Chen Nikolai zu und führte ihn an dem Portier vorbei. »Kann von Glück reden, dass er noch lebt.«

Die Lobby wirkte gespenstisch. Nikolai wusste, dass dies einst das europäische Machtzentrum von Peking gewesen war, von dem aus die westlichen Handelsbarone ihre asiatischen Geschäftspartner herumkommandiert hatten. Die chinesischen Kellner waren mit Tablett voller Gin Tonics und Whiskey Sodas hier entlanggehastet und hatten den achtlosen Rassismus der Franzosen, Deutschen, Engländer und Amerikaner über sich ergehen lassen. In Schanghai war es genauso gewesen, aber hier – nur einen kurzen Fußweg vom Reichspalast entfernt – musste es noch demütigender gewirkt haben.

Er wunderte sich, dass die Kommunisten das Gebäude nicht einfach abgerissen und die schmerzhaften Erinnerungen in Schutt und Asche gelegt hatten, aber natürlich brauchte auch das neue Regime einen Ort, um seine ausländischen Gäste zu beherbergen. Die Lobby war sauber, aber leblos, von aller Dekadenz befreit und bar jeden Anflugs von Luxus und Privilegiertheit, die sie einst zweifellos besessen hatte.

Wenn das Leben im Kapitalismus offensiv geschmacklos war, dachte Nikolai, so war es im Kommunismus übertrieben trist.

Am Empfang bat ihn eine junge Frau im allgegenwärtigen ›Leninanzug‹ – einer grauen, zweireihigen Jacke mit Gürtel – um seinen Reisepass und staunte, als Nikolai ihr diesen mit einer chinesischen Begrüßungsfloskel überreichte:

»Haben Sie heute gegessen?«

»Das habe ich, Genosse. Und Sie?«

»Danke, ja.«

»Zimmer 502. Der Portier wird ...«

»Ich trage mein Gepäck selbst, danke«, sagte Nikolai. Er griff in seine Tasche nach einem Schein für den Portier, aber Chen hielt ihn zurück.

»Trinkgelder sind in der Volksrepublik verboten«, erklärte Chen.

»Natürlich«, sagte Nikolai.

»Ein gönnerhafter imperialistischer Anachronismus«, setzte Chen hinzu.

Das ist eine ziemlich schwere Last, dachte Nikolai, für ein kleines Trinkgeld.

Die Fahrt im Fahrstuhl war beängstigend, und Nikolai fragte sich, wann der quietschende Lift das letzte Mal gewartet worden war. Aber sie kamen wohlbehalten im fünften Stock an, und Chen führte ihn über einen langen Gang zu seinem Zimmer.

Es war einfach, aber sauber. Ein Bett, ein Schrank, zwei Stühle, ein Beistelltisch mit einem Radio und eine Thermoskanne mit heißem Wasser für Tee. Das daran anschließende Badezimmer verfügte über eine Toilette und eine Badewanne, aber keine Dusche. Vom Hauptraum aus führte eine doppelflügelige Glastür auf einen kleinen Balkon. Nikolai trat hinaus und blickte von der Vorderseite des Hotels auf die East Chang Street. Zu seiner Rechten konnte er den Platz des Himmlischen Friedens sehen.

»Diese Zimmer sind ganz besonderen Gästen vorbehalten«, erklärte Chen, als Nikolai wieder ins Zimmer trat.

Das möchte ich wetten, dachte Nikolai. Außerdem wette ich, dass sie verwandt sind, damit jede Unterhaltung der ganz besonderen Gäste mitgehört und aufgezeichnet werden kann. Er zog seinen Mantel aus, bedeutete Chen, dasselbe zu tun und hängte beide Mäntel in den Schrank.

»Darf ich Ihnen einen Tee anbieten?«, fragte Nikolai.

»Sehr freundlich.«

Er füllte zwei Löffel grünen Tee in eine Kanne, goss heißes Wasser auf, wartete einige Augenblicke und verteilte den Tee in zwei Tassen. Normalerweise hätte er ihn nicht schon nach dem ersten Brühvorgang ausgeschenkt, aber er wusste, dass der Brennstoff für das Erhitzen von Wasser wertvoll war und

Verschwendung nicht gerne gesehen wurde. Er reichte Chen den Tee, und beide Männer setzten sich.

Nach einer Weile verlegenen Schweigens sagte Chen: »Das tut gut. Wärmt. Danke.«

»Ich habe für Ihre Gastfreundschaft zu danken.«

Chen reagierte bestürzt bei dem Gedanken, der Gast könnte irrtümlich annehmen, sein Hotelaufenthalt sei kostenlos. Er sprach ihn direkt darauf an. »Aber Sie bezahlen Ihr Zimmer doch selbst.«

»Trotzdem«, sagte Nikolai, dem wieder einfiel, wie ungehobelt Chinesen in geschäftlichen Angelegenheiten verfahren. Ganz anders als die Japaner, die ihren Gast in minutenlangen Umschreibungen darauf hingewiesen hätten, dass er für die Unkosten, die sein Aufenthalt verursachte, selbst aufzukommen hatte.

Chen wirkte erleichtert. »Heute Abend wird zu Ihren Ehren ein Essen gegeben.«

»So viele Mühen und Kosten sind wirklich nicht nötig.«

»Es ist bereits alles organisiert.«

»Ich freue mich darauf.«

Chen nickte. »Oberst Yu, der persönliche Berater von General Peng, wird Ihr Gastgeber sein.«

General Peng Dehuai war ein Nationalheld, einer der wichtigsten Generäle des Langen Marsches und Gründer der legendären Achten-Route-Armee. Bis vor kurzem hatte er die chinesischen Streitkräfte in Korea befehligt und war jetzt Verteidigungsminister. Peng würde dem Verkauf von Waffen durch ›Guibert‹ an die Viet Minh zustimmen müssen. Der Umstand, dass er offensichtlich einen seiner wichtigsten Berater aussand-

te, um sich gleich am ersten Abend nach Guiberts Ankunft im Land ein Bild von ihm zu machen, war bezeichnend.

Und untypisch für das, was Nikolai über das chinesische Geschäftsgebaren wusste. Normalerweise würde man einen ausländischen Gast zunächst einige Tage, wenn nicht gar Wochen warten lassen und mit niederrangigen Untergebenen und endlosen Stadtrundfahrten auf Trab halten, bevor es ans eigentliche Geschäft ging.

Peng hatte es offensichtlich eilig, diesen Handel abzuschließen.

»Ich fühle mich geehrt«, sagte Nikolai.

Chen stand auf. »Ich bin sicher, Sie sind müde und möchten ein wenig ausruhen.«

Nikolai brachte ihn zur Tür.

Er wartete fünf Minuten, dann zog er Mantel und Hut an und trat erneut in die Kälte hinaus.

18

Obwohl Nikolai Karten und Luftbildaufnahmen eingängig studiert hatte, konnten diese eine persönliche Ortskenntnis doch nicht ersetzen, und er wollte sich in der Stadt orientieren. Sein Überleben konnte von einer spontanen Entscheidung für oder gegen eine bestimmte Seitenstraße abhängen, und für Unentschlossenheit oder Zögern würde ihm keine Zeit bleiben.

Peking zu Beginn des Jahres 1952 war eine Stadt der Widersprüche. Die meisten ihrer Einwohner lebten außerhalb der Regierungsbezirke in den *hutongs*, wahren Labyrinthen aus engen Straßen, Innenhöfen und Gässchen. Das Herz Pekings bildete die Verbotene Stadt – wie der Name bereits andeutete, war sie der allgemeinen Öffentlichkeit in ihrer tausendjährigen Geschichte fast immer verschlossen gewesen. Und auch jetzt, da die kommunistische Regierung eingezogen war und viele der Gebäude in Büros und Wohnhäuser umgewandelt hatte, blieb sie größtenteils »verboten«.

Das »andere« Peking, außerhalb der Verbotenen Stadt, war zumindest vor der kommunistischen Machtübernahme eine lebendige, aktive, kosmopolitische Stadt mit zwei Millionen Einwohnern gewesen, mit zahlreichen Märkten, Modeboutiquen, kleinen Parks und Plätzen, auf denen Jongleure, Magier und andere Straßenkünstler auftraten.

Die Einheimischen legten dieselbe abgehetzte und hochnäsige Haltung an den Tag wie alle Großstädter. Für sie war Peking ein eigenes Universum, und damit lagen sie gar nicht so falsch. Alle waren sie in die Reichshauptstadt gekommen – nicht nur alle möglichen Chinesen, sondern auch der Rest der Welt. Und so kannte der gebildete Bürger Pekings die unterschiedlichen Kulturen Chinas, Japans und Europas. Die Wohlhabenderen hatten womöglich schon einmal in französischen Restaurants gespeist, italienische Anzüge beim Schneider bestellt und Uhren von deutschen Uhrmachern gekauft. Die meisten modernen Einwohner hatten britische Anzüge oder französische Kleider getragen und zu amerikanischer Musik getanzt.

Trotzdem würde jeder gute Bürger Pekings, vom armen Fäkalien-sammler bis zum reichsten Kaufmann, stolz behaupten, die Kultur seiner Stadt sei allen anderen überlegen – die sagenumwobenen Reichsgebäude, die Brücken, Parks und Gärten, die jahrhundertealten Restaurants und Teehäuser, die Theater und Opernhäuser, die Zirkusse und Akrobaten, die Dichter und Schriftsteller.

Peking war bereits eine elegante Reichshauptstadt, als London und Paris kaum mehr als von Ungeziefer verseuchte Sumpflöcher waren. Von allen europäischen Hauptstädten konnte nur Rom mit Pekings Geschichte, Eleganz und Macht mithalten.

Die Peking-er hatten bereits alles gesehen. Viele Bürger der Stadt hatten den Einmarsch der Franzosen, der Deutschen, der Nationalisten, der Japaner und nun der Kommunisten erlebt. Die Stadt hatte sich angepasst, weiterentwickelt und überlebt.

Viele Beobachter waren überrascht, dass Mao sich trotz ihrer engen Verbindung zum Kaiserreich für diese Stadt als Hauptstadt entschieden hatte. Nikolai aber glaubte, er habe sich genau deshalb dafür entschieden. Kein Herrscher konnte ohne jene Insignien die Macht in China beanspruchen – ohne im Besitz des Himmelstempels zu sein, konnte kein Kaiser das Mandat des Himmels beanspruchen, und Nikolai wusste, dass Mao sich trotz seiner kommunistischen Propaganda insgeheim als neuen Kaiser betrachtete. Tatsächlich hatte er sich recht schnell in der Verbotenen Stadt eingeschlossen und ließ sich nur selten außerhalb blicken.

Die Menschen in Peking wussten das. Sie hatten viele Kaiser, Herrscher und den Aufstieg und Fall zahlreicher Dynastien

erlebt und wussten, dass die Herrschenden sich selbst Denkmäler setzten, die anschließend zerfielen, und auch, dass die kommunistische Dynastie nur eine in einer langen Reihe von vielen war. Ihre Zeit würde kommen und gehen, aber die Stadt würde bleiben.

Doch in welcher Form, fragte sich Nikolai, als er zum Haupteingang hinaustrat, die Straße entlangging und rechts in die Chang'an einbog. Mao hatte Pläne und angekündigt, er wolle aus »der Stadt des Konsums« eine »Stadt der Produktion« machen. Ganze Straßenzüge mit alten Häusern waren bereits abgerissen worden, um Platz für neue Fabriken zu schaffen, schmale Straßen wurden verbreitert, damit Panzer hindurchrollen konnten, und sowjetische Architekten – für Nikolai ein Widerspruch in sich – waren eifrig damit beschäftigt, sterile Wohneinheiten aus Beton zu entwerfen, die die alten Hofhäuser, einst das Zentrum des häuslichen Lebens in Peking, ersetzen sollten.

Hofmauern säumten die Wohnstraßen und *hutongs*, und nur kleine Türen führten auf die Straße hinaus. Hinter diesen Türen befand sich jeweils eine weitere Mauer, die den Eintretenden zwang, entweder rechts oder links um sie herumzugehen – auf diese Weise wurden die bösen Geister überlistet, die sich nur geradeaus bewegen können. Hinter den Türen befanden sich Innenhöfe, meist mit Kies oder in den wohlhabenderen Häusern auch mit Steinplatten bedeckt. Häufig gab es auch ein oder zwei schattenspendende Bäume und eine offene mit Kohle befeuerte Kochstelle, die bei wärmeren Temperaturen genutzt wurde. Je nachdem, wie reich oder arm eine Familie war, bestand das Haus aus ein oder zwei Stockwerken mit Wohn-

räumen, vielleicht auch noch einem zusätzlichen Anbau für die Familien der Söhne. Pekings Bewohner lebten zurückgezogen hinter diesen Mauern, still und autonom in großen Familieneinheiten.

Dem kontrollbesessenen Mao, der schon bald das Bedürfnis nach Privatsphäre als »individualistische«, antisoziale Einstellung geißelte, gefiel das überhaupt nicht. Während er darauf wartete, dass die Sowjets ihre architektonischen Gräueltaten vollendeten, ging er auf organisatorischer Ebene gegen die Hofhäuser vor und ließ »Sicherheitskomitees« einrichten, was nichts anderes bedeutete, als dass Nachbarn sich jetzt gegenseitig ausspionierten. Schwarz gekleidete Abordnungen von »Nachtmenschen« – hauptsächlich ehemalige Einbrecher – setzten ihre Fertigkeiten ein, um über Dächer zu klettern und zu lauschen, ob sich irgendwo »bourgeoise Aktivitäten« vernehmen ließen, wie zum Beispiel das Klappern von Mah-Jongg-Ziegeln auf einem Spielbrett, das Trällern eines im Käfig gehaltenen Singvogels, konterrevolutionäres Geflüster oder revisionistische Verschwörungen.

Auch an öffentlichen Orten wurde das urbane Leben beschnitten. Theater und Teehäuser wurden geschlossen, Straßenkünstler mit der Forderung nach Lizenzen schikaniert, Imbissverkäufer zum Beitritt in staatlich geführte Kollektive gezwungen. Selbst die Rikschafahrer, die einst die Straßen der Stadt verstopft hatten, wurden allmählich als »Überbleibsel aus dem Kaiserreich« und Symbole »menschlicher Sklaverei« verdrängt. Das geschah nicht plötzlich, aber der Prozess war unaufhaltsam und die Geschäftigkeit, die der Stadt einst ihren Charme verliehen hatte, verebbte und verkam zu einer angster-

füllten Stille, in der jede Handlung beobachtet und belauscht wurde.

Als er die Hotellobby verließ, merkte Nikolai sofort, dass sich ein Mann an seine Fersen heftete. China war arm an Ressourcen mit Ausnahme der menschlichen, deshalb konnte der Geheimdienst es sich ohne weiteres leisten, einen Mann vor dem Hotel abzustellen, dessen einzige Aufgabe darin bestand, »Guibert« im Auge zu behalten.

Gut zu wissen.

Nikolai wollte herausfinden, wie umfassend er überwacht wurde, und so spielte er »Katz und Maus«, wie Haverford dazu sagen würde. Nikolai betrachtete es natürlich etwas anders, und zwar nach den Regeln des Go-Spiels. Ein Grundprinzip dieses Spiels besagt, dass Bewegung Bewegung nach sich zieht. Bewegt man einen Stein, führt das meist dazu, dass der Gegner ebenfalls einen Stein bewegt. Und so war es auch bei der Spionage, ein für ihn völlig neues Terrain.

Ohne sich etwas anmerken zu lassen, überquerte er die Chang'an und ging in das alte Gesandtschaftsviertel, vorbei am Gebäude der alten russischen Botschaft, das nun die neue sowjetische Delegation bezogen hatte. Aus dem Augenwinkel suchte er die Vorderseite des Gebäudes ab, wo deutlich sichtbar Sicherheitskräfte in russischen Limousinen Wache hielten.

Er beschleunigte seinen Schritt, so als würde ihn das Gesandtschaftsviertel langweilen, und ging in westlicher Richtung zum Platz des Himmlischen Friedens.

Er lief um den riesigen Platz herum, auf dem wegen der Bauarbeiten ein einziges Chaos herrschte – sein Wachhund machte seinen Job gut, blieb an ihm dran, ohne ihm zu nahe zu

kommen – und wandte sich dann in nördlicher Richtung den Ziegeldächern der Verbotenen Stadt entgegen.

Sein Beschatter zog sich jetzt zurück und überließ ihn einem zweiten Mann, was Nikolai zeigte, dass Guiberts Überwachung eine gewisse Priorität hatte. Das hohe Dach des Kaiserpalastes, leicht erkennbar von Hunderten von Fotografien, ragte vor ihm auf, als er nach einer Stelle Ausschau hielt, die ihm ausreichend Zeit und Raum lassen würde, um Woroschenin zu töten und anschließend zu fliehen.

Nikolai hatte gehofft, die Mauern der Verbotenen Stadt könnten ein solcher Ort sein, aber nun erkannte er, dass das Gebiet viel zu streng bewacht wurde, seit Mao hier eingezogen war und viele der Gebäude in Wohnhäuser für hohe Funktionäre oder in Regierungsbüros verwandelt worden waren.

Nikolai betrat den Palast, der jetzt ein Museum war, um sich aufzuwärmen und seiner Rolle als Tourist Glaubwürdigkeit zu verleihen, und verweilte eine Zeit lang auf dem Gelände (falls an diesem bitterkalten Nachmittag von »Verweilen« die Rede sein konnte), bevor er die Verbotene Stadt wieder verließ. Nachdem er zur Kenntnis genommen hatte, dass ein weiterer Beschatter sich an ihn geheftet hatte, wandte er sich gen Osten und überquerte eine hübsche Brücke über die südlichen Ausläufer des zugefrorenen Beihai-Sees, der sich silbrig glänzend vor den weißen Weidenbäumen an seinen Ufern abzeichnete.

Es war nicht klug, zu selbstsicher auszuschreiten, weshalb Nikolai wieder in die Gangart und das Tempo eines Mannes verfiel, der unbesorgt, aber leicht verwirrt scheint. Er machte an der Ecke zur Xidan Street halt, tat, als überlege er, wohin er gehen solle, und »entschied« sich dann für Norden. Einer sei-

ner Beschatter blieb stehen und beschäftigte sich mit seinem Schal, der andere kam näher, um ihm weiter zu folgen.

Das genügte Nikolai, um unbemerkt einen Blick auf ihre Gesichter zu werfen. Den einen nannte er »Windhund« wegen seiner großen schlanken Gestalt und seiner Schnelligkeit, den anderen Xiao Smiley, eine ironische Anspielung auf seinen mürrischen Gesichtsausdruck. Der Fairness halber, dachte Nikolai, darf man nicht vergessen, dass sich wohl niemand freuen würde, eine schöne warme Hotellobby gegen die eiskalte Straße tauschen zu müssen.

Nikolai beschleunigte seinen Schritt, weil er sehen wollte, ob sein Verfolger an ihm dranbleiben oder ihn an einen weiteren Agenten übergeben würde. Der Windhund wurde ebenfalls schneller, wobei er darauf achtete, weit hinter Nikolai zu bleiben, und folgte ihm durch das Südtor in den Beihai-Park.

Der Park war wunderhübsch, dachte Nikolai, und gehörte zum Besten, was die asiatische Landschaftskunst zu bieten hatte. Um das Oval des Beihai-Sees herum wanden sich Gehwege zwischen anmutigen Reihen aus Weidenbäumen, exakt platzierten Steinen und perfekt positionierten Pavillons. An jeder Biegung ergab sich eine neue Perspektive, und das Ganze kam der vergänglichen Schönheit dessen sehr nahe, was die Japaner als *shibumi* bezeichnen – unaufdringliche Eleganz.

Jetzt im Winter ähnelte der Park einer vornehmen älteren Dame – schlank aber schön –, die trotz ihres bevorstehenden Kältetods Haltung und Würde bewahrt. Ein Mann mit größerer Sprachbegabung als ich, dachte Nikolai, hätte ein Gedicht über sie verfasst.

Er ging am östlichen Ufer des Sees entlang Richtung Norden und gelangte zu einer Brücke, die auf eine Insel führte. Nikolai las das kleine Schild, das auf die Jadeinsel hinwies und betrat die elegant geschwungene Brücke.

An der höchsten Stelle machte er halt, um den See zu betrachten und sich zu vergewissern, dass der Windhund ihm folgte. Dieser war schlau und schritt an ihm vorbei, ohne die Insel auch nur eines einzigen Blickes zu würdigen. Ein kluger Schachzug, dachte Nikolai, denn er geht davon aus, dass ich bis zur Jadeinsel weitergehen werde, und falls ich es mir anders überlege, kann er jederzeit umkehren. Träge die Landschaft betrachtend, entdeckte er Xiao Smiley, der an einem Pavillon in der Nähe des Brückenkopfs stehen geblieben war.

Nikolai wandte sich um und lief weiter bis zur dicht bewaldeten Jadeinsel, die in der Mitte von einem hohen weißen Turm auf einem kleinen Hügel geschmückt wurde. Ein schmaler, von Bäumen und Sträuchern gesäumter Weg führte zu dem Turm, den eine Tafel kaum überraschend als »Weiße Pagode« auswies, 1651 zu Ehren des Dalai Lama anlässlich seines Besuchs in der Stadt erbaut.

Absurd, dachte Nikolai, wo die Chinesen doch gerade erst Tibet besetzt hatten.

Der Turm war verschlossen. Nikolai spazierte um ihn herum und fand, dass er mit seinen geschwungenen Linien und dem zusätzlichen Stupa mit dem goldenen buddhistischen Symbol eher an tibetische als an chinesische Architektur denken ließ.

Er beendete seinen Rundgang um den Turm und entschied sich für einen schmalen gewundenen Pfad, der zwischen Bäumen hindurch ans südliche Ufer der Jadeinsel führte, wo ihn

die Brücke der Vollkommenen Weisheit wieder auf den Hauptweg des Parks zurückbrachte. Von der Brücke aus entdeckte er kleine Anlegestellen auf der Insel und auch auf der gegenüberliegenden Seite des Sees. An weniger grauen Tagen konnte man wohl auch ein Boot mieten und damit zur Insel gelangen.

Die Jadeinsel bot Möglichkeiten, dachte Nikolai, besonders nachts, aber Woroschenin dort hinzulocken könnte problematisch werden. Der Russe hatte die Stalinschen Säuberungen erlebt und war in Paranoia ausreichend geschult, er würde sich nicht so ohne weiteres irgendwohin locken lassen, und wenn er wirklich ein so guter Schachspieler war, wie man ihm nachsagte, würde er die List sofort durchschauen.

Aber es war ein Ort, den man sich merken sollte, und zumindest hatte Nikolai seine Aufgabe erledigt und sich bei Haverfords Leuten in der Weißen Pagode blickenlassen.

19

Haverford sah Solange beim Packen zu.

Es dauerte nicht lange – sie besaß nur wenige Sachen. Der Rest – die Bücher, die Kunstwerke, die gute Küchenausstattung, selbst der Großteil ihrer Garderobe – war von der Firma gekauft und bezahlt worden, und würde nun weiterverkauft werden.

Wenn es zu Ende war, war es zu Ende.

Sie hatte ihre Vertreibung stoisch aufgenommen, kaum widersprochen.

»Aber wohin soll ich denn gehen?«, fragte sie Haverford, als er kam, um das Haus abzuschließen.

Er zuckte mit den Schultern. Die Geste zeigte im Grunde nur, was sie beide wussten – sie war für einen bestimmten Job auf eine bestimmte Zeit engagiert worden. Der Job war erledigt, die Zeit abgelaufen und sie hätte früher an ihre Zukunft denken müssen.

Außerdem war ihre Sorge nicht ganz aufrichtig. Sicher wusste sie, dass eine Frau von ihrer Schönheit, ihrem Charme und ihren zweifellos vorhandenen sexuellen Talenten immer einen Mann finden würde, der bereit war, für ihren Unterhalt zu sorgen. Sie hatte es zuvor getan und würde es auch wieder tun, und das Geld, das er ihr gezahlt hatte, würde ihr eine Weile gut über die Runden helfen.

»Und wie soll Nikolai mich finden?«

Als Inszenierung war es hinreißend. Fast hätte ich es ihr abgenommen, dachte Haverford, lächelte in sich hinein und erinnerte sich an die Worte seines Vaters, der ihn als Jugendlichen aus den Fängen einer Broadway-Tänzerin befreit hatte, in die er geglaubt hatte verliebt zu sein.

»Schauspielerinnen sind allesamt Huren«, hatte Haverford senior ihm eingebläut, »und alle Huren sind Schauspielerinnen.«

Diese hier mit Sicherheit, dachte Haverford und betrachtete Solange, die sich jetzt mit einem Taschentuch die Augen abtupfte. »Wie soll Nikolai mich finden?« Er klärte sie nicht darüber auf, dass sie, sollte sie tatsächlich aufrichtige Gefühle für

ihn hegen – was unwahrscheinlich war –, sich darüber nicht den Kopf zu zerbrechen brauchte.

Sie legte ein Negligé zusammen und packte es in ihren Koffer, hielt inne und fixierte Haverford mit ihren wunderschönen Augen. »Vielleicht können wir eine Abmachung treffen, Sie und ich?«

Er musste eingestehen, dass er in Versuchung geriet. Welchem Mann wäre es anders ergangen? Sie war unglaublich schön und im Bett zweifellos eine Offenbarung, aber er konnte ihre Anwesenheit in diesem Haus vor den kaltblütigen Erbsenzählern der Firma unmöglich länger rechtfertigen.

»Wir haben bereits eine Abmachung, mein Schatz«, antwortete er. »Du hast deine Aufgabe ganz wunderbar erledigt, und ich habe dich dafür bezahlt.«

»Sie behandeln mich wie eine Hure«, sagte Solange und ließ den Koffer zuschnappen. Haverford hielt eine Antwort für überflüssig. Außerdem hatte er gerade von einer seiner Quellen in Peking erfahren, dass Hel sich auf der Jadeinsel eingefunden hatte und von der Weißen Pagode aus gesichtet worden war.

20

Männer sind Trottel, dachte Solange, als sie das Haus in Tokio verließ.

Ein paar Tränen, ein funkelnder Blick, ein leichter Hüftschwung und ihre Gehirne sind ausgeschaltet, als hätte man einen Kippschalter umgelegt.

Haverford war schlauer als die meisten, aber ebenso blind.

Wie alle anderen sieht er nur, was er sehen will, und sonst nichts.

Nikolai dagegen ...

Dommage.

Wie schade.

21

Das Problem, dachte Juri Woroschenin, während er einen Wodka schlürfte und aus dem Fenster auf das Gesandtschaftsviertel hinausblickte, war, dass es im »neuen« China keine Prostituierten mehr gab.

Das war verdammt lästig.

Das »alte« China hatte einen Mann nicht derart an der Befriedigung seiner Bedürfnisse gehindert, um es mal vorsichtig auszudrücken. In Schanghai zum Beispiel hatte es hervorragende Bordelle gegeben. Aber die Volksrepublik gab sich entsetzlich blaustrümpfig, was das Sexuelle betraf, und sämtliche Freudenmädchen waren in die Fabriken oder die Landwirtschaft versetzt worden.

Eine verdammt schlechte Verteilung der Ressourcen und ein grober Verstoß gegen das ökonomische Prinzip der »ertragreichsten und bestmöglichen Verwendung«.

Woroschenin hatte noch das andere Peking erlebt, die glückliche Zeit der zwanziger und dreißiger Jahre, als in den *bada hutongs* von Tiangiao, südlich vom Platz des Himmlischen

Friedens, die »Blumen und Weiden« blühten und es in den schmalen Gässchen von Xuanwu vor Teehäusern, Opiumhöhlen, Opernhäusern und natürlich Bordellen nur so wimmelte.

Damals konnte ein Mann abends ausgehen, gut essen und ein paar Drinks zu sich nehmen, vielleicht eine Oper besuchen und sich anschließend weniger ästhetischen Gelüsten zuwenden, manchmal mit einer der Schauspielerinnen, die er auf der Bühne erlebt hatte, oder mit einer teuren Kurtisane, die ihm erst Tee servierte und eine Arie sang, bevor sie sich an ihre eigentliche Arbeit begab.

Er hatte sogar Spaß an den Verhandlungen mit den Madames gehabt, die es als groben Verstoß gegen die Etikette betrachtet hätten, ihre Mädchen wie Gerichte auf einer Speisekarte feilzubieten – stattdessen wurde der Kunde um eine finanzielle »Leihgabe« für den Haushalt oder eine bestimmte Reparatur gebeten. Im Haus der Goldenen Blüte oder bei Little Fengxian geschah dies stets mit äußerstem Feingefühl und Stil.

Doch das war vor der Ankunft dieser verdammt »Erneuerer« gewesen – erst der pedantische Chiang und dann Mao –, und jetzt war Peking so entsexualisiert wie die Eunuchen, die hier einst regiert hatten. Sicher, es gab ein paar unabhängige Prostituierte, die es riskierten, auf der Straße verhaftet zu werden, aber wer sich auf die einließ, würde bessere Apotheker brauchen, als es sie derzeit in Peking gab.

Der Einzige, der im neuen China unerlaubten Sex bekam, war der Oberpuritaner selbst, der Große Vorsitzende. Der sowjetische Geheimdienst hätte bestätigen können, dass Mao ein ganzes persönliches Bataillon an »Schauspielerinnen« von der Volksoper auf Abruf zur Verfügung stand. Das sah dem Hu-

rensohn ähnlich, es sich gutgehen zu lassen, während alle anderen auf dem Trockenen saßen.

Selbst gemessen an stalinistischen Vorgaben war Maos China ein Wolkenkuckucksheim von epischen Ausmaßen. Es wäre leicht gewesen zu behaupten, die Geisteskranken hätten das Kommando über die Anstalt übernommen, doch Mao war tatsächlich so verrückt wie der sprichwörtliche Hund in der Pfanne. All seine irren Verlautbarungen dienten letztlich nur ihm selbst und brachten ihm immer mehr Macht.

Mit der »Drei-Anti-Kampagne« entledigte sich das Land zur Zeit rasch seiner bourgeoisen mittleren Führungsebene, und dank der kürzlich gestarteten »Fünf-Anti-Kampagne« (du setzt drei, ich erhöhe um zwei, dachte Woroschenin schmunzelnd) – Steuerhinterziehung, Diebstahl, Betrug, Bestechung und unerlaubte Weitergabe wirtschaftlicher Informationen – würden bald auch die meisten privaten Unternehmen aus China verschwunden sein.

Außerdem hatte Mao den Koreakrieg zum Anlass genommen, eine wahre Hexenjagd auf »Spione« und »ausländische Agenten« zu inszenieren, die an den Roten Terror in Russland dreißig Jahre zuvor erinnerte. Nachbarn wurden aufgefordert, ihre Nachbarn auszuspionieren, Selbstmorde und Hinrichtungen waren an der Tagesordnung, und die Atmosphäre des Misstrauens, der Angst und Paranoia war fast greifbar.

Kein Wunder, dass Onkel Joe neidisch wurde.

Woroschenin kippte den Rest seines Wodkas hinunter und hörte Leotows unverkennbares Klopfen. Der Mann tippt an die Tür wie eine Maus, dachte Woroschenin – zaghaft und zögernd. Je länger er in diesem prüden Freiluftgefängnis herum-

saß, desto stärker ging ihm sein erster Assistent auf die Nerven.

Was soll's, dachte er, Peking macht uns alle verrückt.

»Komm rein.«

Leotow öffnete die Tür, streckte aber nur seinen Kopf durch den Spalt, als wollte er sichergehen, dass er auch wirklich die Erlaubnis zum Eintreten hatte. »Zeit für die Drei-Uhr-Besprechung.«

»Ja, es ist drei Uhr.«

Der zierliche Leotow trippelte zum Schreibtisch und blieb dort stehen, bis Woroschenin sagte: »Setz dich.«

Das machen wir jeden Nachmittag, dachte Woroschenin. Jeden verfluchten Nachmittag steht er um drei Uhr vor meinem Schreibtisch und jeden verfluchten Nachmittag um drei Uhr sage ich ihm, dass er sich setzen soll. Kann er nicht ein einziges Mal einfach so reinkommen und seinen knöchigen Arsch ohne gesonderte Aufforderung auf den Stuhl pflanzen?

Der Lagerkoller bringt mich um, dachte er.

Ich brauche eine Frau.

»Also, was gibt's heute Neues im Irrenhaus?«, fragte er.

Leotow blinzelte und zögerte. War dies eine rhetorische Falle? Sollte er denunziert und anschließend weggesäubert werden?

»Die Besprechung?«, half Woroschenin ihm auf die Sprünge.

Leotow seufzte erleichtert. Er ging die üblichen Punkte durch, die Berichte der Maulwürfe in den zahllosen chinesischen Komitees, die Einschätzung des chinesischen Verteidigungsministeriums zur festgefahrenen Situation in Korea, die

letzten Hinrichtungen von korrupten Funktionären und Konterrevolutionären. Zum Schluss setzte er noch hinzu: »Und in der Stadt ist ein neuer Mann aus dem Westen eingetroffen.«

Woroschenin langweilte sich zu Tode. »Ach was. Wer?«

»Ein Michel Guibert.«

»Nur einer?«

»Ja.«

Humor überstieg Leotows Horizont. Ein fantasieloser Handlanger, wie wir sie scheinbar am Fließband hervorbringen, ähnlich wie Traktorengetriebe, dachte Woroschenin, und als Schachgegner absolut unbrauchbar – schwerfällig, einfalllos und auf ermüdende Weise durchschaubar. Vielleicht sollte ich ihn verhaften und verhören lassen, nur so zum Spaß. »Weiter.«

»Französischer Staatsbürger. Sohn eines Waffenhändlers mit Verbindungen zur französischen KP. Der Vater hat der Résistance offenbar gute Dienste geleistet.«

»Haben sie das hinterher nicht alle?«, fragte Woroschenin. »Das war eine rhetorische Frage, Leotow. Du musst keine korrekte Antwort darauf liefern. Ich würd's nicht ertragen, wenn du's versuchst. Was will dieser Guibert in Peking?«

»Das wissen wir nicht genau«, antwortete Leotow. »Aber wir wissen, dass er heute Abend mit dem Berater von General Peng, einem gewissen Oberst Yu, speisen wird.«

Na, das ist mal interessant, dachte Woroschenin. Ein französischer Reisender, ein Waffenhändler, der von einem hochrangigen Offizier des Verteidigungsministeriums empfangen wird. Die Chinesen wollen doch sicher keine Waffen von den Franzosen kaufen. Aber es muss sich um eine dringende Angele-

genheit handeln, sonst würden sie Guibert wochenlang hinhalten, nur um die eigene Verhandlungsposition zu stärken. Sie würden ihn erst durch die Mühlen der Verwaltung jagen, bevor sie ihn zu einem so wichtigen General wie Peng vorließen, wenn sie ihm überhaupt erlauben würden, so weit vorzudringen. Dass ein hochrangiger Offizier wie Yu Guibert gleich am ersten Tag bei sich empfängt ...

»Wo findet das Dinner statt?«, fragte Woroschenin.

»Im Bankettsaal des Beijing.«

»Ein Bankett, ja?«

»Offensichtlich.«

Woroschenin starrte ihn an. »Höre ich da Ironie, Wasili?«

»Gewiss nicht.«

Woroschenin runzelte die Stirn, und winzige Schweißtröpfchen traten auf Leotows Oberlippe. Zufrieden sagte er: »Ruf Pengs Sekretär an und sag ihm, meine Einladung sei offenbar abhandengekommen und ich wolle wissen, um wie viel Uhr man mit meinem Erscheinen rechnet.«

»Denken Sie, er wird ...«

»Wir zahlen ihm ja wohl genug«, gab Woroschenin barsch zurück. »Da wird er doch wohl eine Einladung zu einem lausigen Dinner rausrücken. Sag ihm, er soll ein Huhn oder eine Ente mehr abmurksen oder was zum Teufel diese Leute sonst essen.«

»Ja, Genosse.«

»Ach, hör auf. Verschwinde, Wasili, und sieh nach, ob die Telefone funktionieren.« Sein Blick folgte Leotow, als der aufsprang, den Raum durchquerte und langsam die Tür hinter sich

schloss, als wollte er möglichst wenig Geräusche machen, um bloß keinen Anstoß zu erregen. Es war entsetzlich nervtötend.

Ebenso wie das plötzliche Auftauchen dieses neuen Akteurs, dieses Guibert. Das Spiel befand sich an einem kritischen Punkt – der Zug eines einzigen Springers oder Bauern konnte zum Schachmatt führen – und wie viel Spaß würde es ihm machen, gerade diesen König vom Brett zu fegen.

Seit zwanzig Jahren hatte Woroschenin jetzt schon mit diesem widerwärtigen Großen Vorsitzenden zu tun – musste sein maßloses Ego ertragen, seine sexuelle Gier, seine Hypochondrie und Heuchelei, seine Heimtücke, die vor nichts haltmachte, und seinen unerbittlichen Ehrgeiz –, aber schon bald würde er Maos Kopf in einem Bambuskäfig am Tor des Himmels baumeln sehen.

Sie hatten sogar schon seinen Nachfolger bestimmt – Gao Gang war der chinesische Parteichef der Mandschurei und bereit anzutreten. Er wartete nur auf seinen Einsatzbefehl, der ihm von den Regisseuren dieses Marionettentheaters in Moskau durch Woroschenin erteilt werden würde.

Wenn in den nächsten Monaten alles glatt läuft, ersetzen wir den aufsässigen Mao durch den gefügigen Gao.

Es war also keine Zeit für zusätzliche Komplikationen, schon gar nicht in Zusammenhang mit Peng. Der General war zu schlau, zu zäh und zu unabhängig. Er hatte bereits zahlreiche Angebote, sich kaufen zu lassen, ausgeschlagen. Und was hatte er jetzt mit diesem waffenschmuggelnden Froschfresser vor?

Woroschenin zog die Schreibtischschublade auf und nahm die Wodkaflasche heraus. Er hatte sich geschworen, es

heute am Nachmittag bei einem Glas zu belassen, aber Peking setzte ihm wirklich zu und der Alkohol linderte seinen sexuellen Frust. Vielleicht gab es bei dem Bankett heute Abend Schauspielerinnen, vielleicht sogar Huren.

Als ob das ein Unterschied wäre.

Und als ob ernsthaft die Chance bestünde, gestand er sich ein.

Er kippte den Wodka in einem Zug hinunter, sah auf die Uhr und beschloss, dass ihm noch genug Zeit für einen Besuch bei Kang Sheng blieb, dem Leiter der chinesischen Geheimpolizei. Ein weiteres nicht gehaltenes Versprechen, dachte er traurig. Irgendwie widerstrebte es ihm, den Mann zu sehen, er verachtete sich dafür, und doch wurde er von ihm magisch angezogen.

22

Kang Sheng kleidete sich grundsätzlich schwarz.

In diesem Moment trug der Leiter der chinesischen Geheimpolizei einen schwarzen Morgenmantel und eine schwarze Pyjamahose zu schwarzen Pantoffeln, aber er war bekannt dafür, sich in gefütterten schwarzen Mänteln, schwarzen Anzügen und schwarzen Pelzmützen in der Öffentlichkeit zu zeigen. Jedem Geringeren wäre diese modische Eigenwilligkeit als konterrevolutionäre Dekadenz ausgelegt worden und hätte möglicherweise katastrophale Folgen gehabt, aber in Peking hatte

niemand den Mut, eine solche Ansicht zu vertreten, geschweige denn laut zu äußern.

Kang Sheng war seit 1930 Maos wichtigster Folterknecht. Er hatte damals in Shaanxi Tausende von Maos Rivalen gefoltert, und die Überlebenden erzählten flüsternd, sie hätten in den langen Nächten in den Höhlen von Yan'an das Wehklagen seiner Opfer gehört. Was Kang Sheng über *xun-ban*, die Folter, nicht wusste, war noch nicht erfunden worden, wobei er nicht ruhte und ständig neue Methoden entwickelte, anderen Schmerz zuzufügen.

Tatsächlich betrieb Genosse Kang just in diesem Moment eifrig Forschungen.

Sein neues Heim in der Nähe des alten Glocken- und des Trommelturms im nördlichen Teil der Innenstadt war das ehemalige Anwesen eines kürzlich verstorbenen Kapitalisten. Es glich eher einem kleinen Palast mit daran angeschlossenen Gästehäusern, in denen nun Kangs bewaffnete Wärter lebten. Außerdem gab es Höfe, ummauerte Gärten und Kieswege. Kang hatte nichts verändert, abgesehen von einer »Höhle« aus Beton, die er weit hinten im Garten hatte bauen lassen.

Jetzt saß er in dieser Höhle in einem Sessel und genoss, mit einer Tasse Tee in der Hand, die Schreie seines jüngsten Opfers.

Sie war die Ehefrau eines ehemaligen Generals oben im Nordwesten, dem man vorgeworfen hatte, als Spion für die Kuomintang in Taiwan tätig gewesen zu sein. Diese wunderschöne junge Dame – pechschwarzes Haar, Alabasterhaut und ein Körper, dessen Anblick allein schon ein sinnlicher Genuss

war – weigerte sich tapfer, den Verrat ihres Mannes zu bestätigen.

Kang war ihr für ihre Loyalität dankbar. Auf diese Weise verlängerte sie sein Vergnügen.

»Dein Mann ist ein imperialistischer Spion.«

»Nein.«

»Sag mir, was er dir gesagt hat«, verlangte Kang. »Sag mir, was er dir im Bett zuflüstert.«

»Nichts.«

Ein Klopfen an der Tür unterbrach ihn.

»Was ist?«, fragte er ungehalten.

»Ein Besucher«, lautete die Antwort. »Genosse Woroscheinin.«

Kang lächelte. Es gab so viele Möglichkeiten, zu Macht und Einfluss zu gelangen. »Schick ihn rein.«

23

Angesichts des aktuellen Zustands der chinesischen Rohrleitungen ist es entscheidend, dachte Nikolai, nur nicht aufzugeben.

Dreimal hatte er vergeblich versucht, dem Hahn an der Badewanne heißes Wasser zu entlocken, und als es ihm endlich gelang, sprudelte es so kochend heiß heraus, als wollte es ihn nach seinen wiederholten Bemühungen darauf hinweisen, dass er nur entweder alles oder nichts haben konnte.

Sachte ließ er sich in das Wasser gleiten und dachte an die Bäder, die er zu Hause in Tokio genossen hatte. Dabei schien es ihm eine Ewigkeit her zu sein und nicht erst knapp vier Jahre. Es war eine glückliche, wenn auch kurze Zeit gewesen, mit Watanabe-San und den Tanake-Schwestern im Garten, den er sorgfältig nach den Richtlinien des *shibumi* angelegt hatte.

Er hätte sein ganzes Leben dort glücklich sein können, wäre er nicht in die entsetzliche Notlage geraten, General Kishikawa töten zu müssen, weshalb er schließlich von den Amerikanern verhaftet, gefoltert und weggeschlossen worden war.

Und dann das Angebot, nach Erfüllung dieses kleinen Auftrags freigelassen zu werden.

Dafür, dass ich Juri Woroschenin ausschalte.

Zudem verabscheute Nikolai nichts mehr als einen Mann, der hilflosen Menschen Schmerzen zufügte. Ein solcher Sadist verdiente den Tod.

Aber Woroschenin war nur der Erste auf Nikolais Liste.

Gleich nach ihm kamen Diamond und seine beiden Handlanger, die Nikolais Körper und Geist geschunden und um ein Haar seine Seele zerstört hatten. Er wusste, dass die Amerikaner nicht davon ausgingen, dass er die Mission Woroschenin überlebte, aber er würde sie eines Besseren belehren und anschließend Diamond und den beiden anderen einen Überraschungsbesuch abstatten.

Das würde bedeuten, Asien zu verlassen, wahrscheinlich für immer, und dieser Gedanke machte ihn traurig und auch ein wenig ängstlich, weil er sich fragte, wie das Leben im Westen wohl sein würde. Der Herkunft nach war er Europäer, aber er war noch nie dort gewesen. Sein gesamtes Leben hatte er in

China oder Japan verbracht, und er fühlte sich eher asiatisch als westlich. Wo würde er leben? Sicherlich nicht in den Vereinigten Staaten, aber wo sonst?

Vielleicht in Frankreich, überlegte er. Das würde Solange gefallen. Er konnte sich vorstellen, irgendwo an einem ruhigen Ort mit ihr zu leben.

Nikolai verdrängte den Gedanken an sie, um sich auf die Gegenwart zu konzentrieren. Er stellte sich ein Go-Brett vor, entschied sich für die schwarzen Steine und brachte sie in Position. Jetzt ging es darum, nach vorn zu drängen, näher an Woroschenin heranzukommen. In eine Position zu gelangen, aus der heraus er für Nikolai angreifbar war.

Da er auf Schritt und Tritt beobachtet wurde, konnte er sich nicht einfach an seine Zielperson heften und einen geeigneten Augenblick abwarten. Nein, er würde eine Möglichkeit finden müssen, Woroschenin an einen einsamen Ort zu locken und gleichzeitig seine eigenen chinesischen Verfolger abzuschütteln.

In der Hoffnung, eben diese Gelegenheit zu finden, musterte Nikolai eingehend das imaginierte Spielbrett. Ohne Erfolg. Es beunruhigte ihn nicht – wie das Leben war auch das *go-kang* weder statisch noch einseitig. Auch sein Gegner dachte und bewegte sich, und häufig waren es die gegnerischen Züge, durch die sich Möglichkeiten ergaben.

Nur Geduld, sagte er sich und dachte an die Lektionen, die sein Go-Meister Otake-san ihn gelehrt hatte. Ist dein Gegner vom Wesen her cholerisch, wird er sich nicht beherrschen können. Er wird dich suchen und dir das Tor zu seiner Verwundbarkeit öffnen.

Lass den Feind zu dir kommen.

Nikolai rutschte tiefer in die Wanne und genoss das heiße Wasser.

24

Kang, der sein Leben dem Studium menschlicher Schwächen gewidmet hatte, bemerkte sofort, wie sehr der Russe von der Folter fasziniert war. Er verströmte es beinahe ebenso stark wie seinen Körpergeruch, eine stinkende Mischung aus kaltem Schweiß und Alkohol.

Kang verurteilte ihn nicht. Er war selbst ein Sadist, es entsprach seiner Natur, und wenn dem Russen der Schmerz anderer ebenfalls Vergnügen bereitere, so war dies lediglich eine sexuelle Vorliebe wie jede andere auch. Sein Körpergeruch allerdings war abstoßend. Gegen seine Natur konnte ein Mann nicht angehen, aber er konnte sich waschen.

Woroschenin riss sich vom Anblick der Frau los und sagte: »Eigentlich bin ich geschäftlich hier.«

Kang lächelte. Das sehe ich, dachte er, aber von mir aus. Ich will dir die Selbsttäuschung nicht verderben.

»Die Füchsin jault eine Oper«, sagte er zu seinem Assistenten und bezeichnete damit eine relativ milde, aber exzellente Foltermethode, die Woroschenin mit seiner Vorliebe für Schmerz und seiner Leidenschaft für die Pekingoper gewiss unwiderstehlich finden würde.

»Manban«, setzte er hinzu, was bedeutete, dass er die Schläge langsam ausgeführt haben wollte. Kang wusste, dass Woroschenin dies gefallen würde. »Wir können in mein Arbeitszimmer gehen.«

Woroschenin folgte ihm in ein angrenzendes Zimmer und bemerkte, dass Kang die Tür absichtlich offen ließ.

»Sie sagten, es ginge ums Geschäft«, begann Kang und freute sich über das sichtliche Unbehagen des Russen.

»Dieser Franzose, der heute angekommen ist«, sagte Woroschenin. Natürlich würde Kang bereits von ihm wissen. In Peking geschah nichts von Bedeutung, ohne dass dem Leiter der chinesischen Geheimpolizei davon berichtet wurde.

Woroschenin hörte die schrillen Schreie, die tatsächlich klangen, als würde eine Füchsin nach ihrem Fuchs jaulen.

Kang gab lächelnd zu verstehen, dass er wusste, von wem die Rede war und sagte: »Guibert?«

»Ich denke, so heißt er.«

»Und was ist mit ihm?«

»Was macht er hier?«, fragte Woroschenin.

»Es geht wohl um Waffenlieferungen für unsere revolutionären kleinen Brüder in Vietnam«, entgegnete Kang.

»Waffen für die Viet Minh?«

»Anscheinend.«

»Er ist Franzose«, sagte Woroschenin, »und verkauft Waffen, die gegen seine eigenen Landsleute eingesetzt werden?«

»Seit wann kümmern sich Waffenschmuggler um Nationalitäten?«, fragte Kang. »Oder Kapitalisten um Moral?«

Die Schreie der Frau fügten sich hervorragend in den Gesamtrahmen.

Woroschenin warf ein: »Aber Vietnam liegt im Einflussbereich der Sowjetunion.«

»Ein Blick auf den Globus würde etwas anderes vermuten lassen.«

»Sie haben sich doch nie einen Scheiß für die Unabhängigkeit Vietnams interessiert«, brummte Woroschenin und lauschte dem Stöhnen der Frau.

Auch Kang hörte es. Ihr Wimmern war jetzt zu einem durchgängigen Thema geworden.

»Das kränkt mich. Wir fühlen uns allen Menschen, die unter der imperialistischen Knute leiden, zutiefst verpflichtet.«

»Ist das Pengs Operation?«

»Scheint so.«

»Und Sie vertrauen ihm?«

»Ich vertraue niemandem.«

In höheren Geheimdienstkreisen war es ein offenes Geheimnis, dass Peng Mao verabscheute und stets nach einer Gelegenheit suchte, ihn vom Thron zu stoßen. Der General verdankte es allein seiner persönlichen Macht und Beliebtheit in der Armee, dass er noch am Leben und nicht in dieser Höhle gefangen war.

So sehr Woroschenin Pengs Abneigung gegenüber dem Großen Vorsitzenden auch teilte, ein Erfolg Pengs wäre eine Katastrophe für den Kreml. Schließlich hatten sie längst einen Mann in der Mandschurei auf Abruf bereitstehen. Eine Marionette, ganz im Gegensatz zu Peng, der unabhängig regieren und China vielleicht sogar zu einem Bündnis mit dem Westen treiben würde.

So weit durfte es nicht kommen.

Mit kristallklarer Stimme schlug die Frau nun einen sehr hohen Ton an.

Woroschenin stand auf. »Ich sollte gehen.«

Zehn Jahre, dachte Kang. Es war absolut lebensnotwendig, das Bündnis mit der Sowjetunion weitere zehn Jahre aufrechtzuerhalten. Die ultrageheime militärisch industrielle Entwicklung war im Südwesten bereits in Gang gesetzt worden und würde innerhalb eines Jahrzehnts abgeschlossen sein. Und bis dahin hätte China die Atombombe, wäre ein wirtschaftliches Machtzentrum, und der Wandel der Gesellschaft wäre abgeschlossen. Dann würde man mit den herablassenden, selbstherrlichen, neo-imperialistischen Sowjets abrechnen.

Aber in den nächsten zehn Jahren war man noch auf die Wirtschaftshilfe der Russen und auf ihren militärischen Schutz angewiesen, und da durfte nichts dazwischenkommen. Er stand also auf, nahm Woroschenin am Ellbogen, führte ihn in den Folterraum und fragte: »Wollen Sie sie haben?«

Der Russe antwortete nicht, und Kang verstand sein Schweigen als ein Ja. Er ging zu der Frau und fragte: »Willst du deinen Mann retten?«

»Ja.«

»Du kannst etwas dafür tun.«

»Alles, ich tue alles.«

Kang nahm Woroschenin beiseite.

»Nehmen Sie sie«, sagte er. »Wie Sie wollen. Sie ist mein Geschenk an Sie. Aber wenn Sie sich einen besonderen Spaß machen möchten, dann flüstern Sie ihr kurz vor dem Höhe-

punkt ins Ohr, dass ihr Mann längst tot ist. Das wird vorzüglich, ich verspreche es Ihnen.«

Er ließ Woroschenin mit der Frau allein, verweilte aber draußen vor der Höhle, um die feinen Unterschiede in der Klangfärbung ihrer Schreie mitzuverfolgen, die in der Oper als *wawa diao*, als Arie der höchsten Emotionen, bezeichnet werden.

25

Die Speisen waren erlesen.

Was die Überlegenheit der südlichen Küche gegenüber der des Nordens anbetraf, war Nikolai ein Snob, aber er musste zugeben, dass diese Mandarin-Gerichte überraschend gut waren.

»*Yushangfang*«, erklärte Oberst Yu, als Nikolai das Essen lobte.

»»Des Kaisers Küche«. Es leuchtet ein, wenn man darüber nachdenkt – der Kaiser konnte die besten Köche in ganz China zu sich rufen. Sie kamen alle her, um zu kochen, und ihr Vermächtnis ist geblieben.«

Allerdings, dachte Nikolai.

Das Bankett begann mit einer scharf-sauren Suppe, Rippchen in süßem Chingkiang-Essig und *zha xiao wan zi*, kleinen gebratenen Fleischbällchen aus erstklassigem Schweinehack, und natürlich *jiaozi*, den für Peking typischen *dim-sum*. Yu hatte Nikolai den Ehrenplatz an dem runden Tisch direkt zu seiner

Linken zugewiesen und suchte ihm persönlich mit seinen Essstäbchen die besten Stücke heraus.

Auch das eine große Ehre.

Jetzt prüfte der Oberst die Platte mit den kalten Schweineohren, wählte eines aus und legte es Nikolai auf den Teller. Anschließend nahm er sich selbst eins, kostete es und nickte zustimmend. »Ich stamme aus dem Süden«, sagte er zu Nikolai. »Ein Bergaffe aus Sezchuan. Und ich habe lange gebraucht, bis ich mich an das Essen hier im Norden gewöhnt hatte. Aber es ist ganz gut, nicht wahr?«

»Es ist sehr gut«, antwortete Nikolai. Und Yu hatte nichts von einem Affen. Für einen Mann, der als General Pengs rechte Hand galt, war er überraschend jung, keineswegs ein Landei, sondern ein scharfsinniger kultivierter Stabsoffizier. Heute Abend trug er zivil: eine frisch gestärkte Maojacke mit akkuraten Bügelfalten an den Taschen. Sein volles schwarzes Haar war dem aktuellen Stil entsprechend kurz geschnitten.

»Natürlich vermisse ich meinen Reis«, sagte Yu in die Tischrunde. »Diese ganzen Nudeln ...«

Die anderen Speisenden reagierten wie erwartet mit höflichem Gelächter.

Woroschenin sagte: »Ein Mann Ihrer Stellung könnte sich doch sicher Reis aus dem Süden bringen lassen.«

Nikolai war beeindruckt von Woroschenins flüssigem Mandarin und nahm auch den entspannt vertrauten Tonfall zur Kenntnis, den er dem Oberst gegenüber anschlug. Vielleicht lag es an den drei Maotais, die sich der Mann während der Begrüßungsrunde vor dem Essen genehmigt hatte. Nikolai hatte ebenfalls höflich mitgehalten und spürte jetzt den Alkohol.

»Aber ich bin kein Kaiser«, sagte Yu freundlich, obwohl keinem der am Tisch Anwesenden der leise Seitenhieb gegen Mao, der sich den besten Reis kommen und von Hand verlesen ließ, entgangen war.

Nikolai fand die Bemerkung bezeichnend – anscheinend fühlte Yu sich in seiner Stellung sicher genug, um gegen den Großen Vorsitzenden zu sticheln.

Woroschenin beugte sich über den Tisch und spießte einen Schweinefuß auf. Er nutzte die Gelegenheit, um Nikolai zu fragen: »Sind Sie zum ersten Mal in Peking?«

»Das bin ich.«

»Zum ersten Mal in China?«

»Nicht direkt«, entgegnete Nikolai. »Ich habe einen Teil meiner Kindheit in Hongkong verbracht.«

»Gehört das nicht zu Großbritannien?«, fragte Woroschenin. Das war unhöflich, ein hinterhältiger Seitenhieb gegen seine chinesischen Gastgeber.

»Das denken die Briten«, antwortete Nikolai. »In Wirklichkeit ist Hongkong so britisch, wie, sagen wir, die Mongolei russisch ist.«

Yu lachte laut auf.

»Nichts für ungut«, setzte Nikolai hinzu und sah Woroschenin dabei direkt an.

»Kein Problem«, erwiderte dieser, obwohl beide Männer wussten, dass die Bemerkung als Spitze gemeint war und ihre Wirkung nicht verfehlt hatte. Er starrte Nikolai unverwandt an.

Die anderen Speisenden waren Zeugen dieser sehr westlichen, sehr unchinesischen direkten Konfrontation, und Chen, der links neben Nikolai saß, war erleichtert, als die Kellner die

Anspannung lösten, indem sie eine Platte mit gebratener Schweineleber zwischen Schwertlilienblüten servierten.

Aber Woroschenin ließ nicht locker. »Ich meine gehört zu haben, dass die Franzosen in Asien Kolonien besitzen.«

Nikolai bejahte. »Französisch-Indochina, um genau zu sein.«

»Genauigkeit ist wichtig.«

»Exakt.«

»Obwohl«, sagte Woroschenin und wagte sich noch einen Schritt weiter vor, »ich weiß nicht, ob die Franzosen, sagen wir, Vietnam noch lange werden halten können. Ho Chi Minh schlägt ein wenig über die Stränge, nicht wahr?«

»Es ist nur eine Frage der Zeit«, sagte Yu.

»Und der Waffen«, warf Woroschenin ein. »Würden Sie als Militär nicht auch sagen, dass der Aufstand der Viet Minh ohne verlässlichen Nachschub an modernen Waffen nicht in die nächste Kampfphase übergehen kann? Ich meine, mit dem, was sie im Moment haben, können sie den Franzosen kaum standhalten, schon gar nicht, wenn die von den Amerikanern mit Waffen versorgt werden.«

»Um erfolgreich zu sein«, erwiderte Yu über die Schweineleberplatte hinweg, »muss jede aufständische Bewegung den Übergang vom Guerillakampf zur konventionellen Kriegsführung vollziehen. Das hat unser geliebter Vorsitzender uns gelehrt.«

Er nahm ein Stück Leber und legte es auf Nikolais Teller.

»Aber«, beharrte Woroschenin, »ohne Waffen ist das nicht möglich.«

»Nein«, sagte Yu schlicht. »Das ist es nicht.«

»Was führt Sie nach Peking?«, fragte Woroschenin Nikolai und wechselte damit ganz bewusst nur scheinbar das Thema.

»Geschäfte«, antwortete Nikolai.

»Landwirtschaftliche Maschinen?«, fragte Woroschenin mit gespielter Ahnungslosigkeit. »Bewässerungsanlagen, so was? Wegen des amerikanischen Embargos? Gut für Sie, Genosse. Aber, verdammt, Sie kommen mir bekannt vor, Michel. Irgendetwas in Ihren Augen. Waren Sie schon mal in Russland?«

Nikolai sah, dass Woroschenin seine Reaktion genau beobachtete. Er wusste, dass er ihn ködern wollte, um ihn abschätzen zu können. Aber warum?, fragte sich Nikolai. Konnte er etwas ahnen? Gab es eine undichte Stelle? Kannte Woroschenin womöglich den wahren Grund für seine Anwesenheit in Peking?

»Nein«, erwiderte Nikolai. »Waren Sie schon mal in Montpellier?«

»Sie meinen die Stadt in Frankreich?«

»Genau die.«

»Ja, aber dort war es nicht«, antwortete Woroschenin. Dreist starrte er Nikolai einen weiteren Moment lang an und sagte dann: »Nichts für ungut, aber ich kannte mal eine Frau in Leningrad. Die hatte auch solche Augen. Sie ... naja, wir sind ja unter Genossen, nicht wahr? Freunde?«

Er ertete allgemeines Schweigen, und fuhr trotz der allseits bekannten Scheu der Chinesen, in der Öffentlichkeit über Sex zu sprechen, fort. »Sie war eine Tigerin im Bett. Ich nahm sie auf jede erdenkliche Weise, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

Das zögerliche Gelächter klang gekünstelt, man fühlte sich peinlich berührt. Woroschenin musste sich seiner Macht sehr sicher sein, dachte Nikolai, wenn er das Zartgefühl seiner Gastgeber so frech verletzte. Gewiss wusste er es besser – doch wie sein selbstzufriedenes, anzügliches Grinsen vermuten ließ, war es ihm offenbar egal.

Und die geschmacklose Anspielung auf meine Mutter? Nikolai überlegte. Ein Schuss ins Blaue oder weiß er was? Stellt er mich auf die Probe?

Am liebsten hätte Nikolai sofort zugeschlagen. Es wäre so einfach gewesen, er hätte ihm bloß ein Essstäbchen durchs Auge ins Gehirn bohren müssen. Blitzschnell, bevor Woroschenins Aufpasser, die wie Hunde an der Wand standen und lauerten, mehr tun konnten, als den Tod ihres Chefs feststellen.

Aber das wäre Selbstmord gewesen.

Also erwiderte er Woroschenins Blick lächelnd und fragte: »Können Sie ein Geheimnis für sich behalten, Genosse Woroschenin?«

Woroschenin lächelte seinerseits. »Dafür wurde ich geboren.«

Nikolai beugte sich leicht zu ihm hinüber, blickte ihm direkt in die Augen und sagte: »Mir geht's um Mord.«

Chen schnappte nach Luft.

Nikolai lachte und sagte: »Tut mir leid. Mein Mandarin ist eingerostet. Ich meine natürlich, ein Mordsgeschäft.«

Die Speisenden lachten, dann sagte Woroschenin, dunkelrot vor Zorn: »Dennoch eine gewagte Bemerkung an einem Tisch voller Kommunisten, *mon ami*.«

»Ich bin das, was Sie wohl als einen ›nützlichen Kapitalisten‹ bezeichnen würden«, erwiderte Nikolai. Woroschenins Augen ließen keinen Rückschluss auf den Kenntnisstand des Mannes zu. Gewiss war er beleidigt und vor Wut rot angelaufen, doch als Nikolai seine vermeintlich ›falsche‹ Formulierung korrigierte, wirkte er auch erleichtert.

»Das ist der gängige Ausdruck«, sagte Yu. »So, jetzt haben wir genug übers Geschäft geredet. Wir sind schreckliche Gastgeber, unseren Gast so auszufragen. Wir sollten ihm brüderlich unsere Gastfreundschaft erweisen. Was möchten Sie in Peking sehen, Genosse Guibert?«

Nikolai nannte das Übliche – den Himmelstempel, die Verbotene Stadt, vielleicht ein Ausflug zur chinesischen Mauer. Dann beschloss er, es sei an der Zeit, eine Reihe seiner Steine nach vorn in den von Woroschenin kontrollierten Teil des Spielbretts zu schieben. Schließlich war der Russe so weit auf ihn zugekommen, da war es nur höflich, die Geste zu erwidern.

»Und die Oper«, setzte Nikolai hinzu, wobei er darauf achtete, Yu anzusehen und nicht Woroschenin. »Ich würde sehr gerne eine echte Pekingoper besuchen, wenn das möglich ist.«

»Sie sind ein Liebhaber der *jingju*?«, fragte Woroschenin mit frisch erwachtem Interesse.

»Ich bemühe mich«, erwiderte Nikolai, vor dessen geistigem Auge die gegnerischen weißen Steine sich neu formierten. Ich habe deine Akte gelesen, du verdammtes Arschloch. Ich weiß, wer du bist. »In Hongkong ist das schwierig, wie Sie wissen. In Frankreich unmöglich, wie Sie sich vorstellen können. Aber ja, ich bin ein großer Fan.«

»Ich besuche diese Woche eine Aufführung«, sagte Woroschenin. »Es wäre mir eine Ehre, wenn Sie mich begleiten wollten.«

»Wirklich?«, fragte Nikolai. »Das ist sehr freundlich. Wenn es Ihnen nicht zu viel Mühe macht.«

»Nein, überhaupt nicht«, versicherte Woroschenin. »Ich gehe auf jeden Fall. Im Zheng Yici wird *Der Traum der westlichen Kammer* gegeben. Und Xun Huisheng selbst wird die *huadan*, die Rolle der Roten Magd, singen.«

»Ich wollte ihn schon immer einmal hören«, sagte Nikolai.

Yu sagte: »Dann nutzen Sie die Gelegenheit. Die Partei sieht es nicht gerne, wenn Männer auf der Bühne als Frauen verkleidet auftreten. Das ist verweichlicht und unnatürlich. Wir werden schon bald einen Schlusstrich unter diese anachronistischen Praktiken ziehen.«

»Aber Xun ist großartig«, widersprach Woroschenin.

»Diese alten Opern sind reine Zeitverschwendung«, erklärte Yu naserrümpfend. »Alte Märchen und romantische Fabeln der früheren Herrscherklasse. Die *jingju* sollte sozialen Zwecken dienen, der Propaganda und der Bildung.«

»Madame Mao ist eine begeisterte Anhängerin der Oper«, entgegnete Woroschenin.

»Natürlich«, gab Yu zurück, »und uns wurde zu verstehen gegeben, dass sie an neuen Opern schreibt, die den Menschen die Prinzipien des Sozialismus vermitteln sollen.«

»Klingt wunderbar«, erklärte Woroschenin ungerührt. Er wandte sich an Nikolai. »Wenn Sie mitkommen möchten, ich habe eine Privatloge.«

Ist dein Gegner vom Wesen her cholerisch, wird er sich nicht beherrschen können. Er wird dich suchen und dir das Tor zu seiner Verwundbarkeit öffnen.

Lass den Feind auf dich zukommen.

»Ich nehme Ihr Angebot an«, entgegnete Nikolai. »Mit großem Vergnügen.«

Wir haben eine Verabredung, ein Rendezvous, dachte er.

Die Kellner brachten eine neue Platte und stellten sie in die Mitte des Tisches. Nikolai bemerkte, dass Chen ihn erwartungsvoll ansah. Um ihn nicht zu enttäuschen, fragte Nikolai: »Was ist das?«

»*Yang shuang chang*«, sagte Chen und erklärte: »Ziegendarm, gefüllt mit Blut. Eine Delikatesse.«

Yu und Chen warteten auf seine Reaktion.

Nikolai wusste, dass dieser Abend nicht nur ein Ritual, sondern auch ein Test war – seine Manieren, seine Sprachbeherrschung und sein Temperament standen hier auf dem Prüfstand. Es war eine althergebrachte Sitte, einen Geschäftspartner mit unglaublichen Mengen an Speisen und Getränken einzulullen, seinen Geist zu betäuben und dafür zu sorgen, dass sein Blut aus dem Gehirn in die Verdauung floss.

Darüber hinaus diente die Auswahl der Speisen dazu, seine Einstellung zu testen. Die Chinesen, die sich so lange westliche Herablassung und kulturelle Arroganz hatten gefallen lassen müssen, wollten jetzt sehen, ob man sich auf Augenhöhe begegnen konnte. Wenn nicht, würden sie möglicherweise das Geschäft, das ihm als Tarnung seiner Mission diente, platzen lassen.

Nikolai stellte zufrieden fest, dass Woroschenin leicht grün im Gesicht wurde. Er wartete nicht auf Yu, sondern spießte mit seinem Stäbchen ein Stück auf, beugte sich über den Tisch und legte es Woroschenin auf den Teller. Dann nahm er sich selbst ein Stück und steckte es sich direkt in den Mund.

»Köstlich«, sagte Nikolai, sehr zur deutlich sichtbaren Freude seines Gastgebers. Dann sah er Woroschenin an und fragte: »Schmeckt es Ihnen nicht?«

Der Russe trennte einen Bissen von seinem blutigen Darm ab und steckte ihn sich in den Mund, wobei es ihm jedoch nicht gelang, seinen angewiderten Gesichtsausdruck zu verbergen.

Auch kleine Siege, dachte Nikolai, darf man genießen.

Dem *yang shuang* folgte als Zugeständnis an die Gäste aus dem Westen ein Dessertgang, der aber aus Köstlichkeiten der Mandarinküche, wie glasierter Yamswurzel, kleinen Honigkuchen und geliertem Tofu, bestand.

Nikolai war kurz vorm Platzen.

Yu lehnte sich zurück und sagte: »Jetzt können wir endlich anfangen, *richtig* zu trinken.«

Zu Ehren ihrer jeweiligen Nationalitäten wurde abwechselnd Maotai, Wodka und Pernod getrunken, Letzterer kam aus einer verstaubten Flasche, die der Kellner ganz hinten im Schrank gefunden hatte.

Man prostete sich zu und trank.

»Auf unseren französischen Gast.«

»Auf unsere chinesischen Gastgeber.«

»Auf die ewige Freundschaft unserer drei Länder.«

Es war ein weiterer Test, das wusste Nikolai. Man versuchte, ihm die Zunge mit Alkohol zu lösen und wollte herausfinden, ob er tatsächlich derjenige war, der er vorgab zu sein. Ein gefährlicher Test, denn ein Wettaufen mit Woroschenin war keine leichte Aufgabe – der Russe war ein schwergewichtiger, geübter Trinker und vertrug einiges. Dasselbe galt für Yu, obwohl er relativ klein war, und die Trinksprüche gingen weiter.

»Auf unseren geliebten Vorsitzenden, den Großen Steuermann.«

»Auf den Genossen Stalin, der uns den Weg weist.«

»Auf Jean Jaurès.«

Zwischen den einzelnen Runden musste Nikolai sich zusammenreißen, um einen klaren Kopf zu bewahren und sich an das Gelernte zu erinnern, da Woroschenin das Gespräch immer stärker auf Guiberts Herkunft lenkte.

»In Montpellier gibt es ein Café«, sagte Woroschenin bei-läufig, »das bei den Einheimischen für seine *pains au choco-lat* bekannt ist ...«

»Le Rochefort.«

»Am Square de St. Martin.«

»Nein, am Carré Ste.-Anne.«

»Stimmt.«

Mit zunehmend schwerem Kopf dankte Nikolai Solange für ihre Liebe zum Detail und dafür, dass sie ihn immer wieder abgefragt hatte, auch wenn ihm schon ganz schummrig geworden war. Aber genau darum ging es ja beim Einpauken – wie in der Kampfkunst lernte man durch ständiges Wiederholen, eine bewusst vollzogene Bewegung zu einer reinen Reflex-handlung zu machen.

Woroschenin blieb am Ball. Der Russe teilte mit ihm seine Erinnerungen – einige korrekt, andere falsch – an Restaurants, regionale Speisen, selbst die einheimische Fußballmannschaft.

Nikolai parierte jeden Angriff.

Dann fing Chen von Hongkong an. Er war als junger Mann dort gewesen, auf der Flucht vor der nationalistischen Polizei. Er schwadronierte vom Victoria Peak, dem Peninsula Hotel und den Straßenmärkten von Kowloon.

»Wo haben Sie gelebt?«, fragte er.

»Auf dem Hügel«, entgegnete Nikolai gelassen. Er erinnerte sich an Haverfords Unterweisungen und daran, dass inszenierte Aufnahmen von ihm vor Guiberts Haus in Hongkong existierten, die sich zweifellos auch in Chens Akte befanden.

Anschließend fuhr Chen fort, ihn über ein Teegeschäft in seiner vermeintlichen Nachbarschaft auszuhorchen, das es nie gegeben hatte, und Nikolai gestand, den Laden nicht zu kennen. Wäre er auch nur annähernd nüchtern gewesen, hätte er eine derart kindische Falle leicht umschiffen können, aber jetzt, da ihm ein Gemisch aus drei starken Spirituosen durch Magen und Hirn wirbelten, fiel ihm gar nichts mehr leicht.

Sie saßen nun schon fast vier Stunden zusammen am Tisch und hatten nicht im Entferntesten übers Geschäft gesprochen.

Aber man hat mich getestet, dachte er, und jetzt muss ich abwarten, ob ich bestanden habe.

Woroschenin stand schwankend auf. »Ich fürchte, ich muss zurück ins Büro. Sie wissen ja, der Kreml – alles Nachteile.«

»Ist bei uns genauso«, sagte Yu und schob seinen Stuhl zurück. Chen stützte ihn beim Aufstehen.

»Hat mich gefreut«, sagte Woroschenin zu Nikolai. »Diese Augen ... ich wünschte, ich könnte mich erinnern ... eine Gräfin vielleicht ... Dann sehen wir uns in der Oper? Donnerstagabend?«

»Abgemacht«, entgegnete Nikolai.

Ich werde dich beim *Traum der westlichen Kammer* töten.

Schlaf gut, Genosse Woroschenin.

26

Woroschenin zog es vor, nach dem Bankett zu Fuß nach Hause zu gehen, um sich den alkoholgeschwängerten Nebel aus dem Kopf zu vertreiben.

Ein Leibwächter ging voran, die anderen beiden blieben ein paar Schritte hinter ihm, die Hände in den Manteltaschen, am Knauf ihrer Pistolen. Idioten, dachte Woroschenin, Peking ist wahrscheinlich die sicherste Stadt der Welt, ganz besonders dieses Viertel hier. Durch öffentliche Hinrichtungen hatte man das Verbrechen fast vollständig ausgerottet, und ein Mordversuch war höchst unwahrscheinlich. Die Einzigen, die es vielleicht versuchen würden, waren die Chinesen selbst, und wenn die ihn umbringen wollten, dann würden diese drei hier sie nicht davon abhalten.

Aber noch kann Mao das Buckeln nicht aufgeben und muss Stalin vorläufig weiter den Schwanz lutschen, und so sind wir in China alle relativ sicher. Das größte Risiko besteht darin,

sich zu Tode zu langweilen. Oder an einer Leberzirrhose zu sterben, was beinahe auf dasselbe rauskommt.

Aber dieser Guibert ... falls er denn tatsächlich so heißt.

Wenn das ein französischer Waffenschmuggler ist, dann bin ich ein japanischer Sumoringer.

Der Mann ist Franzose, bis hin zum Gestank seines Eau de Cologne, aber Waffenhändler? Er ist viel zu ... aristokratisch ... für einen so bürgerlichen Beruf. Er hat die unnahbare und überlegene Ausstrahlung eines Russen ...

Diese verdammten grünen Augen.

War das möglich?

Wieder zurück im Gesandtschaftsviertel nahm Woroschenin den Hörer und wählte Leotows Nummer.

»Komm runter.«

»Es ist zwei Uhr in der ...«

»Ich kann selbst auf die Uhr sehen. Schieb deinen dünnen Arsch hierher, hab ich gesagt.« Fünf Minuten später stand ein verschlafener und leicht vorwurfsvoll dreinblickender Leotow in Woroschenins Büro.

»Häng dich an eine sichere Leitung nach Moskau«, befahl Woroschenin. »Ich will alles über diesen Michel Guibert und seine Familie wissen.«

Leotow sah auf die Uhr.

»Sag's nicht«, herrschte Woroschenin ihn an. »Berias Männer sind dafür bekannt, dass sie nachts arbeiten, oder möchtest du das lieber selbst rausfinden? Außerdem will ich alles über die Gräfin Alexandra Iwanowna haben. Sie muss Petrograd irgendwann 1922 verlassen haben.«

»Das ist dreißig Jahre her.«

»Ach was? Gut gemacht, Wasili. Siehst du, das ist doch schon ein Anfang.«

Kaum war Leotow gegangen, zog Woroschenin die Schreibtischschublade auf und nahm eine Flasche heraus. Obwohl er wusste, dass es ihm nicht guttat, schenkte er sich großzügig ein und kippte es hinunter.

Diese verfluchten grünen Augen ...

27

General Peng Zhu De war ein kleiner Mann.

Sein stahlgraues Haar war kurzgeschnitten und sein gebräuntes, faltiges Gesicht verriet sowohl seine Herkunft aus dem Süden wie auch jeden Schritt seiner Laufbahn vom Guerillaführer in Sezchuan, Anführer des langen Marschs und Gründer der Achten-Route-Armee, bis zum Kommandanten der Korea-Feldzüge, wo er entsetzliche Verluste hatte hinnehmen müssen.

Man sagte, Peng spüre den Tod eines jeden einzelnen Soldaten. Er war gegen den Einmarsch in Korea gewesen, hatte das Kommando nicht gewollt, es dann aber trotzdem übernommen, da er es für seine Pflicht gehalten hatte. Jetzt, fast zwei Jahre später, sah man jeden der dreihunderttausend Verluste in seinen Augen, und Gerüchte besagten, dass er Mao für jeden einzelnen davon verantwortlich machte.

Oberst Yu klopfte an seine Tür, erhielt die Erlaubnis einzutreten und setzte sich auf den grauen Metallstuhl vor dem Schreibtisch des Generals.

Yu bewunderte Peng mehr als jeden anderen lebenden Menschen. Wie er selbst stammte der General aus Sezchuan. Ein wahrer Kommunist und Patriot, anders als dieser Möchtegern-Kaiser Mao. General Peng arbeitete für China und die Menschen, Mao arbeitete für Mao und Mao.

»Wie war das Essen?«, fragte Peng. Seine Stimme klang müde.

»Woroschenin ist aufgetaucht.«

»Hatten wir uns das nicht schon gedacht?«

»Er weiß von den Waffen für die Viet Minh.«

Peng nickte. »Kang hat ihm einen Hinweis gegeben. Er hat Spione in unserer Abteilung, da bin ich sicher.«

»Soll ich Guibert wieder wegschicken?«

»Nicht unbedingt«, sagte Peng. »Erzählen Sie mir von ihm.«

Yu berichtete von den Ereignissen beim Essen – Guiberts Kenntnis des Chinesischen, seine guten Manieren, seine Intelligenz, seine kleinen Siege über Woroschenin.

»Sie denken also, er könnte unser Mann sein?«, fragte Peng.

»Möglicherweise.«

Peng lehnte sich nachdenklich zurück.

Yu kannte die Probleme.

Die Russen wollten verhindern, dass die Chinesen in Vietnam an Einfluss gewannen. Deshalb versuchten sie, Waffenlieferungen zu verhindern, die China eben jenen Einfluss verschaffen würden.

Mao war ein Narr. Er war auf Stalin hereingefallen – das Desaster in Korea war das Ergebnis davon –, und jetzt geriet er immer tiefer in die Fänge der Sowjets. Ein kurzer Blick auf die Karte zeigte, worin die Gefahr bestand – die Russen kontrollierten bereits Nordkorea und damit auch die lange nordöstliche Grenze und das strategisch wichtige Gelbe Meer. Sie unterhielten Stützpunkte im Nordosten in der Mandschurei und im Nordwesten in der Äußeren Mongolei. Im Westen bedrohten sie Xinjiang, dessen muslimische Bevölkerung es kaum abwarten konnte, sich ihren Glaubensbrüdern in Kasachstan, Kirgisien und Tadschikistan anzuschließen.

Wenn die Russen jetzt noch Vietnam kontrollierten, hätten sie auch die südliche Grenze. Die Franzosen waren in Südostasien erledigt; es war nur noch eine Frage der Zeit. Russland würde Kambodscha einkassieren und sich dann die schwächeren Schwesterstaaten Siam und Burma vornehmen. Auch in Indien waren bereits sowjetische Agenten aktiv.

Die Sowjets konnten China schon bald vollständig eingekeist haben, und dann würden sie sich die Mandschurei und den Rest der Mongolei sowie Xinjiang unter den Nagel reißen.

Aber im Moment war Vietnam der Schlüssel. An der Pattsituation in Korea würde sich so bald nichts ändern, die Sowjets würden den Norden kontrollieren, die Amerikaner den Süden.

Vietnam war die nächste Front.

Das Problem war, dass die Amerikaner an die Stelle der Franzosen treten wollten – ein entsetzlicher Fehler und für China ein Riesenproblem. Wenn die Amerikaner gegen die Viet Minh zu Felde zogen, konnten sich die Beziehun-

gen zwischen Peking und Washington unmöglich entspannen und China würde weiter in die Arme Moskaus getrieben.

Die Amerikaner arbeiteten eifrig daran, ihren schlimmsten Alptraum Wirklichkeit werden zu lassen – einen kommunistischen Block.

Doch Chinas Zukunft – General Peng wusste das und Yu war ebenfalls davon überzeugt – lag nicht an der Seite Russlands, sondern bei den Vereinigten Staaten. Nur Amerika konnte ein Gegengewicht zu den Sowjets bilden, nur ein Bündnis mit Washington – oder zumindest eine Arbeitsbeziehung – konnte China den wirtschaftlichen Wohlstand bringen, den es für seine Entwicklung brauchte.

Erste Annäherungsversuche, indirekt und unverbindlich, waren bereits unternommen, aber von antiprogressiven Elementen in amerikanischen Geheimdienst- und Diplomatenkreisen unterbunden worden. Die Diplomaten in Washington fürchteten sich ebenso sehr vor der eigenen extremen Rechten wie die Chinesen vor ihrer Linken. Trotzdem hatte es diese Versuche gegeben, man war zumindest im Gespräch, und wenn General Peng sich auf die Unterstützung Washingtons verlassen konnte, wäre er vielleicht sogar stark genug, um gegen den falschen kommunistischen Diktator anzugehen, der China derzeit terrorisierte.

Aber Yu wusste, dass es ein Rennen gegen die Zeit war.

Die Viet Minh würden in Vietnam siegen.

Die Amerikaner schickten den Franzosen Hilfe, Geld und Waffen und hatten die CIA überall im Land verteilt, um die Grundlagen für die letztlich unausweichliche Übernahme zu legen. Nur ein schneller und entschiedener Sieg gegen die

Franzosen konnte Washington von einem katastrophalen Eingriff abhalten, der Amerika und China auf Jahrzehnte trennen würde.

Und für einen solch raschen Sieg brauchte man Waffen.

Bazookas zum Beispiel.

Aber, dachte Peng, wir dürfen uns jetzt noch nicht dabei erischen lassen.

Wir brauchen Mittelsmänner.

Wir brauchen Leute wie Michel Guibert.

28

Nikolai kniete vor der Toilette und kotzte Maotai, Wodka, Pernod und einen Großteil des hervorragenden Festessens wieder aus.

Es ist so, wie die Buddhisten sagen, dachte er, als er vorübergehend nicht würgen musste – alles ist im Fluss, und am Ende wird auch das köstlichste Essen zu einem widerlichen Brei. Er kotzte noch einmal, spritzte sich dann kaltes Wasser ins Gesicht und putzte sich die Zähne.

Ohne sich vorher auszuziehen, ließ er sich einfach mit dem Gesicht nach unten aufs Bett fallen, um ein paar Stunden zu schlafen. Kurz vor Morgengrauen wachte er auf, zog sich an, schrieb eine kurze kodierte Nachricht, die, wenn Haverford sie entschlüsselt hatte, lautete: *Zheng Yici, Donnerstagabend*. Er rollte das dünne Papier zu einem festen Röllchen und steckte es sich in die linke Jackentasche.

Auf der Straße streckte er sich demonstrativ, während sich die zerbrechlich wirkende Sonne über der Stadt erhob und ein verschlafener und griesgrämig dreinblickender Xiao Smiley auftauchte, die Arme schützend gegen die Kälte vor der Brust verschränkt.

Nikolai joggte los.

Die Luft brannte in seinen Lungen und der Wind schlug ihm ins Gesicht, aber die Bewegung tat gut und die Beschleunigung seines Herzschlags wärmte ihn rasch, als er in nördlicher Richtung auf den Beihai-Park zulief. Arbeiter waren bereits draußen und fegten den leichten Pulverschnee der vergangenen Nacht von den Gehwegen. Die Fäkalien-sammler kehrten vom Land zurück, wo sie ihre Behälter mit den menschlichen Ausscheidungen entleert hatten. In den *hutongs* des Xidan-Marktes bauten die Verkäufer ihre Stände auf und entzündeten kleine Feuer in Schalen, dabei blieben sie hin und wieder stehen, um sich die Hände über den Flammen zu wärmen. Der Geruch von Kohle lag in der Luft.

Nikolai lief weiter. Er wusste, dass er den ächzenden Smiley weit hinter sich ließ. Doch es würde nicht lange dauern, bis sich auch der Windhund an der Jagd beteiligte und ihn einholte. Er erhöhte das Tempo, rutschte auf eisglatter Fläche aus, fing sich und rannte weiter bis zum Beihai-Park.

Jetzt schaltete er wieder in ein gemütlicheres Lauftempo zurück und trottete am Seeufer entlang.

Selbst im Winter waren am frühen Morgen viele Menschen im Park und übten Tai Chi, bewegten sich langsam und anmutig vor dem silbergrauen Himmel, und plötzlich war Nikolai

glücklich, wieder in China zu sein. Er lief am Seeufer entlang und bog links auf die Brücke zur Jadeinsel ein.

Auf dem höchsten Punkt der Brücke machte er halt, legte die Hände auf das gekachelte Geländer und dehnte seine Beine. Unter seinem Arm hindurch sah er den Windhund am See entlang auf sich zulaufen. Nikolai griff in seine linke Tasche, die Hand durch den Körper abgeschirmt, nahm die Nachricht heraus und schob sie unter eine lose Kachel.

Dann beendete er seine Dehnübungen und joggte in einem großen Bogen um die Weiße Pagode herum und auf das Südtor zu. Smiley stand auf der Brücke, eine Zigarette in der behandschuhten Hand. Nikolai lief an ihm vorbei und wieder zurück zum Hotel.

In der Lobby war es heiß und stickig.

Nikolai ging direkt auf sein Zimmer, entlockte dem Hahn etwas lauwarmes Wasser und badete kurz. Er brühte eine Tasse Tee mit dem Wasser aus seiner Thermoskanne auf, zog sich an und ging in den Speisesaal, wo er noch mehr Tee, ein *baozi* und ein wenig eingelegtes Gemüse bekam. Er genoss die saftige gedämpfte Teigtasche und dachte über die Nachricht in dem toten Briefkasten auf der Brücke nach.

Obwohl er ziemlich zuversichtlich war, die Nachricht unauffällig hinterlegt zu haben, musste er doch mit der Möglichkeit rechnen, dass er dabei gesehen worden war, was bedeutete, dass sich bereits in diesem Moment Codeknacker darüber her machten und er schon bald wieder im Gefängnis, einer Folterkammer oder einer Kombination aus beidem sitzen würde.

Chens Gesichtsausdruck verriet nichts, als er durch die Lobby auf Nikolai zukam.

»Wie geht es Ihnen heute Morgen?«, fragte Chen.

»Ein bisschen mitgenommen«, entgegnete Nikolai. »Und Sie?«

»Mir geht es sehr gut«, sagte Chen. »Oberst Yu möchte Sie jetzt sehen. Sind Sie bereit?«

Nikolai war bereit.

29

Der Mönch trat mit gefalteten Händen aus der Weißen Pagode.

Kurz zuvor, gleich nach dem Morgengrauen, hatte er, der Xue Xin genannt wurde, beim Meditieren aus dem Fenster auf die Brücke vor der Jadeinsel gestarrt und gesehen, wie der Mann sich gegen die Brüstung gelehnt hatte.

Jetzt ging er langsam auf die Brücke zu. Langsam, weil er nicht den Anschein erwecken wollte, es eilig zu haben, aber auch weil seine Beine seltsam krumm waren und ihm deshalb gar nichts anderes übrigblieb, als langsam zu gehen.

Er wusste, dass er sein Leben riskierte, wusste, dass jederzeit die Möglichkeit bestand, dass einer der anderen Spaziergänger im Park, einer aus der Tai-Chi-Gruppe, ein Straßenhändler oder gar einer der anderen Mönche ein Polizeispion war und nur darauf wartete, zu erfahren, wer die Nachricht abholte.

Dann gab es zwei Möglichkeiten. Entweder würde man ihn sofort verhaften oder sie würden sich bedeckt halten und ihm

folgen in der Hoffnung, dass er sie zu der gesamten Zelle führte. Aber er wusste, dass er das nicht zulassen durfte – er war erfahren genug, um zu spüren, wann er beobachtet wurde, und geschickt genug, sich selbst aus diesem Leben zu entfernen, wenn es darauf ankam.

Xue Xin würde sich nicht festnehmen lassen.

Man hatte ihn schon einmal festgenommen.

Unter der Folter hatte er mit dem Klang seiner eigenen Schreie Bekanntschaft gemacht, und als sie ihn wieder in seinen Käfig warfen, war es nur die Freundlichkeit seines Zellen-genossen, die ihn am Leben erhielt. Er gab ihm Zuversicht, als er sterben wollte, und teilte mit ihm seine mageren Portionen Reis, die einzige karge Nahrung, die man ihnen zugestand.

Jetzt, zehn Jahre später, hinkte Xue Xin noch immer.

Er wusste, dass er eigentlich gar nicht mehr am Leben sein dürfte. Seine Peiniger hatten beschlossen, vor der Übernahme durch die Japaner alle Gefangenen umzubringen, und so hatte man sie alle auf ein Feld vor dem Gefängnis geführt, wo man ihnen spitze Stecken in die Hände drückte und sie ein tiefes Loch ausheben ließ.

Als das gemeinsame Grab fertig war, mussten sie sich in einer Reihe davor aufstellen. Xue Xin freute sich auf die Kugel, die sein Leben beenden sollte. Doch der Kommandant erklärte, die Gefangenen hätten keine teuren Kugeln verdient, und man würde ihnen stattdessen die Kehlen aufschlitzen.

Dann ging es los. Verschwommen sah er, wie silberne Klingen gezückt wurden und Blut umherspritzte. Xue Xin fiel rückwärts in das Loch und war froh, sterben zu dürfen. Es kam ihm vor, als wären Tage vergangen, bis er die Erde auf sich

fallen spürte, und er wollte schreien, dass er noch am Leben war, doch er schluckte seine Angst und den Schmerz mit dem Sand.

In der Nacht kamen die Mönche.

Wie Geister stapften sie durch den Nebel und gruben mit bloßen Händen, zogen ihn sprichwörtlich aus dem Grab. Wochen später konnte er wieder stehen und weitere Wochen später gehen, wenn man es gehen nennen wollte. Jede Nacht hatte er schlimme Träume, wachte immer wieder in seinem Grab auf.

Jetzt ging Xue Xin an der lockeren Kachel auf der Brücke vorbei, zog geschickt die Nachricht heraus und steckte sie in seine Kutte. Mit der anderen Hand umklammerte er eine schlanke scharfe Klinge, die er für seinen Bauch bestimmt hatte, falls sie ihn holen wollten oder er merkte, dass sie ihm folgten.

Aber niemand folgte ihm.

Unbemerkt ging er durch das Nordtor in einen *hutong* nördlich des Zentrums und kauerte fünf Minuten später hinter einem Häuschen im schwachen Licht eines kleinen Funksenders, in den er die verschlüsselte Nachricht sprach.

Er trat aus dem Haus und rezitierte: »*Om mani padme hung.*«
Das Juwel ist im Lotus.

30

Die Klinge fuhr tief in den Bauch der Beute.

Der Mann rang nach Luft und stolperte durch eine Gasse in der Nähe des belebten Marktplatzes von Luang Prabang, wobei er versuchte, seine Eingeweide wieder in seinen Bauch zurückzustopfen. Doch es war viel zu spät.

Die Kobra klappte das Messer zu, wandte sich ab und trat rasch aus der dunklen Gasse hinaus auf die Straßen der Stadt im Norden von Laos.

Das Ganze hatte mit einer gewissen »Operation X« zu tun, aber der Kobra war das egal. Es kam einzig und allein auf das Geld an, und dieser Kunde hier zahlte immer prompt und zuverlässig.

Die Kobra tastete nach dem Medaillon und glitt mit den Fingern über das eingeprägte Gesicht und den Schriftzug ...

Per tu amicu.

Für deine Freundschaft.

31

Auf dem Platz des Himmlischen Friedens hatte sich eine große Menschenmenge versammelt.

Der Verkehr stockte. Nikolai schaute aus dem Fenster und sah einen Militärkonvoi – sowjetische Laster und amerikanische Jeeps – an der johlenden und grölenden Menge vorbeifahren.

Dann entdeckte er auch die Opfer ihres Hohns.

Hinten auf einem offenen Jeep, die Arme an die Körper gefesselt und von Soldaten der Volksbefreiungsarmee auf-

recht gehalten, standen zwei Männer, der eine aus dem Westen, der andere Asiate. In einem weiteren offenen Laster hinter ihnen saß eine Abordnung von Soldaten auf der Ladefläche, die Gewehre aufgestellt. Einzelne Zuschauer lösten sich aus der Menge, warfen Abfall und verfaultes Gemüse, schrien Beleidigungen, rannten auf den Jeep zu und spuckten die Gefangenen an.

»Spione«, erklärte Chen und beobachtete Nikolais Reaktion. »Ein Italiener und ein Japaner. Sie wollten den Großen Vorsitzenden ermorden.«

»Wirklich?«

»Sie haben gestanden.«

Chens Wagen fädelt sich hinter dem Militärkonvoi ein, der langsam am Platz des Himmlischen Friedens vorbei auf den Himmelstempel zurollt. An der Himmelsbrücke stoppte die Parade, und die Menge umschwärmte die Wagen wie eine Amöbe. Soldaten zerrten die Gefangenen grob vom Jeep herunter und stießen sie auf den Platz am Fuß der Brücke. Andere schoben die Schaulustigen mit Gewehren zurück, während ein Offizier weitere Soldaten in einer Reihe aufmarschieren ließ.

»Hinrichtungen finden öffentlich statt?«, fragte Nikolai.

»So sind sie anderen eine Lehre.«

Entgegen allen ethnischen Klischees blieb der Italiener stumm und stoisch stehen, während die Beine des Japaners ihrem Herrn den Dienst versagten und er schluchzend auf die Knie fiel. Ein Soldat zerrte ihn wieder auf die Füße, und dann sah Nikolai einen Mann in einem langen schwarzen Mantel

und einem schwarzen Hut aus dem Fond eines der Wagen steigen und auf die Gefangenen zugehen.

Er hielt einige Papiere in der linken Hand.

»Kang Sheng«, sagte Chen mit einem ehrfurchtsvollen Beben in der Stimme.

Nikolai beobachtete Kang, der an der Menge vorbei zu den Gefangenen schritt und eine Bekanntmachung verlas, die deren Verbrechen benannte und sie dem gerechten Zorn des Volkes überantwortete. Der Große Vorsitzende hatte ihnen in seiner Gnade gewährt, erschossen statt stranguliert, geköpft oder vom Mob zu Tode geprügelt zu werden.

Kang beendete seine Rede, blieb noch einen Moment stehen und trat dann ab.

Der Offizier brüllte einen Befehl, und die Soldaten legten mit einem lauten metallischen Klappern, das durch die kalte Luft hallte, ihre Gewehre an. Der Italiener wirkte gefasst, doch Nikolai sah den Urinfleck, der seine Hose dunkler färbte. Auch die Menge sah es und spottete lauthals.

»Schaut nur! Der bepisst sich!«

»Hat gestern Nacht wohl einen über den Durst getrunken!«

Der Japaner sank erneut auf die Knie. Ein Soldat machte Anstalten, ihn wieder aufzurichten, doch der genervte Offizier schüttelte den Kopf und bellte einen weiteren Befehl, woraufhin drei Soldaten ihr Ziel ins Visier nahmen. Der Offizier hatte ein Gespür für Dramatik und hob seinen Arm, hielt aber inne, bis es ringsum ganz ruhig geworden war.

Nach einem Moment der Stille ließ der Offizier die Hand fallen und schrie einen Befehl. Die Schüsse dröhnten, und Nikolai sah die beiden Gefangenen zu Boden sacken.

Der Himmelstempel mit seinen blauen Dachziegeln, die in der Sonne glitzerten, ragte hoch über ihnen auf.

»Spione«, sagte Chen noch einmal.

32

Nikolais Nachricht wurde fünfmal weitergereicht, bis sie endlich Haverford in Tokio erreichte. Trotzdem kam sie unverändert an, und Haverford entschlüsselte sie sofort.

Zheng Yici, Donnerstagnacht.

Die Mitarbeiter der CIA in Tokio machten sich unverzüglich an die Arbeit. Innerhalb weniger Minuten hatte Haverford eine Karte von Peking und mehrere Luftfotografien vor sich und zog einen roten Kreis um das Opernhaus Zheng Yici. Bald darauf stand ein chinesischer Flüchtling aus Peking in seinem Büro und erklärte, das Operngebäude befände sich im Viertel Xuanwu, südwestlich der Altstadt und nicht weit vom Himmelstempel entfernt. Die Gegend sei ein einziges Labyrinth aus schmalen *hutongs* und alten Wohnhäusern. Vor der Machtübernahme der Kommunisten befanden sich hier die *bada hutongs*, der Rotlichtbezirk.

Haverford dankte ihm und entließ ihn, dann sprach er über eine geschützte Leitung mit Bill Benton, dem Leiter des Pekingener CIA-Büros, der jetzt von Macau aus agierte.

»Ich brauche Fotos und einen Grundriss des Zheng Yi-ci Opernhauses«, sagte Haverford, »und eine Aufstellung unserer Agenten in Xuanwu.«

Normalerweise würde eine solche Aufgabe mehrere Wochen beanspruchen, wenn sie überhaupt in Angriff genommen werden würde, aber man hatte Benton zuvor unmissverständlich klargemacht, dass Haverfords Weisungen unverzüglich auszuführen seien. Die verlangten Fotos und der Grundriss wurden bereits fünfzehn Minuten später telegraphiert, und nach einer Stunde war Benton erneut am Telefon.

»Wen haben wir in Xuanwu?«, fragte Haverford.

»Sie haben Glück. Der Tempel der Grünen Wahrheit ist nur ein Stück weiter die Straße runter.«

»Und was bitte ist der Tempel der Grünen Wahrheit?«, fragte Haverford, während er das Gebäude auf der Karte suchte und fand.

»Die älteste Moschee in Peking«, antwortete Benton.

Ein Foto des Tempels erschien vor Haverfords Augen. Das Gebäude sah aus wie ein ganz normaler alter chinesischer Tempel – buddhistisch oder taoistisch – mit blauroten Säulen und einem schräg abfallenden Dach. Doch dann fiel Haverford auf, dass die Dachziegel nicht wie sonst blau, sondern grün waren. »Den haben die Kommies stehen lassen?«

»Hatten keine Wahl – er befindet sich mitten in einem Viertel der Hui.«

Haverford wusste, dass Benton das Spiel »Ich weiß mehr als du« mit ihm abzog. Aber das war typisch für die alten China-beauftragten, ständig glaubten sie, sich verteidigen zu müssen, weil sie das Land an die Kommunisten »verloren« hatten. Sie

hassten es, sich jetzt der Abteilung für Asien und damit Neu-lingen wie Haverford unterordnen zu müssen. Aber er konnte es verstehen – die meisten ihrer Spione waren aufgefliegen, und nun musste erst langsam und qualvoll wieder ein neues Netz aufgebaut werden.

»Die chinesisch sprechende muslimische Minderheit«, erklärte Benton. »Lebt seit tausend Jahren in Peking. Ihre Ausprägung des Islam nennt sich *qing zhen* – ›die grüne Wahrheit‹.«

»Gehören ein paar von diesen Huis zu uns?«, fragte Haverford.

»Mehr als nur ein paar«, antwortete Benton. »Die hassen die verfluchten Roten, halten sie für gottlose Ungläubige, die sie an der Ausübung ihrer Religion hindern wollen. Außerdem haben die Hui enge Verbindungen zur muslimischen Minderheit in Xinjiang.«

Das eröffnet Möglichkeiten, dachte Haverford. »Ich brauche ein Fluchthelferteam.«

»Das kriegen wir hin.«

»Und einen toten Briefkasten in Peking«, setzte Haverford hinzu.

»Können Sie ein paar Waffen nach Xinjiang schaffen?«

»Sicher.«

»Ich melde mich bei Ihnen, sobald ich Genaueres weiß«, sagte Benton.

»Ich komme nach Hongkong und kümmere mich dort um alle Einzelheiten.« Haverford wollte nicht, dass Benton Scheiße baute, und ihm blieb nicht mehr viel Zeit, um einen Plan auszuarbeiten und ihn Hel zuzuspielen.

33

Die Waffe war so hässlich wie tödlich.

Sie hat nichts Ehrenhaftes und daher auch nichts Schönes, dachte Nikolai.

Ein Schwert ist schön durch die Sorgfalt und Handwerkskunst, die in seine Herstellung einfließen, und ehrenhaft wegen des Muts, den der persönliche Zweikampf erfordert.

Aber eine »Panzerfaust«?

Ihre Hässlichkeit steht in direktem Verhältnis zu ihrer Zerstörungskraft. Sie wurde von seelenlosen Arbeitstieren anonym an einem Fließband in einer amerikanischen Fabrik gefertigt und bereichert ihren Besitzer nicht in seiner Würde, sondern ermöglicht ihm aus größerer Entfernung zu töten und zu zerstören.

Trotzdem, das musste Nikolai zugeben, als Yu die Besonderheiten der Waffe aufzählte, ihre Kraft war beeindruckend.

Die M20 – oder auch »Super Bazooka« – wog gerade mal fünfzehn Pfund und war kaum anderthalb Meter lang, der Lauf allein machte schon die Hälfte davon aus. Damit abgefeuert erreichte ein acht Pfund schweres Panzerabwehrgeschoss eine Geschwindigkeit von über einhundert Metern pro Sekunde und durchdrang dreißig Zentimeter dicke Bepanzerungen noch auf achtzig Meter Entfernung. Schwere Panzer, gepanzerte Truppentransporter, Halbkettenfahrzeuge oder befestigte Untertände, sie alle konnten damit zerstört werden.

Die Waffe, im Prinzip ein einfaches Rohr mit elektrischem Zündmechanismus und Reflexvisier, ließ sich für den leichte-

ren Transport in zwei Teile auseinandernehmen. Man konnte sie stehend, sitzend oder – bei Bedarf – auch liegend abfeuern, was bedeutete, dass sowohl in einem Reisfeld wie auch im hohen Schilf zielsicher damit geschossen werden konnte. Ein gut ausgebildetes Team von zwei Männern konnte in einer Minute bis zu sechsmal feuern, während ein Eliteteam in derselben Zeit auf bis zu sechzehn Schuss kam.

»Ließe sich die Bazooka, wenn nötig, auch von einem Mann allein bedienen?«, fragte Nikolai.

»Wenn sie erst mal auf dem Dreibein liegt.«

»Und das ist inbegriffen?«

»Selbstverständlich, Genosse Guibert.«

Nikolai ließ ihn alle fünfzig Kisten nacheinander öffnen und begutachtete jede einzelne Bazooka. Er kannte sich mit diesen Waffen nicht aus, aber wenn er das nicht getan hätte, wäre Yu misstrauisch geworden. Kein ernstzunehmender Waffenhändler – und als solcher galt Guibert zweifellos – hätte riskiert, fünf Kisten mit Bazookas und fünfundvierzig voller Wackerteine zu kaufen.

Die Waffen waren mit einer dünnen Schmierschicht überzogen, um die Visiere vor einer Beschädigung durch Pilzbefall zu schützen.

»Wird das Lösungsmittel für die Reinigung mitgeliefert?«, fragte Nikolai.

»Selbstverständlich.«

Fünfzig von diesen Waffen, überlegte Nikolai, von denen jede einzelne einen französischen Panzer, ein Halbkettenfahrzeug oder einen Unterstand vernichten konnte, würden für die Viet Minh einen Riesenunterschied machen.

Vielleicht den entscheidenden.

Die Viet Minh hatten auf dem Day vorschnell eine Offensive gegen die Franzosen gestartet. In nur sechsundzwanzig Tagen waren sie von der überlegenen Waffengewalt der Franzosen niedergemäht worden und hatten elftausend Männer verloren. Trotzdem wären sie um ein Haar siegreich aus den Kämpfen hervorgegangen, hätten die Amerikaner nicht mit einer noch neueren Waffe eingegriffen.

Sie nannten es »Napalm«, flüssiges Feuer, das aus Flugzeugen abgeworfen wurde und die Viet Minh bei lebendigem Leib brennen ließ.

Kennt das amerikanische Genie für Massenvernichtung keine Grenzen?, fragte sich Nikolai und dachte dabei an den Abwurf von Feuerbomben auf Tokio und natürlich an die Atombomben, die Hiroshima und Nagasaki ausradiert hatten.

»Ich nehme sie«, sagte er, »wenn der Preis stimmt.«

Nicht, dass er unbedingt ein Schnäppchen herausschlagen musste – Haverford hatte ihm mehr als genug Geld zur Verfügung gestellt –, aber auch hier fragte er sich, welcher Waffenhändler nicht versuchen würde, den Preis zu drücken?

Michel Guibert sicher nicht.

»Ich bin bevollmächtigt, im Namen des Verteidigungsministeriums zu verhandeln«, sagte Yu. »Vielleicht bei einem Mittagessen?«

Sie zogen sich in einen geschlossenen Pavillon mit Blick auf den Longtan See zurück.

Das Essen war ziemlich gut. Ein ganzer gekochter Fisch in einer süßen braunen Sauce, gefolgt von Gemüse in Knoblauch

und *zha jiang ma*, dicken Weizennudeln mit Schweinehack in gelber Sojabohnensauce.

Nikolai fragte: »Also, was ist Ihr Preis?«

»Wie lautet Ihr Angebot?«, fragte Yu und machte nicht den Fehler, als Erster eine Zahl zu sagen.

Nikolai nannte einen lächerlich geringen Betrag.

»Da muss ein Missverständnis vorliegen«, entgegnete Yu. »Sie erwerben nicht nur die Kisten, sondern auch deren Inhalt.« Er vervierfachte Nikolais Angebot.

»Vielleicht habe ich mich nicht klar ausgedrückt«, erklärte Nikolai. »Ich möchte nur fünfzig kaufen, keine fünfhundert.« Dennoch erhöhte er sein Angebot ein wenig.

»Wir haben Auslagen«, sagte Yu. Er nannte eine neue Zahl.

»Offensichtlich sehr umfangreiche«, antwortete Nikolai. Aber jetzt kannte er Yus wahren Preis, denn der Oberst hatte sich in arithmetisch gleichmäßigen Schritten auf sein Ziel zubewegt. Ein einfallsloser Go-Spieler, ohne Raffinesse oder Flair. Aber Nikolai wollte dieses geschmacklose Feilschen beenden, und so erhöhte er sein Angebot auf einen Betrag knapp unter dem von Yu angestrebten. Er war überrascht, als dieser darauf einging. Nikolai hatte ein seltsames Gefühl dabei und fragte sich warum.

Yu ließ mit der Erklärung nicht lange auf sich warten. »Jetzt müssen wir uns über den Transport unterhalten.«

Nikolai heuchelte Interesse. Natürlich hatte er keinerlei Absicht, die Waffen tatsächlich zu kaufen, geschweige denn, sie irgendwohin zu verfrachten. Bis sie versandfertig waren, würde er Woroschenin getötet haben und hoffentlich geflohen sein. Trotzdem musste das Spiel gespielt werden, und so sagte

er: »Natürlich werde ich in vernünftigem Rahmen für den Transport an einen Ort in der Nähe der vietnamesischen Grenze aufkommen.«

Yu nickte. »Sie werden das Geld auf einem Konto in Lausanne hinterlegen. Wenn wir die Zahlung erhalten haben, werden wir Ihnen einen Ort in der Provinz Yunnan nennen. Eine dort zuständige Armeeeinheit wird Ihnen helfen, die Waren an die vietnamesische Grenze zu befördern. Wie Sie anschließend weiterverfahen, bleibt Ihnen und Ihrem Kunden überlassen.«

»Ich werde die Hälfte des Geldes auf dem Schweizer Konto hinterlegen«, erwiderte Nikolai, »und die andere Hälfte einzahlen, wenn ich mit der Ware sicher an der Grenze angekommen bin.«

»Ihr fehlendes Vertrauen irritiert mich.«

»Ich hörte«, erwiderte Nikolai, »dass es in den Bergen von Yunnan trotz der zweifellos heroischen Bemühungen der Volksbefreiungsarmee vor Banditen nur so wimmelt.«

»Es gibt dort noch einige wenige äußerst unbedeutende konterrevolutionäre Elemente, die sich ans Überleben klammern«, antwortete Yu. »Wir werden diese *tu fei* bald ausgerottet haben.«

»Einstweilen«, sagte Nikolai, »hoffe ich nicht, dass mir meine Ware abhandenkommt, bevor ich meinen Kunden damit beliefern kann. Entschuldigen Sie meine Offenheit, aber ich komme nicht umhin zu glauben, dass die Angehörigen der lokalen Einheit, von der Sie sprachen, eifriger zu Werke gingen, wenn sie, sagen wir mal, einen Anreiz hätten.«

Yu legte seine Essstäbchen ab. »Kapitalisten gehen immer davon aus, dass einzig und allein Geld als Motivation dient.«

»Kommunisten denken da ganz anders«, antwortete Nikolai.
»Deshalb auch das Bankkonto in Lausanne. Wie kommen Sie darauf, dass ich Kapitalist bin?«

»Kommunist sind Sie sicher nicht.«

»Ich bin Guibertist«, erwiderte Nikolai.

Yu schmunzelte. »Zwei Drittel, ein Drittel.«

»Abgemacht.«

Nikolai nahm seine Essstäbchen wieder auf und aß weiter.

34

»Ist der Handel perfekt?«, fragte Peng.

»Ja«, antwortete Yu.

»Gut«, sagte Peng. »Spielt er immer noch den Franzosen, diesen Guibert?«

»Er spielt ihn sehr gut, das muss man ihm lassen.«

Peng lachte.

35

Diamond nahm den Hörer ab. »Ja?«

»Ich bin's«, sagte die Stimme. »Benton. Haverford hat mich gebeten, Sie auf den aktuellen Stand zu bringen.«

»Ich höre«, sagte Diamond.

Er schmunzelte leise in sich hinein.

Benton mochte seinen Job – konnte von Glück sagen, dass er ihn hatte – und wollte ihn so lange wie möglich behalten.

36

»Sie sind ein ...« Chen suchte nach einem chinesischen Begriff, schwenkte dann aber doch auf Französisch um.
»... *gourmet*.«

Nikolai zuckte mit den Schultern. »Ich bin Franzose.«

Als er von dem Treffen mit Yu zurückgekehrt war, hatte ihm eine hübsche Empfangsdame im Hotel seinen Schlüssel überreicht und gefragt, ob er eine Restaurantempfehlung für den Abend wünsche.

»Ja bitte«, sagte Nikolai.

»Vielleicht würde Ihnen das Hong Binlou zusagen?«, erwiderte sie.

Chen war durchaus erfreut, dass Guibert das vornehme alte Etablissement besuchen und die typisch muslimische Küche probieren wollte. Zu den Vorrechten eines Begleiters ausländischer Besucher gehörte auch das Speisen in Restaurants, die er sich sonst nicht leisten konnte. Und selbst wenn er das Geld dafür gehabt hätte, so hätte er sich durch den Besuch so feiner Lokale den Vorwurf der Dekadenz eingehandelt.

Natürlich gab es kein Schweinefleisch, doch das wurde durch das saftige Lamm auf Holzspießen, den mongolischen

Eintopf und ganz besonders den gedünsteten Aal mehr als wettgemacht.

Die Kellner, allesamt Hui-Chinesen, die bereits vor Generationen aus den westlichen Provinzen zugewandert waren, trugen kurze weiße Jacketts, schwarze Hosen und – da sie Muslime waren – auch weiße Gebetskappen. Die wenigen Frauen, meist Angehörige der Besitzer, waren verschleiert oder trugen Kopftücher.

»Religiöser Irrglaube«, fühlte sich Chen, seinerseits politisch orthodox, verpflichtet anzumerken. »Ich nehme an, sie sind Katholik?«

»Von Geburt an«, erwiderte Nikolai.

Während des Essens entschuldigte Nikolai sich und ging zur Toilette. Der Kellner warf ihm einen äußerst flüchtigen Blick zu, als er nicht weit von der Küche entfernt an ihm vorbei durch den schmalen Gang zu den Sanitärräumen ging.

Er schloss die Tür hinter sich ab, erleichterte sich, um eventuelle Lauscher nicht zu enttäuschen, und drehte den Hahn auf, um sich die Hände zu waschen und die Geräusche zu übertönen, die entstanden, als er den Deckel des Spülkastens hob. Die auf einem Zigarettenpapier notierte Nachricht klebte an einem Kaugummi auf der Innenseite des Kastens.

Nikolai übersetzte den Code, prägte sich die Botschaft ein, zerriss das Papier in viele kleine Fetzen, warf sie in die Toilette und betätigte die Spülung.

»Fühlen Sie sich nicht wohl?«, fragte Chen, als er an den Tisch zurückkehrte.

»Hervorragend«, entgegnete Nikolai. »Wieso?«

»Ich hatte schon Sorge, der Aal habe Ihnen den Magen verdorben«, meinte Chen.

»In meinem Teil Frankreichs ist das ein beliebtes Gericht«, sagte Nikolai.

»Ach.«

Der Kellner war ein gut aussehender junger Mann mit hohen Wangenknochen und auffallend blauen Augen. Seine Hand zitterte leicht, als er Nikolai die Rechnung überreichte. »War alles so, wie Sie es sich erhofft hatten, Genosse?«

»Ich habe alles bekommen, was man mir versprochen hat«, sagte Nikolai, froh, dass Chen noch damit zu tun hatte, den letzten Rest der roten Sauce mit einer gedämpften Teigtasche aufzunehmen, so dass er die Unruhe des Kellners nicht bemerkte.

»Das freut mich sehr. Ich werde es dem Koch ausrichten.«

»Ja, bitte tun Sie das.«

Wagen und Fahrer warteten draußen.

»Wollen wir nicht zu Fuß gehen?«, schlug Nikolai vor.

»Es ist sehr kalt.«

»Wir sind ausgezeichnet gewappnet«, sagte Nikolai und klopfte sich auf den Bauch. »Innen wie außen.«

Chen willigte ein, aber nur ungern. Ein Wagen und ein Fahrer waren bedeutende Privilegien, und jetzt wollte der ausländische Gast wie ein Bauer zu Fuß gehen. Trotzdem musste man ihn bei Laune halten – es hieß, er habe gerade ein wichtiges Geschäft mit dem Verteidigungsministerium unter Dach und Fach gebracht.

Die Schuhe knirschten im Schnee. Nikolai horchte auf den Rhythmus seiner Schritte, während er sich insgeheim Haverfords Anweisungen ins Gedächtnis rief.

Liquidation durchführen. Verlassen Sie das Theater, laufen Sie über den Marktplatz, in den Tempel der Grünen Wahrheit. Das Fluchthelferteam, anti-kommunistische Hui-Chinesen, werden Sie erwarten. Man wird sie mit dem LKW in den Hafen von Qinhuangdao bringen, von wo aus Sie mit einem Fischerboot zu einem amerikanischen U-Boot im Gelben Meer übersetzen. Viel Glück.

Das werde ich auch brauchen, dachte Nikolai. Allein schon, um überhaupt nur aus dem Opernhaus herauszukommen, geschweige denn, es durch die engen Straßen bis zur Moschee zu schaffen. Würde es dem »Fluchthelferteam« anschließend gelingen, ihn durch die vielen Kontrollpunkte auf der Strecke nach Qinhuangdao zu schleusen?

Er bezweifelte es.

Aber es war sinnlos, sich mit der Unmöglichkeit eines bereits beschlossenen Vorhabens zu beschäftigen.

37

Nikolai stand auf und lief seine Morgenrunde.

Dieses Mal waren Smiley und der Windhund vorbereitet, und Nikolai nahm amüsiert zur Kenntnis, dass sie jetzt Laufschuhe trugen oder zumindest das, was in der Volksbefreiungsarmee dafür herhalten musste.

Nikolai lief eigentlich nicht gerne – für ihn war es ein trister, eintöniger Sport, ohne den Nervenkitzel einer Höhlenerkundung und weniger anspruchsvoll als die *hoda korosu katas*, aber wahrscheinlich profitierte sein Kreislauf davon.

Weit ausschreitend lenkte er seine Gedanken auf die Herausforderung, Woroschenin zu töten. Der Russe hatte eine Loge im Theater, die zwar Ungestörtheit versprach, sich aber auch leicht sichern ließ. Zweifellos würden seine drei Leibwächter anwesend sein, ebenso wie das übliche chinesische Sicherheitspersonal, in Zivil und auch uniformiert.

Woroschenins Wächter werden mich auf jeden Fall durchsuchen, dachte Nikolai, bevor sie mich in die Loge zu ihrem Herrn lassen, deshalb darf ich keine Waffe bei mir tragen. Das ist eigentlich kein großes Problem, sagte er sich. Genau genommen ist das der Grund, weshalb ich für die Aufgabe ausgewählt wurde und jetzt durch das frostig kalte Peking jogge, anstatt in einer Zelle des Sugamo-Gefängnisses zu schmoren.

Der Mord selbst würde relativ leicht sein – irgendwann würde Woroschenin sich während der Vorstellung vorbeugen und seinen Nacken oder seine Kehle ungeschützt präsentieren, so dass Nikolai den tödlichen Schlag ausführen konnte. Wäre dies eine Selbstmordmission nach japanischer Manier, gäbe es weiter nichts zu bedenken. Er würde sich auf den Tod vorbereiten, und das wäre es gewesen.

Aber da du es vorziehst, nicht zu sterben, dachte er, während er in nördlicher Richtung auf den Beihai-Park zulief, musst du dir überlegen, wie du Woroschenin loswirst und aus der Loge herauskommst, von dem Gebäude ganz zu schweigen.

Im Theater wird es dunkel sein und grelle Scheinwerfer werden die Bühne erleuchten. Das war also ein Vorteil. Dann der Lärm. Die Pekingoper mit ihren Trommeln, Pauken, Gongs und schrillen Gesangsdarbietungen wirkte auf Uneingeweihte wie eine migränefördernde Kakophonie, die Woroschenins Sterben problemlos übertönen würde (wobei Nikolai hoffte, so effektiv zuzuschlagen, dass kaum Geräusche entstanden).

Er betrat den Park und beschloss, seinen Verfolgern ein wenig Abwechslung zu gönnen, indem er diesmal in westlicher, statt in östlicher Richtung am Seeufer entlanglief. Das ist das mindeste, was ich tun kann, dachte er, wo sie wegen mir so früh aufstehen mussten, und für heute war ohnehin kein Abstecher zu dem toten Briefkasten auf der Brücke vorgesehen.

Aber was, dachte er, wenn ich Woroschenin töte, ohne dass es jemand merkt? Dann könnte ich einfach aufstehen und rausgehen, würde nur von meinen chinesischen Betreuern verfolgt, die ich in den *hutongs* von Xuanwu abschütteln könnte. Anschließend würde ich in der Moschee verschwinden.

Ist das möglich?, fragte er sich, als er am Seeufer entlanglief.

Natürlich, dachte er und hörte die Stimme von General Kishikawa. *Denke nie darüber nach, ob ein Erfolg möglich ist – denke stets nur an die Unmöglichkeit des Scheiterns.*

Hai, *Kishikawa-sama*.

Er wog sämtliche Methoden des *hoda korosu* gegeneinander ab, mit denen sich ein Gegner ohne viel Aufhebens aus geringer Entfernung ausschalten ließ, und teilte sie dann entsprechend der möglichen Ausgangssituation in Kategorien ein – wenn er zu Woroschenins Rechten saß, zu seiner Linken, hin-

ter ihm, oder durch einen weiteren Gast oder einen Leibwächter von seiner Zielperson getrennt, was seine Aufgabe ein bisschen schwieriger machen würde.

Schwierig, ja, aber nicht unmöglich.

Nur Scheitern ist unmöglich.

Udenkbar.

Als er die Nordseite des Sees umrundet hatte, sprintete Nikolai los, einerseits um gegen die Langeweile anzugehen, vor allem aber, um herauszufinden, wie schnell der Windhund wirklich war. Denn so weit könnte es kommen – dass er mit dem Mann in Xuanwu um die Wette laufen musste, um ihn abzuhängen.

Der Windhund wurde seinem Spitznamen gerecht. Er nahm die Herausforderung an und blieb die erste Minute dicht an ihm dran, doch dann beschleunigte Nikolai noch ein bisschen mehr, vergrößerte den Abstand und merkte, dass der Windhund nicht mehr mitkam.

Es ist also möglich, dachte Nikolai und drosselte sein Tempo, um seine Verfolger nicht unnötig zu beunruhigen.

Es ist möglich, die Sache durchzuziehen und zu überleben.

Zurück im Hotel stieg er aus den verschwitzten Kleidern, nahm rasch ein Bad in bestenfalls lauwarmem Wasser, zog sich an und ging nach unten, wo er ein karges Frühstück aus warmer Sojamilch und eingelegtem Gemüse zu sich nahm. Er hatte in letzter Zeit zu viel und zu schwer gegessen und fühlte sich nun körperlich entsprechend stumpf und träge.

Chen traf wenige Minuten später ein. Er setzte sich, bestellte unfreundlich und herrisch seinen Tee und betrachtete Nikolai mit leidvoller Miene.

»Sie treiben sehr viel Sport«, sagte er vorwurfsvoll und verzichtete auf jeglichen Versuch, so zu tun, als würde sein Gast nicht rund um die Uhr überwacht.

»Ist das ein Problem?«

»Es ist selbstsüchtig.«

»Ich hätte eher das Gegenteil vermutet.«

Chens Tee wurde an den Tisch gebracht. »Es ist selbstsüchtig«, erklärte er, »insofern der Mensch dabei Ressourcen verbraucht, die anderweitig bessere Verwendung fänden.«

»Zum Beispiel, indem er in der Hotellobby sitzt und wartet?«, erwiderte Nikolai und fragte sich, warum es ihm so großen Spaß machte, Chen zu ärgern.

»Meine Männer sind sehr beschäftigt«, sagte Chen. »Sie haben viel zu tun.«

»Genosse Chen, ich bin voll und ganz Ihrer Meinung«, sagte Nikolai. »Ihre Männer verschwenden kostbare Zeit und Energie, indem sie mich beschatten ...«

»Sie ›beschatten‹ Sie nicht«, schnaubte Chen, »sie ›beschützen‹ Sie.«

»Mir in der neuen Volksrepublik so viel Schutz angedeihen zu lassen, ist mit Sicherheit eine Verschwendung von Ressourcen«, bemerkte Nikolai ungerührt, »da das Verbrechen doch ein Anachronismus ist, der in die imperialistische Vergangenheit verbannt wurde.«

»Man schützt Sie«, beharrte Chen, der zunehmend aufgeregt wirkte, »vor den Agenten der Konterrevolution.«

»Ah«, sagte Nikolai. Er verneigte sich leicht. »Jetzt wird mir mein Denkfehler bewusst. Bitte nehmen Sie meine Entschuldigung an.«

gung an, es war gedankenlos von mir. Ich werde meine morgendlichen Joggingrunden einstellen.«

»Nein«, entgegnete Chen jetzt deutlich milder gestimmt. »Ich wollte Ihnen nur die Situation vor Augen führen ... mehr wollen Sie nicht frühstücken?«

»Ursprünglich nicht«, antwortete Nikolai, »aber jetzt, wo ich darüber nachdenke, vielleicht ein paar gedämpfte Teigtaschen? Mit roter Bohnenpaste?«

»Nur wenn Sie möchten.«

»Nur wenn Sie mitessen.«

»Nur um ein guter Gastgeber zu sein.«

Sie bestellten die Teigtaschen, aßen gemeinsam und sprachen wieder versöhnt über so unverfängliche, banale Themen wie das Wetter.

Dann standen sie auf und fuhren zur Bank.

Obwohl die Kommunisten die Wahrzeichen des Kapitalismus zutiefst verachteten, brauchten auch sie Banken, um ihre Geschäfte abzuwickeln. Und so hatten einige Finanzinstitute in Peking überlebt, auch wenn deren Angestellte verschämt und beinahe schuldbewusst wirkten.

»Welche Bank?«, fragte Chen, als sie in den Wagen stiegen.

»Banque de l'Indochine«, antwortete Nikolai.

»Natürlich.« Chens Entgegnung war von einer leichten Ironie gefärbt. Es gab solche Banken und solche – einige behielten die Transaktionen ihrer Anleger genau im Blick, andere waren dafür bekannt, dass sie mehrere Augen zudrückten. Die Banque de l'Indochine stand international in dem Ruf, Letzteres zu tun und nur sehr selektiv das wahrzunehmen, was ihr

selbst zugutekam – ähnlich wie Südostasien selbst: hemmungslos und unverhohlen korrupt.

Wenn ein französischer Waffenhändler ein zwielichtiges Geldgeschäft in Asien abwickeln wollte, dann war die Banque de l'Indochine seine Anlaufstation.

Nikolai zog ein Päckchen Zigaretten aus der Manteltasche und bot es Chen und dem Fahrer an. Sie nahmen je eine, er gab ihnen Feuer und zündete sich selbst auch eine an.

»Xie xie«, sagte der Fahrer. Es waren die ersten Worte, die er an Nikolai richtete. Die Fahrt zur Bank nahm nur wenige Minuten in Anspruch. Der Fahrer wartete im Wagen, während Chen mit Nikolai hineinging und den Direktor zu sprechen verlangte.

Alle Bankdirektoren sind gleich, dachte Nikolai, als der Mann mit erstauntem Gesicht aus seinem Büro trat, weil er so kurz nach Öffnung der Bank bereits aus geschäftlichen Gründen belästigt wurde. Demonstrativ legte er die unter seinen Kollegen weit verbreitete Einstellung an den Tag, derzufolge jede Unterhandlung mit einem Kunden als Störung galt.

Nikolai hatte Chinesisch sprechen wollen, entschied sich nun aber für Französisch.

»Sprechen Sie Französisch, Genosse?«

»Selbstverständlich«, sagte der Direktor mit einer fast unmerklichen Kopfbewegung Richtung Fenster, in das der französische Name »Banque de l'Indochine« graviert war.

Nikolai hatte den Eindruck, als fühlte sich der Direktor in seiner Maojacke nicht ganz wohl. Gewiss wäre ihm der gewöhnliche anthrazitgraue Anzug, die Einheitskleidung der Bankiers aus guter alter Zeit, lieber gewesen.

»Ich möchte eine größere Summe telegrafieren und würde dies gerne ungestört tun«, sagte Nikolai absichtlich schroff, damit sich der Bankier ihrer unterschiedlichen sozialen Stellung bewusst wurde, sich unterwürfig zeigte und die Abwicklung seiner Geschäfte beschleunigte, um ihn möglichst schnell wieder loszuwerden. Nikolai legte keinen Wert darauf, dass er die Unterlagen prüfte oder sich übermäßig gewissenhaft zeigte.

»Ich gehe davon aus, Sie haben ein Konto bei uns?«

»Selbstverständlich«, sagte Nikolai. Er reichte dem Direktor sein von den Fälschern der CIA vorbereitetes Bankbuch.

Der Direktor warf einen kurzen Blick darauf. »Und Ihren Reisepass?«

Nikolai gab ihm seinen Reisepass, und der Direktor blickte vom Foto auf Nikolai und wieder zurück. »Nun, Monsieur, äh – Genosse Guibert. Folgen Sie mir bitte.«

Als Chen Anstalten machte, ebenfalls mitzukommen, blaffte der Direktor ihn an: »Sie nicht.«

Nikolai folgte ihm einen Gang entlang in ein mit Glasscheiben abgetrenntes Arbeitszimmer, in dem ein Schreibtisch und ein einzelner Stuhl standen. Er bedeutete Nikolai, sich zu setzen, und sagte: »Bitte füllen Sie diese Anträge aus.«

Nikolai nahm Platz und machte sich an die Erledigung der umfangreichen Formalitäten, wobei ihm der Direktor diskret den Rücken zukehrte. Er übergab ihm die Papiere, und der Direktor bat ihn, es sich bequem zu machen und zu warten.

Nikolai hoffte, dass Haverford die notwendigen Ressourcen auch tatsächlich bereitgestellt hatte. Die Chinesen nahmen geschäftliche Dinge sehr ernst und würden einen Schaumschläger nicht tolerieren. Wenn das Geld nicht auf dem Konto ist, dach-

te Nikolai, wird man mir sehr schnell die Tür zeigen und mich des Landes verweisen.

Und das war noch das günstigste Szenario. Im schlimmsten Fall würden die Unterlagen intern den Verdacht schüren, die CIA habe ihre Finger im Spiel, und dann würde ihn gleich die chinesische Polizei und nicht der eingeschüchterte Direktor hier abholen.

In Haverfords Zimmer im Peninsula Hotel in Hongkong klingelte das Telefon.

»Monsieur Cartier?«, fragte eine Stimme auf Französisch mit starkem vietnamesischem Akzent.

»Ja?«

»Über unsere Filiale in Vientiane hat uns gerade die Bitte um Überweisung einer größeren Summe erreicht«, sagte der Sprecher am anderen Ende, »wovon Sie laut Dienstanweisung in Kenntnis zu setzen sind.«

»Und?«

»Die Anfrage stammt von einem Monsieur Guibert.«

»Wohin soll das Geld gehen?«

Die Stimme ratterte eine Kontonummer aus Lausanne herunter.

»Das ist in Ordnung, ja.«

»Vielen Dank. Guten Morgen.«

»Guten Morgen.«

Zwanzig lange Minuten später kehrte der Direktor mit der frohen Botschaft zurück, dass alles in Ordnung sei, und begleitete Nikolai in einen anderen Raum, in dem ein Mann an einem

breiten Holztisch saß und den Fernschreiber bediente. Der Direktor reichte dem Mann die Unterlagen und wies ihn an, die Summe zu überweisen.

»Das Geld wird mit Geschäftsbeginn in der Schweiz zur Verfügung stehen«, versicherte er und begegnete Nikolai jetzt mit größerem Respekt. Die Summe war tatsächlich sehr hoch.

»Ich danke Ihnen«, sagte Nikolai.

»Danke, dass Sie sich für die Zusammenarbeit mit uns entschieden haben«, erwiderte der Direktor und fragte, um keinen Zweifel daran zu lassen, dass er ein vielbeschäftigter Mann war: »Wenn ich sonst nichts mehr für Sie tun kann?«

»Das ist alles, danke.«

Nikolai traf den beleidigten Chen in der Lobby.

»Fertig?«, fragte der barsch.

»Der Mann ist ein übereifriger Trottel«, sagte Nikolai.

»Das spielt keine Rolle.«

»Ich würde jetzt gerne ein paar Sehenswürdigkeiten besuchen«, sagte Nikolai, »wenn Sie so freundlich wären, mich zu begleiten.«

»Mit Vergnügen.«

Sie gingen zum Wagen und machten sich auf den Weg zur Chinesischen Mauer.

38

Der Plan scheint aufzugehen, dachte Haverford, als er an der Anlegestelle der Star Ferry in Kowloon stand.

Hel hatte die Nachricht erhalten, die er ihm über das muslimische Restaurant hatte zukommen lassen. Er kannte den Fluchtplan und auch, wie er zum Tempel der Grünen Wahrheit kam. Die Fluchthelfer, allesamt Hui, waren bereits dorthin unterwegs.

»Wir werden ein paar besondere Talente brauchen«, warnte Haverford. »Die Sache könnte haarig werden.«

Benton entgegnete: »Das ganze Team ist in muslimisch-chinesischer Kampfkunst ausgebildet – dem *bajiquan*. Eignet sich vor allem für den Kampf auf begrenztem Raum. Maos persönliche Leibwache bedient sich derselben Kunst. Unser Teamleiter ist ein Meister darin.«

»Das wird er auch sein müssen«, sagte Haverford.

»Machen Sie sich keine Sorgen«, antwortete Benton. »Er ist schnell und sauber.«

Schnell mag sein, dachte Haverford, aber nichts von dem, was wir hier treiben, ist sauber.

Er war froh, wieder aus Hongkong rauszukommen. Haverford hatte die Stadt nie richtig gemocht, und die Briten zeigten sich ungeheuer empfindlich, wenn sie den Verdacht hatten, dass ihre »Cousins« auf ihrem Territorium wilderten. Erst heute Morgen hatte sein britischer Amtskollege Wooten ihn im Peninsula am Frühstückstisch angesprochen, und das noch bevor Haverford auch nur eine Tasse des nicht einmal mittelmäßigen Kaffees hatte trinken können.

»Guten Morgen, Adrian«, hatte Haverford gesagt. »Ist es nicht noch ein wenig früh für Sie?«

»Eine Bloody Mary ist schon unterwegs«, erwiderte Wooten, ein großer bulliger Mann – ehemaliger Rugby-Spieler,

wenn Haverford sich richtig erinnerte –, der in China völlig deplatziert wirkte. Doch sein Aussehen täuschte. Wooten war ein bekannter Sinologe, was durch seinen Einserabschluss aus Cambridge und den Umstand, dass er fast sein gesamtes Leben in Asien verbracht hatte, belegt wurde. »Wasführt Sie in meine Gefilde, Ellis?«

»Der Kaffee jedenfalls nicht, das kann ich Ihnen sagen.«

»Was dann?«

»Sie sind so schrecklich direkt, Adrian.«

»Es ist früh am Morgen und ich bin verkatert.« Der Kellner brachte die Bloody Mary. Dankbar nahm Wooten einen Schluck.

»Ich bin nur auf der Durchreise«, sagte Haverford, »auf dem Rückweg von Macao, hab mir aus Teeblättern wahrsagen lassen.«

»Irgendwas dabei, was mein König wissen sollte?«

»Nur wenn er sich entsetzlich langweilt«, sagte Haverford. »So weit ist alles wie gewöhnlich ungewöhnlich – der Große Vorsitzende schaltet seine Gegner aus, was von der Opposition noch übrig ist, hält sich bedeckt, ständig neue Anti-dies- und Anti-das-Kampagnen.«

»Mir wurde berichtet, Benton sei hier.«

»Jeder muss irgendwann irgendwo sein«, antwortete Haverford und spielte damit auf den alten Witz von Myron Cohen an. Wenn er wieder in New York war, würde er sich dessen Show ansehen. Dieser verdammte lahmarschige Benton.

Wooten nickte. »Aber Benton und Haverford an einem Ort. Das kann einen schon stutzig machen. Müssen Sie zugeben.«

Haverford zuckte mit den Schultern.

Wootens rotes Gesicht nahm einen ungewöhnlich ernsten Ausdruck an, als er sagte: »Ich will nicht, dass Sie hier auf meinem Territorium Scheiße bauen, Ellis. Sie, Benton oder beide zusammen. Habe ich mich klar ausgedrückt?«

»Ich bin auf dem Weg zurück nach Tokio, Adrian.«

»Ich wollte nicht ungastlich sein«, sagte Wooten. »Wie kommen Sie zum Flughafen?«

»Mit dem Taxi.«

»Sparen Sie sich das«, sagte Wooten. »Einer meiner Leute wird Sie fahren. Die sitzen sonst nur den ganzen Tag rum und saufen Bier.«

Ich werde also aus der Kolonie hinauskomplimentiert, dachte Haverford.

Mir soll's recht sein, die Vorbereitungen hier sind ohnehin so gut wie abgeschlossen.

39

Wu Zhong rammte seinen Ellbogen in den Holzpfeiler.

Ein stechender Schmerz schoss ihm aus dem Unterarm durch das Handgelenk in die Hand, die noch immer zu der typischen »Faust« geformt war, die dem *bajiquan* seinen Namen gab. Wu vertrieb den Schmerz, indem er ausatmete und dann das gesplitterte Holz begutachtete.

Er hatte mit seinem Ellbogen ein fast zehn Zentimeter tiefes Loch in den Pfeiler getrieben.

Das war *bajiquan* – es beruhte auf schnellen, vernichtenden Schlägen. Großmeister Li Wu Shen hatte einst gesagt: »Ich weiß nicht, was es für ein Gefühl ist, einen Mann zum zweiten Mal zu schlagen.« Wäre der Pfosten ein Mensch gewesen, die ungeheure Wucht des Angriffs hätte ihm die Kehle oder die Schädeldecke zertrümmert und sein Herz zum Stillstand gebracht. Wu hätte noch weiter trainiert, doch vom Minarett knapp einen Block entfernt schallte der Gebetsruf zu ihm herüber.

Er schlüpfte in einen weißen Kaftan, setzte seine Kappe auf und trat aus dem Dojo hinaus auf die Nelson Street. Die Moschee war die größte in Hongkong und wurde von der kleinen, aber sehr frommen muslimischen Gemeinde der Insel genutzt, die in den vergangenen Jahren stetig gewachsen war, da immer mehr Flüchtlinge vom Festland herüberkamen, die sich im kosmopolitischen Hongkong wohler fühlten als im Taiwan Chiang Kai-sheks.

Während er zur Moschee ging, freute Wu sich auf das Gebet. Am Abend sollte er durch die New Territories über die Grenze in sein Heimatland geschleust werden. Der Auftrag selbst würde kein Problem sein, die Gefahr bestand nur darin, erst rein- und dann wieder rauszukommen. Jahrelang hatte er der Kuomintang als Wushu-Lehrer gedient, bevor er sich in ein Leben als Zivilist zurückgezogen hatte, und die Kommunisten würden ihn sicher nicht mit Samthandschuhen anfassen, wenn er ihnen in die Hände fiel.

Wu war jetzt fünfunddreißig Jahre alt und hatte eine Frau und drei kleine Kinder, die ihn brauchten. Trotzdem konnte er einen Auftrag wie diesen nicht ablehnen. Er war gut bezahlt;

außerdem bot er die Gelegenheit, den verhassten Kommunisten, diesen gottlosen Schweinen, die sein Volk unterdrückten, einen empfindlichen Schlag zu versetzen. Er würde nicht nur das Einkommen eines ganzen Jahres mit nach Hause bringen, der amerikanische Agent hatte ihm auch versprochen, Gewehre an die Rebellenbewegung in Xinjiang zu schicken.

Wu war ein großer Mann mit beeindruckend breiten Schultern, so dass er sich seitlich drehen musste, um durch den alten Türrahmen der Moschee zu treten. Er streifte seine Schlappen ab und fand seine Gebetsmatte an ihrem gewohnten Platz, dann betrat er den Gebetsraum und ließ sich nieder. Dort knieten bereits mehrere Männer, allesamt Freunde aus dem Viertel.

Er führte die Stirn gen Boden, konnte den Auftrag aber dennoch nicht aus seinen Gedanken vertreiben. Töten machte ihm nichts aus. Er hatte *bajiquan* bereits viele Male benutzt, um andere Menschen zu töten – Kommunisten in Schanghai, Japaner in Hunan und immer wieder die Roten, bis Chiang kapitulierte und seine Leute einfach zurückließ, damit sie selbst zusahen, wie sie ihre nackte Haut retteten.

Jetzt befand Wu sich in einem neuen Krieg – einem Dschihad zur Rettung seines Volks. Wenn er seinem Ziel durch das Töten näherkam, dann musste es so sein. Er würde es tun, und wenn es Gottes Wille war, dass er überlebte und zu seiner Familie zurückkehrte, dann *inshallah*. Wenn nicht, so wusste er wenigstens, dass die Ulama seine Familie nicht verhungern lassen würden. Ein Bruder würde seine Witwe heiraten und sich um seine Kinder kümmern.

Von diesem Gedanken getröstet, überließ Wu sich dem Gebet, und wie immer tat ihm das Ritual gut. Altbewährt, solide

und verlässlich. Das Gebet machte ihm Freude, die rituellen Worte, die er halb singend, halb sprechend kontinuierlich wiederholte, hatten etwas Friedvolles: »Es gibt keinen Gott außer Allah, und Mohammed ist Sein Prophet.«

40

Völlig übernächtigt stand Leotow vor Woroschenins Schreibtisch.

Er hatte die Nacht durchgearbeitet, und jetzt bot Woroschenin ihm nicht einmal ein Glas Tee an, obwohl er selbst eins schlürfte. Der weiße Zucker hatte sich in einer dicken Schicht am Boden des Glases abgesetzt, wie der Sand auf dem Grund eines der Seen bei den Datschen, in denen Leute wie Woroschenin ihren Urlaub verbrachten, was Leotow allerdings nicht vergönnt war.

»Also?«, fragte Woroschenin.

Leotow fing mit Guibert an.

Schien alles hieb- und stichfest. Die Guiberts waren tatsächlich eine Familie von Waffenhändlern aus dem Languedoc mit Verbindungen zur Kommunistischen Partei Frankreichs. Papa Guibert hatte eine Zweigstelle in Hongkong eröffnet, um die Profitmöglichkeiten zu nutzen, die sich durch die fortgesetzten Kriege der chinesischen Machthaber infolge der Revolution von 1911 ergaben. Während der Besetzung durch die Japaner schien er die Geschäfte eingestellt zu haben, was ihm wahrscheinlich das Leben gerettet hatte, ebenso wie der Umstand,

dass er Vichy-Franzose war und somit nicht als Feind galt. Allerdings gab es Gerüchte, er beliefere in geheimer Absprache mit den Amerikanern vietnamesische Rebellen im Kampf gegen die Japaner, also in erster Linie, aber nicht ausschließlich Ho Chi Minh und seine Leute.

Für einen Linken wirkte der alte Guibert politisch durchaus flexibel, da er nach dem Krieg sowohl mit den Nationalisten wie auch mit den chinesischen Kommunisten und den Unabhängigkeitsbewegungen im französischen Indochina Geschäfte gemacht hatte.

»Verbindungen zur Union Corse?«, fragte Woroschenin, denn die korsische Mafia kontrollierte den Drogen- und Waffenverkehr zwischen Frankreich und den südostasiatischen Kolonien.

»Selbstverständlich«, entgegnete Leotow. »Wobei Guibert kein Corse ist, es handelt sich also um eine rein geschäftliche Beziehung. Während des Krieges hatte er auf jeden Fall mit ihnen zu tun.«

»Was ist mit dem Sohn?«, fragte Woroschenin.

»Michel?«

Woroschenin seufzte. »Ja.«

Auch hier war offenbar alles so, wie es den Anschein hatte. Leotow legte einige unscharfe Fotos auf den Tisch. Der Sohn war in Montpellier geboren, aber in Hongkong aufgewachsen, deshalb sprach er fließend Kantonesisch. Er hatte den Ruf eines Spielers, Weiberhelden und Tunichtguts, war bis nach Kriegsende und seinem Autounfall beim Vater nicht sehr beliebt gewesen.

»Seinem was?«

»Er hatte einen Autounfall im ...« – Leotow schaute in seine Notizen – »Sommer 50 in Monaco. Offensichtlich hatte Michel kurz zuvor einen dicken Batzen Geld im Casino verspielt und seinen Kummer ertränkt. In einer scharfen S-Kurve hat es ihn dann erwischt.«

Sein Leben stand eine Zeit lang auf Messers Schneide, und es waren aufwendige Operationen nötig, um sein Gesicht wiederherzustellen. Die chirurgischen Eingriffe schienen offenbar auch so etwas wie einen Charakterwandel herbeigeführt zu haben – der Sohn hatte sich verändert, war seriöser geworden und erpicht darauf, einen Platz im Familienunternehmen zu finden.

»Das ist interessant«, sagte Woroschenin.

Leotow zuckte mit den Schultern. Er wusste wirklich nicht, was daran so interessant sein sollte. Woroschenin schon. Er hatte die stalinistischen Säuberungen nur deshalb überlebt, weil er ein feines Gehör hatte, und dieser Autounfall war ein unüberhörbarer Missklang. Rekonstruktive Gesichtschirurgie, gefolgt von einer Charaktermetamorphose?

»Wo ist der Vater jetzt?«, fragte er. »Wissen wir das?«

»In Hongkong, nehme ich an.«

»Das nimmst du an? Finde es raus.«

»Ja, Genosse.«

»Und was ist mit der Iwanowna?«

»Der Bericht liegt vor.« Leotow erzählte, was er herausgefunden hatte.

»Lass mir die Unterlagen da.«

»Aber es gibt ...«

»Ich habe gesagt, du sollst aufhören.«

Leotow legte den Ordner auf den Tisch und ging.

Woroschenin zog die Schreibtischschublade auf. Er hatte das Gefühl, er würde einen ordentlichen Drink brauchen, bevor er in der Lage wäre, sich die Unterlagen anzusehen.

41

Lang ist sie jedenfalls, die Chinesische Mauer, dachte Nikolai.

Eine wahrhaft monumentale architektonische und organisatorische Leistung. Aber wie jede rein statische Verteidigungsstrategie beim Go hatte auch sie ihre Aufgabe, Eindringlinge fernzuhalten, zu keinem Zeitpunkt erfüllt. Es hat keinen Sinn, eine Mauer zu bauen, wenn die Wächter an ihren Toren käuflich sind.

Trotzdem war sie ein Wunderwerk, und wie sie sich über die Erhebungen und Abhänge der Hügel und Täler wand, biegsam wie eine Riesenschlange, bot sie einen fantastischen Anblick, die einzelnen Steine wirkten wie die Schuppen eines Reptils. Oder vielleicht wie die eines Drachen, dachte Nikolai, um in der chinesischen Tierkosmologie zu bleiben.

Nein, fand er, der Vergleich mit dem Go ist passender. Die Mauer war eine schmale lange Reihe aus Steinen, allein schon aufgrund ihrer Länge angreifbar und durch keinerlei Verteidigung in der Tiefe gesichert.

Auf jeden Fall konnte man davon lernen.

Chen schlief auf der Fahrt zurück nach Peking ein, was Nikolai weiteren Smalltalk ersparte. Stattdessen begann er, sich

in Gedanken auf seine bevorstehende Aufgabe vorzubereiten, und während er darüber nachdachte, wurde ihm bewusst, dass er schon bald zum Auftragskiller werden würde.

Er hatte in seinem jungen Leben bereits drei Menschen auf dem Gewissen – was nicht viel war im Vergleich zu anderen Angehörigen seiner Generation, die das Gemetzel des Krieges miterlebt hatten.

Der Erste war Kishikawa gewesen, sein Ziehvater, und er hatte es getan, um seinem Mentor Schande zu ersparen. Er hatte seine Pflicht als Sohn erfüllt, fast so, als hätte er dem General beim *seppuku* assistiert.

Die beiden anderen hatten zuvor versucht, ihn zu töten, es war also Notwehr gewesen. Dies hier aber war ein geplanter und bezahlter Mord. Er konnte vernünftige Gründe dafür anführen, wenn er daran dachte, dass er auf diese Weise sein eigenes Leben und auch das von Solange zurückforderte. Trotzdem kam er nicht um die Tatsache herum, dass er im Begriff stand, einem anderen Menschen das Leben zu nehmen, weil es für ihn selbst von Vorteil war, und moralische Ausflüchte halfen dabei so sehr wie die Wachtürme der Chinesischen Mauer bei der Abwehr der Feinde.

Die finanzielle Vergütung durch die Amerikaner war allerdings nicht relevant.

Hierbei handelte es sich um eine Frage der Ehre.

Woroschenin war nicht irgendwer.

Kurz bevor sie starb, hatte Nikolais Mutter ihm erzählt, was zwischen ihr und Juri Woroschenin vorgefallen war.

Petrograd war eingefroren und der Brennstoff neigte sich dem Ende zu.

Der Winter 1922 war ungewöhnlich hart, die geringen Kohlevorräte schwanden und die Kommunisten plünderten die Häuser auf der Suche nach Feuerholz. Den berühmten Lindensäulen im Taurischen Garten hatte man bereits die Äste abgesägt, und die Bäume sahen aus wie Marterpfähle.

Es war ein Wunder – nein, kein Wunder, sondern ein Beweis ihres eisernen Willens –, dass der Familiensitz der Gräfin Alexandra Iwanowna noch stand. Das Haus erstreckte sich über einen halben Häuserblock entlang der Kirochnaya, und der Petrograder Sowjet hatte sie gezwungen, es größtenteils in eine *kommunalka* umzuwandeln, in der mehrere Dutzend Arbeiterfamilien untergebracht wurden.

Arbeiter, das waren sie zumindest theoretisch – durch den Mangel an Brenn- und Werkstoffen sowie die galoppierende Inflation, die durch die Finanzattacken des Westens auf den Rubel ausgelöst worden war, hatten viele Petrograder Fabriken schließen müssen. Die Arbeiter froren und hungerten.

Es war ein Nachmittag im Februar, als Juri Woroschenin, damals Leiter der Petrograder Tscheka, die Treppe zu der riesigen Holztür hinaufstieg und sich den Schnee von den Schuhen trat. Er ging hinein, ohne zu klopfen.

Der riesige Eingangsbereich war voller Menschen, die in Mänteln und unter Decken zitterten, und trotzdem hatte die Gräfin nicht zugelassen, dass die teuren Holzmöbel, die überall im Haus herumstanden, zu Feuerholz verarbeitet wurden. Woroschenin ging an ihnen vorbei zum Treppenaufgang und in die Zimmer, die sie als ihre »Wohnung« für sich beanspruchte.

Sie war dünn, ihre Wangen ein wenig eingefallen, ihre Haut blass vom Hunger. Selbst der Oberschicht fiel es in dieser Zeit nicht leicht, etwas zu essen aufzutreiben. Trotzdem betrachtete sie ihn mit dem herablassenden Blick der herrschenden Klasse, als wollte sie fragen, was ihm einfiel, sie zu so früher Stunde am Nachmittag zu belästigen.

Er war es nicht gewohnt, sich Unverschämtheiten bieten zu lassen. Sie sollte sich fürchten, was sie vielleicht auch tat, denn er war für zahllose Hinrichtungen und entsetzliche Folter verantwortlich und sie befand sich in seiner Macht. Doch sie zeigte keinerlei Furcht.

»Guten Tag, Genossin Iwanowna.«

»Ich bin nicht Ihre ›Genossin‹ und werde es auch niemals sein.«

»Sie wissen, dass ich Sie dafür erschießen lassen könnte.«

Sie klappte ihr Buch zu. »Jetzt sofort? Dann gehen wir. Soll ich mir etwas überziehen oder wollen Sie mich gleich hier erschießen?«

»Das ist nicht amüsant.«

»Ebenso wenig wie Sie.«

Sie griff nach einem kleinen, quadratischen, bunten Päckchen auf ihrem Nachttisch, wickelte es aus und brachte ein Stück Schokolade zum Vorschein. Da fiel ihr der hungrige Blick des Bolschewiken auf, und obwohl sie dieses kleine Stück seit Wochen aufbewahrt hatte, sagte sie: »Wie unhöflich von mir. Möchten Sie etwas davon?« Sie brach die Schokolade in der Mitte durch und hielt ihm eine Hälfte hin.

Er nahm sie an. »Schokolade habe ich schon seit ...«

»Ich nehme an ›seit der Revolution‹ ist die Formulierung, die Sie suchen«, sagte Alexandra freundlich. »Ja, St. Petersburg war damals eine Stadt der großen und kleinen Freuden.«

»Jetzt heißt sie Petrograd.«

»Wie Sie wünschen«, sagte sie.

Sie sah ihm zu, wie er sich die Schokolade schmecken ließ, dann sagte er: »Sie werden ausziehen müssen.«

Was hätte sie tun sollen?, fragte sie Nikolai, als sie ihm die Geschichte erzählte. Ihre Familie war im Krieg gestorben oder von den Roten hingerichtet worden. Die Vorstellung, auf der Straße zu sitzen, ohne die Dinge, die ihr lieb waren, ohne ihre Sachen, machte ihr mehr Angst als der Tod. In Petrograd gab es wenig Wohnraum und kaum einen Ort, an dem eine bekannte »Weiße« willkommen gewesen wäre. Sie hatte Menschen ihres Standes auf der Straße gesehen, wie sie menschliche Fäkalien beseitigten, Äpfel verkauften oder ihre Körper.

»Und wo soll ich hin?«, fragte sie.

»Das ist nicht mein Problem.«

Sie war allein und hilflos, ihr war nur eine einzige Macht geblieben, die Einzige, über die Frauen damals verfügten. Sie musterte ihn einige Augenblicke und sagte: »Könnte es aber sein. Ihr Problem, meine ich.«

»Wie kommen Sie denn darauf?«

»Die Art, wie Sie mich ansehen«, erwiderte sie. »Aber täusche ich mich? Vielleicht liege ich falsch.«

»Nein, Sie liegen nicht falsch.«

Sie befreite ihre Hand aus seinem Griff und ging auf das riesige Bett zu.

Alexandra Iwanowna durfte ihre Räume behalten.

Woroschenin besuchte sie dort an vielen Nachmittagen und in den meisten Nächten, seine Stellung bei der Tscheka schützte ihn, zumindest vorübergehend, vor der »sozialen Verunreinigung«, die eine Affäre mit einer Angehörigen der »besitzenden Klasse« mit sich brachte.

Eines Nachts sagte er ihr, dass er sie liebte. Sie lachte. »Ein guter Bolschewik wie Sie glaubt doch gewiss nicht an die romantische Liebe.«

»Vielleicht doch.«

»Vielleicht sollten Sie das lieber nicht tun«, sagte sie. »In dieser Welt gibt es keine Romantik mehr, mein Lieber. Das sollten Sie wissen, Sie haben dazu beigetragen, ihr den Garaus zu machen. Wir haben eine Vereinbarung, Woroschenin, mehr nicht.«

Eine Vereinbarung, die hatten sie allerdings, dachte er. Sie gab sich ihm hin, er schützte sie vor ihm selbst. Die Symmetrie war verblüffend.

Als er sie am darauffolgenden Nachmittag besuchte, war er vor Sorge ganz weiß im Gesicht. »Alexandra, du musst verschwinden. Sofort.«

Sie wirkte bestürzt. »Ich dachte ...«

»Die Tscheka weiß vom Rižskij Prospekt.«

Seit der Revolution hatte sie vorsichtig, heimlich, nach und nach das Vermögen der Familie Iwanow – Millionen von Rubel – in die Obhut eines alten Wirtschaftsprüfungsunternehmens auf dem Rižskij Prospekt übergeben. Gegen eine Gebühr schmuggelten die Männer es nach und nach außer Landes und

auf Bankkonten in Frankreich und der Schweiz. Es war ein äußerst gewagtes Unterfangen – man hatte Weiße schon für eine Uhr, einen Ring oder einige Laib Brot zu Tode gefoltert, und sie versteckte Millionen. Hinzu kam die Disziplin, die es erforderte, Armut vorzutäuschen, zu hungern und sich nur hin und wieder ein winzig kleines Stück Schokolade zuzugestehen.

»Es ist nur eine Frage der Zeit, bis sie dich holen«, sagte er. »Und mich auch. Du musst verschwinden. Fort von hier. Das Land verlassen.«

»Aber meine Sachen, meine Möbel ...«

»Morgen früh um sieben verlässt ein Zug den Finnischen Bahnhof Richtung Osten«, sagte Woroschenin. »Ich habe dir einen Platz organisiert, und auch für den Transport deiner Sachen ist gesorgt. Das hat mich einiges gekostet, aber offensichtlich hast du ja Geld, nicht wahr? Ich habe Reisedokumente beschafft, die dich sicher nach Wladiwostok bringen, danach ...«

Tausende von Weißen hatten diesen Weg genommen – nach Wladiwostok und von dort über die durchlässige Grenze nach China, wo die meisten Zuflucht im relativ kosmopolitischen Schanghai gefunden hatten. Es war keine schöne Zukunftsaussicht, aber die Einzige, die ihr offenstand.

»Wo ist dein Geld?«, fragte er. »Ich brauche welches, um Leute zu schmieren. Den Rest nimmst du bar mit.«

»Ich werde es holen.«

Er schüttelte den Kopf. »Zu gefährlich. Man wird dich verhaften, und dann ... ich könnte dich nicht mehr schützen. Du würdest ihnen alles erzählen, Alexandra. Glaub mir, du wür-

dest ihnen alles erzählen, was sie wissen wollen, und mehr als das.«

Sie sagte ihm, wo das Geld war. »Ist das meiste noch dort?«, fragte er.

Sie nickte.

Dann schmiedeten sie einen Plan.

In jener Nacht würden Agenten der Tscheka ihr Haus stürmen, ihre Möbel und Besitztümer »konfiszieren« und mit Hilfe eines bereits informierten Bahnhofsbeamten in einen extra dafür vorgesehenen Waggon der Tscheka laden.

»Niemand wird wagen, ihn zu überprüfen«, versicherte Woroschenin.

Alexandra selbst würde kurz vor Morgengrauen »verhaftet«, zum Bahnhof gebracht und von dort aus angeblich in irgendein sibirisches Dreckloch abgeschoben werden. Stattdessen aber würde sie mit den Papieren, die ihre neue Identität belegten, in relativer Annehmlichkeit nach Wladiwostok reisen.

»Und mein Geld?«, fragte sie.

»Ich werde es selbst zum Zug bringen«, erklärte er.

»Und was ist mit dir?«, fragte sie. »Bist du in Gefahr?«

»Ich komme mit dem nächsten Zug nach«, sagte er. »Mit meinen neuen Papieren. In Wladiwostok können wir dann überlegen, wie wir mit unserer Vereinbarung weiter verfahren. Aber wir müssen schnell handeln«, drängte er. »Es gibt eine Menge zu tun und wir haben nicht mehr viel Zeit. Die Tscheka hat Lunte gerochen.«

Alexandra Iwanowna gab ihm die Adresse ihrer Buchhalter im Rižskji Prospekt, und dann trugen sie ihre persönlichen Dinge zusammen – Schmuck, Porzellan, Kristall, sorgfältig

aufbewahrte Familienerbstücke, all die Gegenstände, die sie fünf lange Jahre gegen den Mob verteidigt hatte.

Woroschenin fuhr in den Rižskij Prospekt.

Seine Untergebenen bei der Tscheka, die er entsprechend geschmiert und eingeschüchtert hatte, verhafteten Alexandra Iwanowna am nächsten Morgen und brachten sie zum Zug.

Woroschenin tauchte nie wieder auf.

Sie wusste, dass er sie reingelegt hatte und sie froh sein musste, wenigstens ihre persönlichen Habseligkeiten mit ins Exil nehmen zu dürfen.

Das war die Geschichte, die Gräfin Alexandra Iwanowna ihrem Sohn erzählte.

Die Geschichte, wie Juri Woroschenin sie um ihre Ehre und Nikolai um sein Erbe gebracht hatte.

42

Woroschenin legte die Unterlagen zurück auf den Tisch.

Er starrte aus dem Fenster und zwang sich, die vorliegenden Fakten im Blick zu behalten und nicht ins Reich der Erinnerungen abzuschweifen.

Die Berichte, viele davon Kopien von älteren und handschriebenen Dokumenten, gingen einhellig davon aus, die Gräfin Alexandra Iwanowna sei 1922 aus Russland geflohen, doch das wusste Woroschenin ja bereits. Offensichtlich hatte sie sich für die beliebte Route über Fernost entschieden, durch die Mandschurei nach China, wo sie sich angeblich in Schanghai

niedergelassen hatte. Obwohl sie ihren gesamten Haushalt mit sich führte, war sie ansonsten mittellos – aber auch das wusste Woroschenin längst – und überlebte, indem sie sich auf ihren Verstand, ihre Schönheit und ihre Verführungskünste besann, um eine Reihe wohlhabender Auswanderer und Abenteurer zu umgarnen.

Woroschenin zweifelte nicht an ihren Verführungskünsten, er hatte ja selbst Erfahrungen damit gesammelt. Die Erinnerung an ihren sinnlichen Körper, ihre seidige Haut und ...

Den Berichten zufolge hatte Iwanowna einen deutschen Adligen verführt, sich von ihm schwängern lassen, die anstandshalber angebotene Heirat mit dem jungen Keitel zum Hel aber ausgeschlagen. Ungefähr 1925 oder 26 hatte sie einen Sohn zur Welt gebracht, den sie – unverbesserliche Aristokratin, die sie war – auf den Namen Nikolai taufte.

Nikolai Hel, fiel Woroschenin jetzt auf, war etwa im selben Alter wie Michel Guibert. Das mochte Zufall sein, aber alle Woroschenin bekannten Männer, die an Zufälle geglaubt hatten, waren tot.

So wie zum Hel, der in Stalingrad gefallen war.

Die Iwanowna verschwand aus den Geheimdienstberichten bis 1937, als die Japaner Schanghai besetzten und der japanische General Kishikawa ihr Haus requirierte. Die aufgeführten Informanten lieferten lüsterne Tratschgeschichten über das Verhältnis der beiden, das angeblich über das einer Gastgeberin zu ihrem Gast hinausgegangen war, und Woroschenin verspürte unerwartet den Stachel der Eifersucht, als er sich an die Nachmittage erinnerte, an denen er ...

Die Gräfin hätte sich den Vorwurf der Kollaboration eingehandelt, hätte sie den Krieg überlebt, doch sie starb eines natürlichen Todes.

Aber was ist aus dem Sohn geworden?, fragte sich Woroschenin.

Zum Thema Nikolai Hel hatten die Unterlagen nichts mehr zu bieten. Der Junge tauchte in den Akten ganz einfach nicht mehr auf – was nicht ungewöhnlich war, beruhigte Woroschenin sich: Hunderttausende waren im Chaos des Krieges verschwunden.

Jetzt, da Woroschenin in seinem Büro in der russischen Botschaft saß, wünschte er, er hätte doch Anweisung gegeben, die Iwanowna hinrichten zu lassen – oder es am besten selbst getan –, bevor sich die Schlampe auch noch fortpflanzen konnte.

Aber ist das möglich?

Ist es möglich, dass es sich bei diesem Guibert in Wirklichkeit um Nikolai Hel handelt, der jetzt Rache nehmen will?

Gerade jetzt, wo ich kurz davorstehe, meinen Abgang zu planen?

43

Sie klapperten alle wichtigen Sehenswürdigkeiten ab.

Den Platz des Himmlischen Friedens, den Himmelstempel, die Verbotene Stadt, den Trommel- und den Glockenturm, den Beihai-Park.

»Den kennen Sie ja schon«, merkte Chen an.

Er war erleichtert, als Nikolai vorschlug, zum Xidan-Markt zu fahren und die Waren der Straßenverkäufer in Augenschein zu nehmen. Im Dämmerlicht des späten Nachmittags war es jetzt bitterkalt, und sie machten auf ihrem Weg von Xidan durch die *hutongs* an offenen Kohlepfannen und Kübelfeuern halt, um sich Hände und Füße zu wärmen. Während einer solchen Pause, in der er seine beiden Begleiter zu Krapfen und heißem grünem Tee, verbrannten Würstchen, gerösteten Maronen und Schüsseln mit süßem Haferbrei einlud, erfuhr Nikolai endlich, dass der Fahrer Liang Qishao hieß und hier in Peking geboren und aufgewachsen war.

Nikolai genoss den Ausflug. Es war kälter und nicht so aufregend wie die Streifzüge, die er als Jugendlicher durch die zwielichtigen Viertel von Schanghai unternommen hatte, aber dennoch war es ein ähnliches Erlebnis, und das einfache Essen war mindestens so köstlich wie alles, was in den vornehmen Restaurants serviert wurde.

Satt und zufrieden sagte er zu Chen: »Jetzt würde ich gerne eine Kirche besuchen.«

»Eine Kirche?«

»Eine katholische Kirche«, präzisierte Nikolai. »Schließlich bin ich Franzose. Gibt es denn noch welche in Peking?«

Liang nickte. »Dongjiaomin, St. Michaelis. Im Gesandtschaftsviertel.«

»Könnten Sie mich dort hinbringen?«, fragte Nikolai.

Liang sah seinen Chef an.

Chen zögerte, nickte dann aber.

»Na gut.«

Die Kirche war wunderschön.

Nikolai war kein Anhänger religiöser Architektur, aber St. Michaelis mit den beiden gothischen Kirchtürmen, die sich über das ansonsten eher flache Häusermeer erhoben, besaß zweifellos Charme. Eine Statue des Erzengels Michael thronte über den beiden Torbögen.

Chen hatte ihn auf der Ostseite des Gebäudes abgesetzt, abseits der Hauptstraße, und weder er noch Liang begleiteten ihn durch das eiserne Tor in den Kirchhof. Nikolai genoss den seltenen Moment der Ungestörtheit, bevor er eintrat.

Der Innenraum war relativ dunkel, erleuchtet nur vom Licht der Kerzen und dem schwachen Glimmen einiger weniger Wandleuchten. Doch das schwindende Licht der Nachmittags-sonne verlieh den Buntglasfenstern einen leichten Glanz und die Atmosphäre war still und friedlich.

Wie Solange es ihm beigebracht hatte, tauchte Nikolai die Fingerspitzen in das kleine Becken mit heiligem Wasser und bekreuzigte sich. Er trat zum Altar, kniete vor den Votivkerzen nieder und sprach ein Gebet. Dann ging er zu den Bankreihen zurück und wartete, bis jemand aus dem Beichtstuhl kam.

Eine Chinesin mit einem schwarzen Tuch über dem Kopf trat heraus, sah Nikolai an und eilte verängstigt nach draußen. Er wartete einen Moment, erinnerte sich an die Worte, die Solange ihn gelehrt hatte, ging hinein, kniete sich in den Beichtstuhl und sagte auf Französisch: »Vergib mir Vater, denn ich habe gesündigt.«

Er konnte die Gesichtszüge des Priesters hinter dem Sichtschutz in der dunklen Kabine kaum erkennen, aber sie wirkten asiatisch.

»Wie ist dein Name, mein Sohn?«

»Michel.«

»Wie viel Zeit ist seit deiner letzten Beichte vergangen?«

Nikolai erinnerte sich an die vorgegebene Zahl. »Achtundvierzig Tage.«

»Fahr fort.«

Nikolai beichtete eine genau vereinbarte Liste von »Sünden« in einer ganz bestimmten Reihenfolge – Lust, Völlerei, Unehrllichkeit und noch einmal Lust – Haverfords kleiner Scherz. Als er fertig war, herrschte kurz Stille, und dort, wo zuvor das Gesicht des Priesters gewesen war, erschien nun ein Zettel.

»Kannst du es erkennen?«, fragte der Priester. Er richtete die Lampe darauf.

»Ja«, sagte Nikolai und betrachtete den Grundriss des Zheng Yici Opernhauses. Eine der Logen war rot eingekreist.

Er prägte sich den Plan genau ein – die Türen, die Treppen, die Gänge –, dann sagte er: »Ich hab's.«

Erneut erschien das Gesicht des Priesters. »Deine Sünden sind dir vergeben. Zehn Ave Maria, fünf apostolische Glaubensbekenntnisse und ein Reuegebet. Zügele deine Lust. Gott sei mit dir, mein Sohn.«

Nikolai trat aus dem Beichtstuhl, kehrte zum Altar zurück, kniete nieder und sprach seine Gebete.

Woroschenin grübelte.

Irgendetwas war mit dem Namen Kishikawa.

Ein paar Minuten später glaubte er, sich an etwas zu erinnern und griff zum Telefon. Eine halbe Stunde später hatte er eine Leitung nach Moskau und sprach mit seinem alten Kollegen, dem Oberst – inzwischen General – Gorbатов.

»Juri, wie geht es dir?«

»Ich bin in Peking, falls das deine Frage beantwortet.«

»Ach. Welchem Umstand habe ich das Vergnügen zu verda...«

»Sagt dir der Name Kishikawa was?«

»Ich hab damals, 48, die Sowjetunion bei einem gemeinsamen Prozess der Alliierten gegen japanische Kriegsverbrecher vertreten«, erwiderte Gorbатов. »Kishikawa war mein größter Fisch. Warum fragst du?«

»Habt ihr ihn hingerichtet?«

»Das wollten wir«, sagte Gorbатов. »Kamen aber nicht mehr dazu.«

»Warum nicht?«

»Das war eine irre Geschichte«, erwiderte Gorbатов, »ganz außergewöhnlich. Es gab da einen jungen Mann, der für die Amerikaner als Übersetzer gearbeitet hat und irgendwie mit Kishikawa befreundet war. Eigentlich war er der Sohn einer russischen Aristokratin ... warte mal ... mir fällt der Name gleich wieder ein ... Iwanowna. Eine echte Gräfin.«

»Kannst du dich an seinen Namen erinnern? Den des jungen Mannes?«

»Der Junge war ziemlich beeindruckend. Absolut selbstbeherrscht ...«

»Sein Name, Piotr?«

»Hel. Nikolai Hel.«

Woroschenin spürte, wie sich seine Nackenhaare aufrichteten. »Was ist mit dem General passiert?«

»Das ist ja das Außergewöhnliche«, erwiderte Gorbatow. »Hel hat ihn ermordet. In seiner Zelle. Vor den Augen der Wärter, irgendeine japanische Angriffstechnik, die auf den Adamsapfel zielt. Offensichtlich wollte er ihm die Schande ersparen, hängen zu müssen.«

Woroschenins Kehle schnürte sich zu. »Habt ihr Hel in Gewahrsam?«

»Nein, die Amerikaner haben ihn mitgenommen. Glaub mir, wir waren froh, ihn los zu sein.«

»Weiß man, was aus ihm geworden ist?«

»Ich nicht«, sagte Gorbatow. »Bin froh, dass ich damit nichts zu tun habe. Sehr unheimlich, die ganze Sache, wenn du mich fragst. Aber warum fragst du, Juri?«

»Kannst du mir einen Gefallen tun, Piotr?«, fragte Woroschenin. »Vergiss, dass ich angerufen habe.«

Er legte auf.

45

Nikolai schob einen Stuhl an die Wand, um Platz in seinem Zimmer zu schaffen, dann zog er sich bis auf die Unterhose aus und wiederholte zwanzigmal die anspruchsvolle *kata* des »gefangenen Leoparden«.

Er entschied sich für diese Form, weil sie sich für einen Kampf auf begrenztem Raum eignete – präzise Attacken, für die man auf kurzer Entfernung Kraft sammeln musste. Er begann mit dem gesamten Raum, führte die *kata* in immer enger werdenden Kreisen aus, bis er seine Füße zum Schluss kaum noch bewegen konnte, während er in dem immer enger werdenden Bambuskäfig seiner Fantasie kämpfte.

Obwohl diese Technik auch brutale Schläge mit Ellbogen oder Knie beinhaltete, zeichnete sie sich vor allem durch die für sie typische Handhaltung aus, die »Leopardenpfote«: die Finger leicht eingeknickt, aber nicht zur Faust geschlossen. Die Schlagfläche war daher sehr klein, eigentlich nur so breit wie die Fingerknöchel, was aber einen Angriff auf sehr engem Raum ermöglichte.

Präzision war der Schlüssel.

Das und die Konzentration auf die eigene Kraft. Nikolai übte so lange, bis er eine enorme Explosivkraft in einen Schlag legen konnte, der keine fünf Zentimeter von seinem Ziel entfernt begonnen hatte. Er glaubte, später zwanzig bis siebzig Zentimeter zur Verfügung zu haben, wollte sich diesen Luxus mental aber nicht zugestehen.

Körperlich erschöpft, dafür geistig erfrischt setzte sich Nikolai nach Beendigung seiner Übungen in Meditationshaltung auf den Boden und rief sich den Grundriss des Zheng Yici Opernhauses vor Augen.

Er arbeitete sich von Woroschenins Loge den Gang entlang und eine Treppe hinunter. Links kam er in den Hauptbereich des Theaters, dann in die Lobby und zur Haupteingangstür. Wandte er sich am Fuß der Treppe aber nach rechts, gelangte

er in einen weiteren kurzen Gang und an eine Tür. Von dort konnte er rechts direkt hinter die Bühne oder links hinaus in ein Gässchen hinter dem Theater gehen.

So sah es also aus, und in Gedanken ging er seinen Fluchtweg ab. Raus aus der Loge, links den Gang entlang, die Treppe hinunter, rechts in den Flur und raus. Er »ging« die Strecke ungefähr zwanzigmal, bevor er sich die nächste mentale Stufe vornahm.

Hindernisse.

Zunächst waren da Woroschenins Leibwächter: Wenn er den Mord korrekt durchführte, würden sie eine entscheidende Minute lang gar nicht bemerken, dass etwas nicht stimmte. Aber er musste trotzdem die Möglichkeit in Betracht ziehen, sich nach draußen durchkämpfen zu müssen. Man konnte nicht wissen, wo die Wächter platziert sein würden, das musste er also vor Ort improvisieren. Aber darum ging es bei der *kata*: den Körper darauf abzurichten, dass er auf Bedrohungen sofort reagierte, ohne erst darüber nachdenken zu müssen, was oft tödlich war.

Er verbannte die Wächter also aus seinen Gedanken.

Der Gang vor den Logen durfte eigentlich keine Probleme bereiten. Vielleicht würde chinesische Polizei da sein, aber wenn es beim Mord an Woroschenin keinen Aufschrei gab, würde er einfach an ihnen vorbei »zur Toilette« gehen.

Mental verlangsamte er seinen Schritt, setzte gelassen einen Fuß vor den anderen, nicht wie ein Mann, der gerade einen anderen getötet hatte, sondern wie einer, der seine Blase erleichtern möchte.

Er ging die Treppe hinunter, dann rechts. Am Ende des Gangs führte eine Tür hinter die Bühne, und dort würde mit ziemlicher Sicherheit ein Bediensteter stehen, dessen Aufgabe es war, Bewunderer und Fans fernzuhalten.

Den Mann zu töten wäre ein Kinderspiel.

Aber einen unschuldigen Türsteher umzubringen, wäre beschämend und kam nicht infrage, weshalb Nikolai mental einen nicht tödlichen Hieb gegen den Hals, genauer gegen die Halsschlagader, probte, der ihn außer Gefecht setzen, aber nicht töten würde. Er vollführte die Angriffsbewegung, ließ den Mann auf den Boden sinken und öffnete die Tür.

Die nächste Tür befand sich direkt zu seiner Linken, und er trat hinaus in die kalte Nachtluft.

Einfach, dachte er und musste über seine Selbsttäuschung schmunzeln.

Einfach, vorausgesetzt, du kommst nah genug an Woroschenin heran, um ihn zu töten.

Vorausgesetzt, du führst den perfekten Schlag, so dass er leise stirbt und dabei auf seinem Platz sitzen bleibt.

Vorausgesetzt, die Leibwächter bekommen nichts mit.

Vorausgesetzt, du musst nicht noch drei weitere Männer töten und dich dann an der chinesischen Polizei vorbeikämpfen.

Wenn alles gut läuft, ist es einfach, aber dafür müssen eine Menge Voraussetzungen erfüllt sein. Kein Wunder, dass Haverford ihm Überlebenschancen von eins zu einhundert eingeräumt hatte.

Und wenn nicht?, fragte er sich.

Wenn nicht, dann ist das dein Karma, dein Schicksal, und du wirst getötet.

Bist du darauf vorbereitet?

Ja.

Kishikawas Worte fielen ihm wieder ein. *Wenn man bereit ist zu sterben, dann ist diese Frage geklärt. Anschließend gilt es nur noch, das eigene Handeln zu überprüfen. Denke nur an den Erfolg, denn Misserfolg stellt sich von selbst ein.*

Nikolai saß noch eine weitere Stunde da und rief sich die gesamte Operation vor Augen, Schritt für Schritt, den perfekten Ablauf. Er erhob sich, entlockte dem Hahn heißes Wasser und badete. Dann zog er sich an und ging hinunter in die Lobby, wo Chen auf ihn wartete, um ihn erneut mit seiner Gastfreundschaft zu belästigen.

46

Die Akrobaten waren großartig.

Sie vollführten unglaubliche Kunststücke, für die Kraft, Gleichgewichtssinn und Mut nötig waren. Nikolai fühlte sich in die glückliche Zeit seiner Kindheit in Schanghai zurückversetzt, wenn er den Straßenzirkus besucht und die Darsteller bestaunt hatte.

Die Vorführung an diesem Abend fand in einem riesigen Zelt statt, das, nicht ganz ungefährlich, mit Gas beheizt wurde. Der Boden bestand aus festgetretener Erde, das Publikum saß auf groben Holzbänken und aß Erdnüsse, wobei man die Schalen einfach auf den Boden fallen ließ, was zur gesamten Atmosphäre beitrug.

Auch das Thema der Aufführung war ein anderes – die Akrobaten aus Nikolais Kindheit hatten in bunten Kostümen als Könige, Generäle, Kurtisanen, Affen, Drachen und Tiger verkleidet ihre Kunststücke im Rahmen alter Volksmärchen aufgeführt. Die Darsteller an diesem Abend dagegen trugen Uniformen der Volksarmee, und die Kulisse bestand aus Plakaten mit plumpen politischen Szenen unter Überschriften wie »Die Volksarmee befreit das Volk aus den Fängen böser Imperialisten«, »Die Bauern setzen sich erfolgreich gegen den Gutsherrn zur Wehr« oder das unglaublich skurrile »Dijuan Fabrik #10 produziert einen Jahresrekord an Kugellagern«.

Doch auch in eine propagandistische Form gepresst war die akrobatische Vorführung fantastisch und äußerst unterhaltsam. Was den Kostümen an Farbe fehlte, machten die Athleten mit ihren Darbietungen wett, und Nikolai bestaunte fasziniert ihr Können. Sie ließen sich fallen, vollführten doppelte Saltos, schlangen sich an Bambusstangen herunter, balancierten auf Drahtseilen und bildeten unglaublich hohe menschliche Türme.

»Faszinierend, nicht wahr?«, fragte Woroschenin auf Französisch, als er an die Bank trat und sich zwischen Chen und Nikolai zwängte. »Verzeihung.«

Hinter Woroschenin stand ein irgendwie traurig wirkender Mann, und Nikolai fiel auf, dass der Russe ihm keinen Platz anbot. Der Mann war eindeutig ein Untergebener, aber seiner spindeldürren Gestalt nach zu urteilen kein Leibwächter.

Nikolai wandte sich um und stellte sich selbst vor. »Michel Guibert.«

»Wasili Leotow.«

»»Dijuan Fabrik #10« ist eins meiner absoluten Lieblingsstücke«, bemerkte Woroschenin und ignorierte die Begrüßung, wobei Nikolai nicht sicher war, ob er Ironie in seiner Stimme entdeckte. Deutlich allerdings roch er den Wodka in seinem Atem.

»Es ist hervorragend«, sagte Nikolai.

Die Manege wurde zu einem roten Meer, als einer der Darsteller eine riesige Flagge entrollte, von der die Akrobaten sich abstießen, um zu einer jeweils höheren Fahne zu gelangen. Es sah aus, als kletterten sie auf den roten Wolken der Dämmerung in den Himmel hinauf. Als der letzte Darsteller den höchsten Punkt erreicht hatte, hielt das Publikum den Atem an. Er balancierte mit einer Hand auf dem dünnen Bambusmast, zog mit der anderen die letzte Flagge aus seiner Jacke und schwenkte sie, während die Darsteller sangen: »Wir steigen immer höher auf den Schwingen des Vorsitzenden Mao.«

»Schon bald«, sagte Woroschenin, »wird es in diesem Land keine Kunst, keine Eleganz und keinen Charme mehr geben. Nur noch die Gedanken von Mao. Es wird zur Einöde verkommen.«

»Sie erlauben sich einen Scherz mit mir.«

»Trübe wie Spülwasser«, fuhr Woroschenin fort. Er neigte seinen Kopf Richtung Leotow, der noch immer direkt hinter ihm stand. »Und so hohl wie der hier, falls das überhaupt möglich ist.«

Nikolai war die Situation peinlich. Er rutschte so weit wie möglich zur Seite und fragte: »Möchten Sie sich setzen?«

»Er möchte nicht«, schaltete Woroschenin sich ein. »Er ist genau das, was Sie in ihm sehen, ein stummer Pfosten. Falls

Ihnen jetzt noch nicht langweilig genug ist, dann ließe sich das mit ihm als Begleiter schnell ändern. Gespräche mit ihm sind so geistlos wie sein Gesichtsausdruck, was kaum vorstellbar ist, ich weiß. Ich meine, sehen Sie sich den Burschen doch an.«

Leotow fühlte sich sichtlich gedemütigt, sagte aber nichts. Dann beugte Woroschenin sich zu Nikolai vor und flüsterte auf Russisch: »Deine Mutter war meine Hure, Nikolai. Ich bin auf ihr geritten wie auf einer Stute.«

Nikolai spürte den Stachel der Beleidigung, ließ sich aber nichts anmerken. »Verzeihung, was haben Sie gesagt?«

»Nein, ich muss um Verzeihung bitten«, sagte Woroschenin. »Eine Sekunde lang ist mein Russisch mit mir durchgegangen. Manchmal vergisst man, in welchem Land man sich aufhält.«

Aber war da nicht doch ein leichtes Zucken gewesen?, fragte sich Woroschenin. Hatte er Verlegenheit in Nikolais Augen aufblitzen sehen?

Nikolai fragte sich dasselbe. Er kämpfte gegen die Wut an, die sich auf seinem Gesicht zu zeigen drohte, und fragte: »Was haben Sie gesagt?«

Woroschenin sah ihm direkt in die grünen Augen und sprach wieder Französisch.

»Nur, dass ich mich sehr auf den Opernbesuch morgen Abend freue.«

»Die Vorfreude liegt ganz bei mir.«

»Ich hoffe, Sie können nach wie vor mitkommen.«

»Warum sollte ich nicht?«

Becken und Gongschläge erklangen, während der Gesang immer lauter wurde.

Die beiden Männer sahen sich unverwandt in die Augen.

Er weiß es, dachte Nikolai.

Chen plapperte immer noch begeistert über die Akrobaten.

Woroschenin weiß Bescheid.

Der Wagen verlangsamte die Fahrt, um einer schwarz überfrorenen Eispfütze auszuweichen.

Er kennt meine wahre Identität.

Tut er das wirklich? Jedenfalls hat er Verdacht geschöpft. *Deine Mutter war meine Hure, Nikolai. Ich bin auf ihr geritten wie auf einer Stute.* Habe ich darauf reagiert? Auf die Sprache, den Namen, die Beleidigung? Nur eine Sekunde lang? Auch wenn es nur der Bruchteil einer Sekunde gewesen war, Woroschenin würde es nicht entgangen sein.

Gehen wir vom Schlimmsten aus, sagte er sich. Gehen wir davon aus, Woroschenin weiß, dass du Nikolai Hel bist. Was bedeutet das? Es bedeutet nicht unbedingt, dass er weiß, dass du hier bist, um ihn zu ermorden. Es bedeutet nur, dass er weiß, dass du nicht der bist, der du zu sein behauptest.

Schlimm genug, aber noch nicht unbedingt tödlich.

Aber warum, grübelte Nikolai, hält Woroschenin dann die Verabredung in der Oper aufrecht?

Weil er nicht Bescheid weiß. Er hat lediglich einen Verdacht und rückt wahrscheinlich deshalb mit einer Reihe von Steinen gegen meine Verteidigung vor. Ein riskanter Zug, weil er damit seine Gedanken preisgibt. Aber Woroschenin ist kein Idiot,

er muss geglaubt haben, dass es das Risiko wert war. War es das?

Sei ehrlich, du weißt es nicht. Er ist Schachspieler, kein Go-Meister, dachte Nikolai und verfluchte sich, weil er so wenig über das westliche Spiel wusste. Aber es verlief linear, so viel war ihm bekannt, und geometrisch – geradliniges, logisches Denken war dabei gefordert, wenig Raffinesse und Nuanciertheit. Woroschenin denkt, er hat eine unwichtige Figur geopfert – einen ›Bauern‹, glaube ich –, um an eine wichtigere Figur von mir heranzukommen, und jetzt wartet er auf meinen Gegenzug.

Was haben Sie gesagt?

Nur, dass ich mich sehr auf den Opernbesuch morgen Abend freue.

Die Vorfreude liegt ganz bei mir.

Ich hoffe, Sie können nach wie vor mitkommen.

Warum sollte ich nicht?

Aus allen möglichen Gründen, dachte Nikolai. Unter anderem, weil aufgedeckt wurde, weshalb ich wirklich hier bin – was sehr gut möglich ist. Haverford würde wohl sagen, ich bin ›verbrannt‹.

Eigentlich hätte er einen der toten Briefkästen benutzen und dem Amerikaner von dieser neuen Entwicklung erzählen müssen, aber er wusste, dass er es nicht tun würde. Haverford würde die Mission möglicherweise abbrechen, und das wollte Nikolai auf keinen Fall.

Er wollte Juri Woroschenin töten.

Gut, dachte er, und rief sich das rote Gesicht des Russen vor Augen, als dieser ihn beleidigt hatte.

Du spielst Schach, ich spiele Go.
Wir werden sehen, wer gewinnt.

48

Woroschenin platzte fast vor Zorn.

Er war wütend auf sich selbst.

Ungeschickt, tollpatschig und dumm, dachte er, als er die Tür zur russischen Botschaft aufstieß. Wie konnte ich nur glauben, dass er auf einen so simplen Trick hereinfallen würde?

Aber war da ein Funkeln gewesen? Nur eine Spur?

Er ging die Treppe hinauf in sein Büro und direkt zur Wodkaflasche. Es ist unwahrscheinlich, sagte er sich. Unwahrscheinlich, abwegig und anachronistisch. Der beleidigte Sohn kehrt zurück, um die Ehre seiner Mutter wiederherzustellen und eine Rechnung zu begleichen, die älter ist als er selbst. Niemand tötet mehr für die Ehre, dieser Brauch ist mit den Romanows ausgestorben.

Und selbst wenn Guibert wirklich Hel ist, dann weiß er noch lange nicht, wer ich bin, oder dass ich in irgendeiner Beziehung zu seiner Mutter stand.

Aber wenn Guibert Hel ist, was zum Teufel will er dann hier?

Getarnt als französischer Waffenhändler.

Mit zunehmender Paranoia zog Woroschenin die Vorhänge zu. Er setzte sich, sprang aber schon bald wieder auf und lief nervös auf und ab.

Angenommen, er ist Hel, sagte er sich.

Was dann? Warum ist er hier?

Um das rauszukriegen, musst du erstmal in Erfahrung bringen, für wen er arbeitet. Du weißt, dass die Amerikaner ihn hatten. Wurde er nach ein paar Jahren einfach so entlassen? Er hat einen japanischen General getötet, den sie sowieso hängen wollten, war ihnen das egal?

Äußerst unwahrscheinlich.

Erstens sind die unnachgiebigen Amerikaner in moralischen Fragen kaum flexibel. Zweitens hätte Hel sich ohne professionelle Hilfe und Unterstützung nicht so gut »tarnen« können. Die Tarnung als Guibert – wenn es sich dabei tatsächlich um eine Tarnung handelt – ist ebenso raffiniert wie überzeugend. Da hat jemand weder Kosten noch Mühen gescheut, um Guibert in Peking zu installieren, und kein Geheimdienst der Welt würde so etwas arrangieren, nur damit ein junger Mann mit Wut im Bauch einer romantischen Vorstellung von Rache nachhängen kann.

Wozu also dann?

Woroschenin ging zum Fenster, hob den Vorhang an der unteren Ecke ein wenig an und spähte auf die Straße. Sie war menschenleer und ruhig, es schneite sanft.

Er ließ den Vorhang fallen.

Hel hatte sich in amerikanischer Obhut befunden, war hier aber als französischer Staatsangehöriger aufgetreten.

Eine Operation der Franzosen? Wohl kaum – die Franzosen hatten sich vom Krieg noch nicht erholt und in Vietnam mehr als genug zu tun. Sie würden nichts unternehmen, was China mit in den Schlamassel hineinziehen würde.

Gut, dann hatten die Amerikaner Hel also immer noch in der Hand, trotzdem spielte er den französischen Staatsangehörigen, wenn auch mit chinesischer Vergangenheit. Könnten die Nationalisten dahinterstecken? Hatten die Amerikaner Hel an die Nationalisten verliehen? Und wenn ja, wozu? Es ergab keinen Sinn – weshalb sollten die Nationalisten einen Mann aus dem Westen brauchen, wo ihnen doch Tausende unzufriedener Chinesen zur Verfügung standen?

Bleiben also die Amerikaner, schloss Woroschenin.

Man darf das Naheliegende nicht übersehen, nur weil es naheliegt.

Hel war in den Händen der Amerikaner gewesen, und daran hatte sich nichts geändert. Eigentlich ist er ein ganz nützliches Werkzeug – er kennt sich in China aus und spricht die Sprache. Außerdem Russisch und Französisch. Genau betrachtet ist er der geborene Agent. Den hättest du selbst auch angeheuert, schade, dass Gorbатов die Gelegenheit nicht genutzt hatte, als sie sich ihm bot.

Also angenommen, Hel arbeitet für Washington.

Worin besteht seine Aufgabe?

Durch seine Tarnung als Waffenhändler steht er in Kontakt mit dem Verteidigungsministerium, und er war beim Dinner mit ...

Peng.

General Peng.

Maos wichtigster und einziger Rivale.

Würden die Amerikaner Hel schicken, um Peng ein Angebot zu machen? Oder hatte er es bereits angenommen? Zum ersten Mal an jenem Abend lächelte Woroschenin nicht gekünstelt, als er das gesamte Spielbrett, seinen nächsten Schachzug und dessen mögliche Folgen deutlich vor Augen sah.

Tut mir leid, Alexandra, dachte er, dein Sohn wird unter auserlesener Folter sterben, aber so ist das nun mal, wenn man sich zur Figur im Spiel anderer machen lässt.

Er sah auf die Uhr.

Es war erst Mitternacht.

Kang Sheng würde noch wach sein.

49

Nikolai schlich sich aus dem Hotel.

Er fuhr einfach mit dem Fahrstuhl in den Keller, plauderte ein bisschen, rauchte ein paar Zigaretten mit den Männern in der Küche und verließ das Gebäude durch den Lieferanteneingang.

Dann ging er schnellen Schrittes in das Gesandtschaftsviertel. Die Straßen waren jetzt fast menschenleer, so spät in der Nacht hatten sich die meisten Einwohner Pekings behaglich in ihre Wohnungen zurückgezogen. In der russischen Botschaft brannte natürlich noch Licht, und Nikolai stand auf der Straßenseite gegenüber unter einer Ulme und beobachtete die Eingangstür.

Ein Wagen fuhr vor und wartete, der Auspuff qualmte in der Kälte.

Wenige Minuten später kam Woroschenin mit seinen treuen Wachhunden im Schlepptau heraus und stieg in den Wagen, der rasch davonfuhr.

Glück gehabt, dachte Nikolai, denn der Zug, den er in Erwägung gezogen hatte, stellte ein ungeheures Risiko dar. Aber Otake-san hatte ihm beigebracht, dass es oft gefährlicher war, ein Risiko zu meiden, als eines einzugehen.

Er zündete sich eine Zigarette an, schützte mit den Händen die Flamme vor dem bitterkalten Wind, stellte sich unter das Licht einer Straßenlaterne und wartete.

Es dauerte zwanzig lange Minuten, bis Wasili Leotow genug Mut gesammelt hatte und zu ihm herauskam. Das Kinn im Kragen versteckt, die Hände in den Manteltaschen vergraben, drehte er sich mehrfach nervös um, bevor er die Straße überquerte.

Nikolai ging langsam weiter und hielt sich dabei außerhalb der Reichweite der Abhörgeräte, mit denen das sowjetische Gebäude zweifellos übersät war. Er hörte Leotows Schritte im Schnee, als dieser ihm folgte. Nikolai machte jetzt kürzere Schritte und ging langsamer, gestattete dem kleineren Mann, ihn einzuholen.

Wenn ich richtig geraten habe, dachte Nikolai, werde ich vielleicht ein reicher Mann.

Wenn ich falschliege, bin ich tot.

50

Kang lehnte sich zurück, genoss seinen Dragon Well Tee – der beste in China, nur Mao und er bekamen ihn geliefert – und betrachtete das Gemälde aus der Tang Dynastie an der Wand. Insgesamt herrschte eine erhabene Atmosphäre, weshalb Kang sich sehr über die Störung ärgerte.

Was wollte dieser *mao-tzi* Woroschenin hier noch nach Miternacht?

Kang seufzte und gab Erlaubnis, ihn vorzulassen. Dann setzte er ein Lächeln auf und ging seinem unwillkommenen und ungeladenen Gast zur Begrüßung entgegen.

»Ein unverhofftes Vergnügen«, sagte Kang.

Woroschenin entging der Tonfall nicht. »Es ist dringend.«

»Offensichtlich«, erwiderte Kang. »Bitte treten Sie ein.«

Kang führte ihn in das große Wohnzimmer, das nicht nur voller Gemälde hing, sondern auch mit Bronzestatuen, seltener Keramik und alten Siegeln geschmückt war, allesamt den ehemals besitzenden Klassen entronnen. Seine Kunstsammlung war viele Tausende Yuan wert; von den Erotika ganz zu schweigen, die in rein finanzieller Hinsicht zwar weniger wertvoll, dafür aber umso kostbarer waren, was den Einfluss betraf, den sie ihm bei Mao verschafften, da dieser ebenfalls ein begeisterter Anhänger war.

Kreuzte Woroschenin, der arme einsame Mann, nur deshalb hier auf, um unter einem Vorwand herauszufinden, ob neue Pornographie eingetroffen war? Der Russe betrachtete das

Tang-Gemälde, eine klassisch angelegte Ansicht eines Bergs im Süden des Landes.

»Neu?«, fragte er.

»Gefällt es Ihnen?«

»Ist ganz gut.«

Der *mao-tzi* könnte Perlen nicht von Dreck unterscheiden, dachte Kang. Deshalb bot er ihm auch keinen Tee an – was ohnehin keine Begeisterung ausgelöst hätte –, sondern lieber gleich Reiswein. Der Russe war ein Säufer, früher oder später würde er daran zugrunde gehen, und Kang hoffte, dass es eher früher als später geschah.

Nachdem das Getränk angeboten und das Angebot akzeptiert worden war, bemerkte der Russe barsch: »Nicht schlecht, die Kunstsammlung, die Sie hier haben.«

Kang gefiel das spöttische Grinsen nicht. »Ich tue, was ich kann, für den Erhalt unserer Kulturschätze«, sagte er, »zumindest derjenigen, die noch nicht von den Europäern gestohlen wurden.«

Sie wussten beide, dass sich die besten Sammlungen chinesischer Kunst in der Eremitage und im Louvre befanden. Eines Tages, dachte Kang, holen wir sie uns alle wieder. »Sie sprachen von einer dringenden Angelegenheit.«

»Was wäre«, fragte Woroschenin, »wenn Peng Verbindungen zu den Amerikanern unterhielte?«

»Was wäre, wenn man aus Scheiße Gold machen könnte?«, erwiderte Kang.

»Was wäre«, fuhr Woroschenin fort, »wenn Guibert eingestehen müsste, dass die Waffenlieferung an die Viet Minh fingiert war, um von etwas ganz anderem abzulenken?«

»Zum Beispiel?«

»Was wäre, wenn er gestehen würde«, fragte Woroschenin und achtete auf seine Wortwahl, »dass die Waffen nicht für die Viet Minh, sondern für die Konterrevolutionäre in Yunnan bestimmt sind?«

»Dann würde ich befürchten«, sagte Kang, »dass General Peng in ein imperialistisches Komplott zum Sturz der Volksrepublik verwickelt ist. Der Große Vorsitzende wäre schockiert und untröstlich.«

Das war ein erfreulicher Gedanke. Kang hatte seit Jahren nach einem Vorwand gesucht, Peng zu verhaften, einem Vorwand, den Armee und Öffentlichkeit akzeptieren würden, und dieser ordinäre Russe könnte ihn gerade geliefert haben.

»Aber warum sollte Guibert etwas Derartiges gestehen?«, fragte Kang, und seine Augen strahlten vor verschlagener Freude. Tatsächlich konnte er sich ein Dutzend Gründe vorstellen – »Trinkende Kröten«, »Affen halten ein Seil«, »Engel an der Zither« oder vielleicht eine neue Technik, die erst noch erfunden oder mit einem Namen versehen werden musste. »Und was haben die Amerikaner damit zu tun?«

»Guibert«, antwortete Woroschenin, »ist in Wirklichkeit ein amerikanischer Agent namens Nikolai Hel.«

Er erzählte Kang, was er über die Guiberts und über Nikolai Hel wusste, ließ aber selbstverständlich seine eigene Vergangenheit mit Alexandra Iwanowna aus.

»Wissen wir das genau?«, fragte Kang.

»Nein«, räumte Woroschenin ein. »Aber ich bin ziemlich sicher.«

»»Ziemlich sicher« genügt nicht«, sagte Kang. »Ich kann keinen ausländischen Staatsbürger aufgrund von »ziemlich sicheren« Tatsachen festnehmen und foltern, und am Ende stellt sich raus, dass er wirklich Michel Guibert ist. Darüber würden sich sogar die Franzosen aufregen.«

Aber verlockend ist es doch, dachte Kang, äußerst verlockend. Der Gedanke, einen amerikanischen Spion über die Himmelsbrücke führen und erschießen zu lassen ... und wenige Tage später würde Peng, dieses Arschloch, ihm folgen ... damit wären so viele Probleme gelöst. Aber die Verbindung »Guibert-Hel« war, gelinde gesagt, dürftig.

»Was brauchen Sie?«, fragte Woroschenin.

Kang beugte sich vor und dachte ein paar Augenblicke darüber nach. »Vielleicht könnte der Vater versichern, dass dies nicht sein Sohn ist ...«

51

Nikolai stand vor dem Morgengrauen auf, trainierte zehn »Leoparden im Käfig« und zog sich für seinen täglichen Lauf an.

Die sehr reale Möglichkeit, dass dies vielleicht sein letzter Morgen war, ließ die Luft schneidender und die Farben greller erscheinen und die alltäglichen Geräusche der erwachenden Stadt zur Symphonie anschwellen. Das Grollen eines Lkw-Motors, das Klingeln einer Fahrradglocke, das Klappern einer Abfalltonne, die über den Gehweg gezogen wurde, all das be-

saß eine klare, kristallene Schönheit, die Nikolai zum ersten Mal so richtig zu schätzen wusste.

Die Bäume waren plötzlich von einer überraschenden frischen Schönheit. Kunstvolle Kompositionen aus Silber, Weiß und Schwarz, zart und perfekt ausgewogen, veränderten sich die Farbtöne im zunehmenden Licht. Das Eis auf dem See spiegelte ihre Bilder zurück, so wie ein Freund in einem Freund die besten Eigenschaften zur Geltung bringt.

Der Morgen war wahrhaftig schön, die Menschen, die im Park ihre Tai-Chi-Übungen machten auch, ja ganz China war wahrhaftig schön, und Nikolai wurde schmerzlich bewusst, dass er all das vermissen würde, sollte er, was wahrscheinlich war, am Abend sterben.

Aber bis heute Abend ist es noch lange hin, dachte er, und jetzt ist erst Morgen und ich werde jeden Moment genießen.

Als er auf die gewölbte Brücke vor der Jade-Insel zulief, hängt sich ein anderer Jogger an seine Fersen.

Das war neu, Nikolai konnte die Schritte des Fremden deutlich hinter sich hören. Er ballte die Fäuste und bereitete sich auf die Leopardenfote vor, falls nötig. Der Läufer holte ihn ein, Smiley und der Windhund waren noch gute zwanzig Meter hinter ihnen.

»*Der Traum der westlichen Kammer*«, hörte er den Läufer keuchen.

»Was ist damit?«

»Sei still und hör zu.«

Der Läufer gab ihm laut schnaufend eine knappe Inhaltsangabe der Geschichte und sagte: »Gegen Ende, wenn sich der *sheng* und die *dan* wiederfinden ...«

Er sang:

*Ich habe die Liebenden zueinander gebracht
Obwohl ich böse Worte und Schläge litt
Der Mond steigt silbrig leuchtend empor
Ich bin die glückliche Rote Magd.*

»Dann gibt es viel Lärm – Gongs, Trommeln, Becken, einen Moment lang wird es dunkel ...«

»Ja?«

»Das ist Ihr Moment.«

Der Läufer beschleunigte, rannte an Nikolai vorbei auf die Insel und verschwand hinter einer Biegung. Nikolai hielt das Tempo, und dann beobachtete er etwas Seltsames.

Ein einsamer Mönch kam ihm auf der Brücke entgegen.

Sein Gang war merkwürdig, als hätte er Schmerzen oder als würde ihm eine alte Verletzung zu schaffen machen. Er kam mit kurzen, unsicheren Schritten auf ihn zu, wie ein alter Mann, der fürchtet, die Brücke könne vom Glatteis rutschig sein. Doch als er sich näherte, sah Nikolai, dass er gar nicht alt war.

Seine Augen aber waren alt. Sie starrten Nikolai direkt an, als ob sie etwas suchten, und Nikolai begriff, dass diese Augen viel gesehen hatten, zu viel, Dinge, die kein Auge sehen sollte. Diese Augen bargen ein Wissen, das keinem Menschen aufgezwungen werden sollte.

Nikolai blieb abrupt stehen.

Der Mönch sagte leise: »*Satori*.«

»Was?«

»*Satori*. Dinge sehen, wie sie wirklich sind.«

Der Mönch drehte sich um und humpelte zurück auf die Ja-deinsel.

Nikolai zögerte und folgte ihm. »Was sehe ich nicht?«

»Die Falle«, entgegnete der Mönch. »Und den Ausweg.«

Das Gemüse war vorzüglich, die gedämpften Teigtaschen köstlich, sogar der gewöhnliche Tee schmeckte besser als je zuvor.

Ich sollte öfter sterben, dachte Nikolai, wenn ein möglicherweise bevorstehender Tod die Sinne derart verändert. Er konnte sich nur ausmalen, wie es wohl wäre, Solange an einem Tag wie diesem zu lieben. Man könnte schon allein an der gesteigerten Sinnesfreude sterben.

Ein alberner Gedanke, rügte er sich. Du wirst nicht an Sinnesfreuden sterben – du wirst in die Falle tappen, und dann bist du tot, es sei denn, du findest den Ausweg. Aber wie bei allen Fallen – beim Go oder im wirklichen Leben – ist der Weg nach draußen nie derselbe, wie der, über den man hineingekommen ist.

Einmal drin, kommt man aus der Falle nur wieder heraus, wenn man sie durchläuft.

Chen traf ein, um ihn ins Verteidigungsministerium zu bringen.

»Die Akrobaten gestern Abend waren gut, nicht wahr?«, fragte Chen und setzte sich zu ihm an den Tisch. Mit Guibert zu frühstücken war für ihn zu einer angenehmen Vergünstigung geworden.

»Großartig. Danke, dass Sie mich mitgenommen haben.«

»Schade, dass der Russe aufgetaucht ist.« Chen sah sich um, beugte sich über den Tisch und murmelte: »Soll ich Ihnen was sagen?«

»Bitte.«

»Ich hasse diese *mao-tzi*-Arschlöcher.«

»Auch ich bin nicht übermäßig von ihnen angetan.«

Chen lächelte zufrieden über den privaten Gedankenaustausch. »Gute Teigtaschen.«

»Sehr gut.«

»Tut mir leid, dass Sie schon abreisen«, sagte Chen und blickte auf seinen Teller.

»Reise ich denn ab?«

»Morgen.«

»Aha.«

»Wir sollten uns auf den Weg machen.«

Der Tag war inzwischen hell und sonnig. Ein wärmendes Hoch lag über der Stadt – die Menschen knöpften ihre Jacken auf und trugen die Schals nur noch lose umgebunden. Sie legten die Köpfe in den Nacken und ließen sich die warme Sonne ins Gesicht scheinen. Nikolai bestand auf einen Abstecher nach Xidan, wo er Maronen kaufen wollte.

»Sie sind heute so fröhlich«, bemerkte Chen, während sie sich die Köstlichkeiten schmecken ließen.

»Ich liebe China.«

Sie stiegen wieder in den Wagen und fuhren zum Verteidigungsministerium.

»Die Überweisung ist angekommen«, sagte Oberst Yu.

»Natürlich.«

Yu reichte Nikolai seine Reisepapiere. »Ihr Zug nach Chongqing fährt morgen früh um neun. Bitte seien Sie pünktlich. Fahrkarten sind nur schwer zu bekommen.«

»Was mache ich, wenn ich in Chongqing eintreffe?«

»Man wird Sie dort kontaktieren.«

Nikolai blickte skeptisch. In Wirklichkeit war es ihm völlig gleichgültig, aber er musste seine Rolle zu Ende spielen. »Sie haben mir gesagt, Sie würden mir einen genauen Ort nennen.«

»Ich fürchte, das ist im Moment nicht möglich«, sagte Yu. »Machen Sie sich keine Sorgen. Wir werden Sie nicht übers Ohr hauen.«

»Die Reise nach Chongqing ist lang«, erwiderte Nikolai. »Ich möchte in keinen Unfall verwickelt werden. Oder durch die Stadt streifen, ohne etwas von Ihnen zu hören.«

»Ich gebe Ihnen mein Wort.«

»Und ich habe Ihnen mein Geld gegeben.«

Yu lächelte. »Wieder läuft alles aufs Geld hinaus.«

»Ich habe nicht gehört, dass Sie den überwiesenen Betrag abgelehnt hätten.«

»Was haben Sie an Ihrem letzten Abend in Peking vor?«, fragte Yu.

»Ich gehe in die Oper.«

»Ein Relikt aus dem Kaiserreich.«

»Wie Sie meinen.« Nikolai stand auf. »Wenn ich in Chongqing eintreffe und nicht innerhalb von vierundzwanzig Stunden von Ihnen höre, gehe ich zu den Viet Minh und erkläre ihnen, dass sie von ihren revolutionären Genossen in Peking reingelegt wurden.«

»Genosse Guibert, Sie sind Waffenhändler ...«

»Das bin ich.«

»Deshalb werden Sie unseren vietnamesischen Genossen Waffen verkaufen.«

»Aha.«

»Mit Profit.«

»Das ist die Idee, ja.«

Yu runzelte die Stirn. Zwischen Aufrichtigkeit und Höflichkeit schwankend, sagte er schließlich: »Ich verstehe nicht, wie man ohne Ideale leben kann.«

»Wenn man sich erst einmal daran gewöhnt hat, ist es ganz einfach«, entgegnete Nikolai.

»Und es macht Ihnen nicht zu schaffen«, fragte der junge Leutnant, »dass Ihre Landsleute mit diesen Waffen getötet werden?«

»Ich habe kein Land«, sagte Nikolai, dem plötzlich klar wurde, dass diese Bemerkung ausnahmsweise der Wahrheit entsprach.

»Die Menschen sind mein Land«, sagte Yu, der geübt darin war, Überzeugung vorzutäuschen.

Nikolai blickte ihm in sein junges, vor Idealismus glühendes Gesicht. Wenn er Glück hat, wird er alt genug, um sich von diesem Blödsinn zu verabschieden.

Er verließ das Büro und anschließend das Gebäude.

Emile Guibert trat aus der Wohnung seiner Geliebten im Western District von Hongkong.

Die Wohnung war in einem hübschen Viertel der Stadt gelegen und nicht gerade billig – *merde, la femme* kostete ihn ein Vermögen –, aber beide waren es wert. Wenn ein erfolgreicher Mann in ein gewisses Alter kommt, hat er sich ein bisschen Komfort verdient, keine geschmacklosen Verabredungen in irgendwelchen »Hotels« drüben in Kowloon.

Er beschloss, sich auf einen nachmittäglichen Pastis in seinen Club zu begeben. Es war ein schöner Tag, nicht zu schwül, und die Bewegung würde ihm guttun, obwohl Winifred ihn ganz schön auf Touren gebracht hatte.

Ein tolles Mädchen.

Eine chinesische Perle, diese Winifred, wirklich entzückend. Stets elegant gekleidet, schick frisiert, immer geduldig und zu Diensten. Nicht so eine ordinäre *salope*, sondern eine gebildete junge Dame, die sich zu benehmen wusste. Man konnte sich – davor oder danach – mit ihr unterhalten und sie sogar in eine Galerie oder auf eine Party mitnehmen, ohne dass sie einen blamierte.

Winifred war die neue Liebe seines Lebens, genauer gesagt seines neuen Lebens, der Wiederkehr seiner Jugend.

Er war so tief in seine Tagträume versunken, dass er die drei Männer nicht eintreten sah. Der eine ging um ihn herum zum Fahrstuhl, der andere sah nach seiner Post in den Fächern an

der gegenüberliegenden Wand. Der dritte versperrte den Ausgang.

»Verzeihung«, sagte Guibert.

Dann spürte er, wie sich ein Arm um seine Kehle legte und ihm ein Tuch ins Gesicht gepresst wurde.

53

Haverford saß im »Kontrollraum« der Tokioter Filiale und beendete sein verschlüsseltes Telegramm an Singleton in Langley.

ALLE AUF POSITION. +6 STD. ANWEISUNG
VOLLZUG ODER ABBRUCH.

Einerseits hoffte er, Singleton würde die ganze Sache abblasen. Es war in vielerlei Hinsicht riskant. Egal, ob Hel die Aufgabe erfolgreich erledigte oder nicht, er konnte in Gefangenschaft geraten. Wenn er in Gefangenschaft geriet, würde er möglicherweise reden. Wenn er redete, konnte Kang das gesamte Netz in Peking hochgehen lassen, angefangen bei der Weißen Pagode bis zu St. Michaelis und den Muslimen in Xuanwu. Peng wäre endgültig geschwächt und China noch stärker in den Einflussbereich der Sowjets abgedrängt.

»Wer nicht wagt, der nicht gewinnt«, hatte Singleton gesagt. Prima, dachte Haverford.

Tatsächlich war alles vorbereitet.

Das Fluchthelferteam hatte in der Moschee Stellung bezogen, die Agenten waren erfolgreich ins Land geschleust worden. Man hatte den sowjetischen Geheimdiensten über Doppelagenten eine Reihe von Falschmeldungen über einen geplanten Mordversuch der Chinesen an Woroschenin untergejubelt und würde diese nach vollbrachter Tat weiterverbreiten. Eine ähnliche Reihe von Gerüchten, die darauf hinwiesen, dass der Mord den Sowjets zur Verschleierung diene und ein Apparatschik namens Leotow die Verantwortung dafür trug, hatte man bei den Chinesen gestreut.

Was den Mord selbst betraf, so hatte Hel Woroschenin mit genialem Geschick an den Tatort gelockt. Er war mit den Örtlichkeiten vertraut, er kannte den besten Moment im Verlauf der Oper und auch seinen »Fluchtweg«.

Haverford sah auf die Uhr, ein Geschenk von seinem alten Herrn anlässlich seines Universitätsabschlusses. In fünf Stunden und fünfzig Minuten würde die Oper beginnen. Eine Stunde später sollte das Attentat stattfinden.

Der Zug rollte.

Nichts konnte ihn jetzt noch stoppen, es sei denn, Hel machte einen Rückzieher – was er nicht tun würde – oder Singleton blies die Sache ab, was unwahrscheinlich war.

Trotzdem hoffte Haverford, er würde es tun, und wartete auf ein Telegramm mit dem Befehl zum Abbruch.

Woroschenin saß am Telefon.

Das verfluchte Ding schwieg und die Uhr war nicht sein Freund. Kaum noch drei Stunden bis zu seiner Verabredung mit Hel.

Je länger er darüber nachdachte, desto überzeugter war er davon, dass »Guibert« Hel war, und umso mehr beunruhigte es ihn, dass Hel sich, egal welchen Auftrag er von den Amerikanern erhalten hatte, auf einem Rachefeldzug befand.

Wäre er in Russland oder einem der osteuropäischen Satellitenstaaten, hätte er den jungen Mann einfach töten lassen. In einer Stadt in Westeuropa wäre er einfach stillschweigend verschwunden. Selbst in China hätte er noch vor wenigen Jahren nur ein paar Münzen und einige diskrete Worte in das richtige Ohr flüstern müssen, und aus dem jungen Hel wäre Fischfutter geworden.

Aber nicht im heutigen China. Trotz des enormen Einflusses der Sowjets würde Peking keinen unabgesprochenen Mord auf eigenem Gebiet dulden. Eine solche Angelegenheit konnte die Beziehungen empfindlich stören, und Woroschenin würde möglicherweise wieder in einer Zelle in der Lubjanka landen.

Lieber dort als tot, dachte er, und berührte die Pistole, die er sich vor dem Verlassen seiner Wohnung an jenem Morgen hinter den Gürtel geschoben hatte. Wenn es Hel ist und er vorhat, mich aufgrund irgendeiner eingebildeten Grausamkeit gegenüber der Schlampe, die seine Mutter war, zu töten, muss ich noch lange nicht das Opferlamm spielen.

Es heißt, er habe den japanischen General mit einem einzigen Schlag gegen die Kehle getötet. Na, das soll er mal probieren.

Ich habe drei Leibwächter, alle drei ausgebildete Judoka, alle drei bewaffnet. Und wenn doch einer an denen vorbeikommt, dann ... Woroschenin berührte erneut den Griff seiner Pistole und fühlte sich sicherer.

Aber warum zittert meine Hand? Er nahm noch einen Schluck Wodka. Wenn das hier vorbei ist, muss ich was gegen die Sauferei unternehmen, dachte er. Vielleicht zur Kur in die Berge fahren. Frische Luft, Bewegung und so.

Hoffentlich muss ich Hel nicht erschießen, dachte er. Hoffentlich haben sie den alten Guibert erwischt, ihn gegrillt und aus ihm herausgequetscht, dass sein echter Sohn bei einem Autounfall ums Leben gekommen ist. Dann muss ich mir gar keine Gedanken machen. Ich kann die Oper genießen, weil ich weiß, dass der junge Hel eine ganze andere Arie singen wird, nämlich eine, die Kang komponiert hat.

Aber jetzt klingel endlich, verfluchtes Telefon.

55

Der alte Mann war zäher, als es den Anschein hatte.

»Ich hatte schon mit der Sûreté zu tun«, erklärte er ihnen, »mit der Gestapo, der Union Corse und der Grünen Bande. Was wollt ihr, *bande d'enfoirés*, mir zeigen, das ich noch nicht gesehen habe?«

Sie drohten, ihn zu töten.

Er zuckte mit den Schultern. »Ich bin alt. Alle drei oder vier Tage kann ich scheißen, wenn ich Glück habe, krieg ich noch einmal die Woche einen hoch. Nachts schlafe ich nicht mehr länger als drei Stunden. Wenn ihr meine Freunde seid, dann tötet ihr mich.«

Sie drohten, ihm wehzutun.

»Was wollt ihr hören, das ich euch noch nicht gesagt habe?«, entgegnete Guibert. »Ihr zeigt mir Bilder, ich hab euch gesagt, ja, das ist mein nichtsnutziger Sohn. Er denkt, das Geld fällt vom Himmel, und er verspielt alles. Tut mir nur weh.«

Er war ein zäher alter Vogel, einer, der nicht sang.

»Ist Michel in Peking?«, äffte er sie nach, nachdem sie ihm die klapprigen Schultern beinahe ausgekugelt hatten. »Was soll ich sagen? Er sollte dort sein. Heißt das, er ist wirklich da? Sagt ihr's mir.«

»Was macht er da?«

»Soll Waffen kaufen«, sagt Guibert, »aber so, wie ich meinen Jungen kenne, steigt er den Weibern nach. Gibt's noch welche in Peking? Wenn ihr ihn sucht, dann sucht ihn da. Wenn ihr ihn nicht findet, dann sucht irgendwo, wo es gezinkte Würfel gibt. Er wird drauf setzen.«

»Ihr Sohn ist bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen«, erklärten sie ihm. »Dieser Mann ist ein Betrüger.«

»Ich soll meinen eigenen Sohn nicht erkennen? Wieso macht ihr euch die Mühe und fragt einen Mann aus, der seinen eigenen Sohn nicht erkennt? Wie blöd müsst ihr sein?« Dann wurde der alte Mann aggressiv. »Wir sind in Hongkong. Hier gibt es Gesetze, anders als in den Drecklöchern, aus denen ihr

gekrochen seid. Ich kenne jeden Bullen und jeden Gangster. Die Tongs nennen mich ›Sir‹. Wenn ihr mich jetzt gehen lasst, will ich das hier vergessen und als Irrtum verbuchen. Wenn nicht, häng ich euch an Fleischerhaken und kitzele euch die Füße. Also bindet mich los, ich muss pissen.«

Sie banden ihn los und führten ihn zur Toilette.

Das Telefon klingelte.

Woroschenin hatte den Hörer schon beim ersten Klingeln in der Hand.

»Ja?«

»Er ist zäh.«

»Na und?«

»Wir glauben, dass er die Wahrheit sagt.«

Woroschenin nicht. Er sah auf die Uhr an der Wand. Drei Stunden und fünfzehn Minuten. »Versucht es noch einmal.«

»Ich weiß nicht mehr, was ...«

»Ich sage dir, was du zu tun hast«, sagte Woroschenin.

Als Guibert von der Toilette kam, kniete Winifred vor dem Stuhl, die Augen vor Entsetzen weit aufgerissen. In ihrem Mund steckte der Lauf der Pistole des Kerls, der ihm zuvor die Fragen gestellt hatte. Er hatte den Finger am Abzug.

Der Mann sah Guibert an und sagte: »Drei, zwei ...«

56

Nikolai stieg in die dampfende Wanne.

Ein Geschenk meines Karmas, dachte er, als er in das fast siedend heiße Wasser sank, einmal tief Luft holte, dann ausatmete, sich entspannte und damit den leichten Schmerz vertrieb. Er streckte sich aus und ließ sich die Muskeln und Gedanken vom heißen Wasser lockern.

Als Junge hatte er sich spontan in einen Zustand der totalen mentalen Entspannung versetzen können und in Gedanken auf einer herrlichen Bergwiese gelegen. Aber die Widrigkeiten und das Elend des Krieges hatten ihm die Ruhe geraubt, und er bedauerte diesen Verlust zutiefst, ebenso wie den Verlust seiner Freiheit und der Kontrolle über sein eigenes Leben.

Das Beste, was er jetzt noch tun konnte, war seine Atmung zu kontrollieren und seine Gedanken zu reinigen.

Dass dies höchstwahrscheinlich sein letzter Abend in irdischer Verstrickung sein würde, stimmte ihn nur wegen Solange traurig. Er erinnerte sich an den buddhistischen Glaubensgrundsatz, dass Leid nur durch Bindung entsteht, und erkannte, dass er sie liebte, auf eine sehr westliche, romantische Weise, und dass ihn der Gedanke schmerzte, sie zu verlassen.

Der Gedanke, dass Diamond und seine Handlanger ihrer gerechten Strafe entgehen würden, bedrückte ihn ebenfalls, aber er tröstete sich mit der Vorstellung an die Vollkommenheit des Karmas.

Wenn ich die Nacht überlebe, dachte er, werde ich mich rächen; wenn ich sterbe, werden sie als Maden auf einem Misthaufen wiedergeboren werden.

Er konzentrierte sich auf sein Vorhaben.

Schritt für Schritt ging er in Gedanken noch einmal den gesamten Abend durch. Chen würde ihn im Hotel abholen und am Theater absetzen. Er würde zu Woroschenin in die Loge gehen, sich hinsetzen und die Oper genießen. Genau im richtigen Moment – wenn die Trommeln und Gongs geschlagen wurden – würde er den Peiniger seiner Mutter mit einem einzigen, kraftvollen Schlag gegen das Herz für immer ausschalten. Anschließend würde er einfach aus dem Theater spazieren, seine Bewacher abhängen und in die Moschee flüchten.

Plötzlich beunruhigte ihn etwas.

Er rief sich noch einmal alles vor Augen, und dasselbe beunruhigende Gefühl stellte sich ein, aber er konnte dessen Ursprung nicht erkennen.

Er wechselte die Paradigmen und stellte sich das Szenario als Go-Brett vor, setzte seine schwarzen Steine und spielte. Er begegnete den zu erwartenden Herausforderungen, aber ansonsten fiel ihm nichts weiter auf. Falls Woroschenin meine wahre Identität kennt und sich daran erinnert, wie er mit der Gräfin Alexandra Iwanowna umgesprungen ist, dann ist es gut möglich, dass ich in eine Falle tappe, aber das weiß ich schon und bin darauf vorbereitet.

Da ist noch etwas anderes.

Er wechselte wieder das Gedankenmodell und beschloss, mit den weißen Steinen gegen seine eigenen schwarzen anzutreten.

Es war eine Offenbarung.

Seltsamerweise stellte er fest, dass er nicht nur die Russen und die Roten Chinesen zu den weißen Steinen zählte, sondern auch die Amerikaner. In seiner Vorstellung reihte er sie als weiße Steine auf, und als er das Brett aus der gegnerischen Perspektive betrachtete, sah er es.

Satori.

57

Neunzig Minuten vor Operationsbeginn konnte Haverford seine Nervosität nicht mehr unterdrücken und ging im Kontrollraum auf und ab. In dreißig Minuten würden sie »verdunkeln«, das heißt sämtlichen Funk- und Telefonverkehr einstellen. Stattdessen würde man ein bisschen »Flak« aufbauen – irgendeinen Allerweltsmist senden, damit die Sowjets und die Chinesen glaubten, alles lief ganz normal, doch in Wirklichkeit würde es keine Kommunikation zwischen Langley und dem Kontrollraum mehr geben.

Singleton würde zu irgendeiner Veranstaltung ins Weiße Haus fahren. Diamond wollte mit ein paar Freunden auf die Jagd gehen.

Wenn die Sache in die Hose ging, würde allein die Tokioter Abteilung dafür verantwortlich gemacht werden.

»Mach noch einen letzten Statuscheck.«

»Wir haben gerade ...«

»Hab ich dich gefragt, was du gerade gemacht hast?«

Ein weiterer Kontrolldurchlauf wurde gestartet.

Alpha Tiger: am Platz.

Bravo Team: am Platz.

Der Mönch: am Platz.

Go-Spieler: am Platz.

Papa Bär ...

Papa Bär.

»Papa Bär ist vom Radar verschwunden.«

»Was?«

»Papa Bär«, sagte der nervöse junge Agent, »ist vom Radar verschwunden.«

»Stell fest, was da los ist.«

Hektische Anrufe in Hongkong ergaben nichts. Emile Guibert war nicht in seinem Haus in Victoria Peak, nicht in seinem Büro in der Innenstadt, nicht in seinem Club im Western. Auch nicht in der Wohnung seiner Geliebten. Einfach verschwunden.

Durch die Überempfindlichkeit der Briten bewegten sie sich in HK ohnehin auf dünnem Eis. Haverford überlegte sogar kurz, ob er Wooten um Hilfe bitten sollte. Der Mann vom MI6 hatte die Polizei von Hongkong auf seiner Gehaltsliste und würde die Insel schneller absuchen können als Haverfords kleine amerikanische Abordnung.

Doch er wusste, dass er Wootens Fragen nicht würde beantworten können, und der würde sich brutal rächen, deshalb musste er die Sache Bentons Leuten überlassen.

Die Suche dauerte achtundzwanzig endlose Minuten.

Haverford sprang zum Fernschreiber.

P-BÄR NICHT AUFFINDBAR. ABBRUCH?
ERBITTE ANWEISUNG.

John Singleton nahm seinen wollenen Mantel vom Garderobenhaken und zog ihn an. Er litt unter einer Schleimbeutelentzündung an der linken Schulter, deshalb dauerte es ein paar Sekunden. Dann schlang er sich den Schal fest um den Hals, setzte seinen Hut auf und verließ das Büro.

Ein Besuch im Weißen Haus war für die meisten Menschen aufregend; für Singleton war es eine lästige Pflicht. Er hatte die Hälfte der Strecke durch den Flur zurückgelegt, als sein Assistent ihn mit hastigen Schritten einholte.

»Ja?«

»Ein dringendes Telegramm aus Tokio.«

Er warf einen Blick darauf und sagte: »Jetzt nicht.«

»Wollen Sie nicht ant...«

»Ich kann schlecht etwas beantworten, das Sie mir nicht gegeben haben, oder?«, sagte er. »Ich war schon draußen. Ich seh es mir an, wenn ich zurück bin.«

Die Fahrstuhltür öffnete sich.

»Wir haben abgeschaltet«, sagte der junge Agent.

Das ist nicht gut, dachte Haverford.

Singleton ließ ihn hängen. Der alte Meisterspion wollte sich die Lorbeeren anheften, wenn die Aktion ein Erfolg war, aber die Schuld an ihrem Scheitern würde man Haverford zuschieben.

»Jetzt tragen Sie die Verantwortung.«

»Suchen Sie Emile Guibert«, blaffte Haverford ihn an, »und ersparen Sie mir Ihre Zusammenfassungen des Offensichtlichen.«

»Tut mir leid.«

Neunundfünfzig Minuten.

Hatte die Aktion erst mal begonnen, war Haverford berechtigt, sie jederzeit nach eigenem Gutdünken abubrechen. Er konnte die »Notbremse« ziehen, was ein mit Hel verabredetes Alarmsignal auslösen würde. In diesem Fall würde Hel ganz einfach aus seinem Hotel herausspazieren – seine Überwacher wären dank eines vorher geplanten Ablenkungsmanövers anderweitig beschäftigt – und direkt zur Niujie Moschee gehen.

»Versucht weiter, Papa Bär zu finden.«

»Ja, Sir.«

Gehen wir vom schlimmsten Fall aus, sagte sich Haverford.

Nehmen wir an, Woroschenin hat den alten Guibert und grillt ihn.

Nehmen wir an, Guibert hat geplaudert.

Wenn das zutrifft, dann weiß Woroschenin, dass Guibert nur eine Tarnung ist, aber der Alte kann ihm unmöglich Hels wahre Identität verraten haben. Woroschenin weiß dann lediglich, dass »Michel Guibert« eine von den Briten konstruierte Tarnung ist, denn das glaubt Guibert. Woroschenin wird allerdings auch den nächsten logischen Schritt vollziehen – er wird annehmen, dass die Briten für uns eingesprungen sind. Er wird schnell drauf kommen, dass es sich in Wirklichkeit um eine amerikanische Operation handelt.

Also, was macht er?

Er verrät es den Chinesen, seinem Kumpel Kang.

Was macht Kang?

Entweder lässt er die Operation laufen, um zu sehen, wohin Hel ihn führt, oder er schnappt ihn sich und foltert die Wahrheit aus ihm heraus. Nach allem, was wir über Kang wissen, vermutlich Letzteres.

»Sie haben bestätigt, dass der Go-Spieler am Platz ist?«, fragte Haverford.

»Er hat ein Signal gesandt.«

Die Beobachter draußen vor dem Hotel hatten Hel hineingehen, aber nicht herauskommen sehen und die korrekte Anordnung der Vorhänge vor den Fenstern zur Kenntnis genommen. Erst vor zehn Minuten hatte Hel den Zimmerservice angerufen und um eine frische Thermoskanne Wasser für seinen Tee gebeten. Es bestand also kein Zweifel, dass er sich sicher in seinem Zimmer und nicht in Kangs Gewalt befand.

Aber wie lange noch?, fragte sich Haverford.

Abbruch, sagte er sich.

Gib dem Mönch das Signal, wir müssen sofort die Notbremse ziehen.

58

Nikolai trat auf den kleinen Balkon hinaus.

Auf der anderen Seite der von einer bernsteinfarbenen Straßenlaterne erleuchteten Allee stand der Mönch still unter einem Baum und wandte sich nach Süden.

Es ging los.

Nikolai zog eine Zigarette aus dem Päckchen, zündete sie an und bestätigte damit.

Doch dann bewegte der Mönch sich.

59

»Wir haben Papa Bär.«

»Kommando zurück«, sagte Haverford. »Wo zum Teufel war er?«

Wie sich herausstellte, hatte Papa Guibert einen neuen Honigtopf gefunden und war mit ihr nach Hause gegangen. Dass er gesucht wurde, erstaunte und entrüstete ihn sogar ein wenig.

»Ich brauchte eine kleine Abwechslung«, erklärte er dem Briten, der in Haverfords Diensten stand. »Na und? Ich bin Franzose.« Von einem Briten erwartete er nicht, dass er die sexuellen Bedürfnisse eines Mannes verstand. Die Briten waren so sinnlich wie ihr Essen.

»Legt ihn auf Eis«, befahl Haverford. »Hast du ein Signal an den Mönch geschickt?«

»Bestätigt.«

Haverford setzte sich und betrachtete die beleuchtete Wanduhr.

Zwölf Minuten waren bereits verstrichen.

60

Woroschenin war am Telefon.

Der alte Mann war eingeknickt – kein Franzose seiner Generation hätte zugelassen, dass die Hirnmasse einer schönen Frau an die Wände spritzt – und hatte bestätigt, dass sein Sohn bei einem Autounfall ums Leben gekommen und »Michel Guibert« die Tarnung eines im Auftrag der Briten operierenden Agenten war.

Die Briten, ich bin doch nicht bescheuert, dachte Woroschenin. Die Briten reißen sich den Arsch auf, bloß um Hongkong behalten zu dürfen, die werden einen Teufel tun und den Drachen wecken, indem sie in China Scheiße bauen. Außerdem hatte Nikolai Hel sich nicht in der Gewalt Londons, sondern Washingtons befunden.

Endlich ging Kang dran.

»Wei?«, fragte er höflich, als sei nichts Außergewöhnliches passiert.

»Der Vater hat meine Theorie bestätigt«, sagte Woroschenin.

Nach einer langen Pause sagte Kang: »Genießen Sie die Oper.«

Das werde ich, dachte Woroschenin.

61

Nikolai sah, dass der Mönch sich Richtung Norden wandte, es sich dann aber doch anders überlegte und wieder nach Süden drehte.

Die Aktion war abgebrochen und ebenso schnell wieder gestartet worden. Das beunruhigte Nikolai jedoch nicht – das *go-kang* war ein kinetisches Feld, auf dem bewegliches Denken und Handeln gefragt waren.

Doch dann tat der Mönch etwas Unerwartetes. Er drehte sein Gesicht zum Hotel und sah Nikolai direkt an. Selbst aus der Distanz – fünf Stockwerke tiefer und auf der anderen Straßenseite – konnte Nikolai die Augen des Mönchs spüren, fast so, wie er einst die Intensität von Kishikawa-sama und Otake-san gespürt hatte.

Nikolai nickte.

Er hielt schützend die Hand vor seine Zigarette und zündete sie an – das Signal dafür, dass er bereit war, fortzufahren. Er nahm einen langen Zug, trat in den Raum zurück und schloss die Türen hinter sich.

Dann verließ er das Zimmer und ging nach unten.

62

»Go-Spieler bestätigt.«

»Roger.«

Jetzt konnte Haverford nur noch warten.

Das war das Schlimmste an diesem Job.

63

Diamond sorgte dafür, dass er nicht im Büro war, nicht mal in der Nähe. Er gab jedoch Bescheid, wo man ihn erreichen konnte, und hinterließ die Anweisung, ihn sofort über sämtliche Entwicklungen in Peking zu unterrichten.

Diese Warterei ist der letzte Scheiß, dachte er.

64

Der Nordwind hatte wieder angezogen, und Nikolai wickelte sich den Schal um den Hals, als er in die kalte Nachtluft hinaustrat und auf Chen und den Wagen wartete. Wo war er? Normalerweise war Chen penibel pünktlich.

Auf der anderen Seite der Allee ging der Mönch Richtung Süden davon.

Ein letzter Check, dachte Nikolai mit einer Spur von Wehmut. Die letzte Möglichkeit, die Operation zu stoppen, war im wahrsten Sinne des Wortes vergangen.

Der Wagen kam die Straße herauf, die roten Fähnchen flatterten im heftigen Wind. Er fuhr vor dem Hotel vor, eine der hinteren Türen ging auf und Chen stieg aus.

»Tut mir leid wegen der Verspätung«, sagte er. »Zu viel Verkehr.«

Er wirkte verängstigt.

Chen komplimentierte Nikolai auf den Rücksitz und stieg ebenfalls hinten ein.

Nikolai wollte gerade Liang begrüßen, als er sah, dass es ein anderer Fahrer war.

»Wo ist Liang?«, fragte Nikolai.

»Krank«, sagte Chen. Er verströmte den Geruch von Angstschweiß. Ein schmieriger Film glänzte auf seinen Wangen.

Nikolai nahm zwei Zigaretten aus der Packung und bot Chen eine an. Der nahm sie, doch seine Hände zitterten, als Nikolai das Feuerzeug zur Zigarette führte. Er stabilisierte Chens Handgelenk und sagte: »Vielleicht haben Sie sich angesteckt.«

»Vielleicht.«

»Sie sollten nach Hause fahren und sich ausruhen.« Nikolai sah ihm in die Augen. »Das wäre völlig in Ordnung.«

»Tut mir so leid«, entgegnete Chen, »dass ich ... spät dran bin.«

»Das macht wirklich nichts.« Er ließ Chens Handgelenk los.

Nikolai saß auf dem Rücksitz, rauchte, sah aus dem Fenster und tat, als würde er nicht merken, dass der Wagen nicht nach

Xuanwu, sondern Richtung Trommel- und Glockenturm abbog.

65

Kang präparierte die Bühne.

Alles sollte perfekt sein, ein makelloses Bühnenbild für das Drama, das er inszenieren würde – den Text dazu hatte er längst geschrieben.

Dieser Nikolai Hel würde die für ihn vorgesehenen Sätze sagen. Vielleicht nicht gleich zu Beginn, wenn ihn sein männlicher Stolz noch zwang, Widerstand zu leisten; aber schließlich würde er doch nachgeben und die Worte sprechen. Er würde als Mann kommen, aber als Eunuch gehen, die Bühne als *sheng* betreten und als *dan* verlassen, beschämt würde er darum betteln, sterben zu dürfen.

Doch in Hells Fall kam ein privater Tod in relativer Würde nicht infrage. Kang würde das, was von ihm übrigblieb, für eine weitere Aufführung nutzen und ihn vor Tausenden von Zuschauern an der Himmelsbrücke demütigen. Statt einer bestickten Robe würde Hel ein Plakat auf dem Rücken tragen, man würde ihn mit schweren Seilen fesseln, und er würde sich zum Donnern der Gewehre und dem Gebrüll der Masse ein letztes Mal verneigen.

Kang spielte mit dem fein gearbeiteten Draht in seinen Händen – an einem Ende befand sich eine spitze Nadel, am ande-

ren eine Schlaufe –, mit dem er beabsichtigte, Hels Männlichkeit aufzuspießen.

»Mit dem Jinghu-Bogen über die Saiten streichen« hatte Kang diese neue Technik genannt, und er konnte sich schon jetzt die Töne vorstellen, die Hel entfahren würden, wenn er ihm den Draht durch die Hoden schob und zog.

Kang hatte sich dem Anlass entsprechend gekleidet – eine schwarze Jacke mit schwarzem Brokat zu einer schwarzen Pyjamahose aus Seide und schwarzen Slippers. Die Haare hatte er akkurat zurückgekämmt, die Augenbrauen gezupft und einen zarten, kaum sichtbaren Hauch von Rouge aufgetragen.

Er freute sich auf die mentale Tortur, die mit der körperlichen Folter einherging – er würde Hel die ihm bevorstehenden Qualen zunächst anschaulich demonstrieren, ihm anbieten, das Urteil aufzuheben und es dann trotzdem vollstrecken.

Er würde alle Saiten zwischen Verzweiflung und Hoffnung, Entsetzen und Erleichterung, Wut und Leere zum Klingen bringen und einem Höhepunkt zuführen, auf dem es ausschließlich Schmerzen gab.

Wie in jeder guten Oper würde die Musik von Sprechpassagen unterbrochen werden, immer dann, wenn Hel seine Monologe auf sagte. Ja, er war ein amerikanischer Agent, ja, er hatte den Auftrag, den Verräter Peng zu instruieren, ja, sie hatten heimlich Waffen an konterrevolutionäre Elemente in Yunnan liefern wollen, ja, sie hatten vor, den Großen Vorsitzenden Mao zu ermorden.

Er hörte die Wagentüren zufallen, dann Schritte auf dem Kiesweg.

Die Oper konnte beginnen.

66

Die Lampen im Saal erloschen, und die Bühne erstrahlte im Licht der Scheinwerfer.

Woroschenin, der bequem in seiner Privatloge saß, beugte sich vor und blickte auf die schwarze Bühne, die sich traditionell immer an der Nordseite des Zuschauerraums befand. Er liebte dieses alte Theater mit den vergoldeten roten Säulen, die die Bühne einrahmten, dem alten Holzboden, den Verkäufern, die herumgingen und Erdnüsse und dampfende heiße Tücher verkauften, das Geplapper und Gelächter.

Der Platz neben ihm war frei geblieben.

Hel war nicht gekommen.

Woroschenin wusste, dass der törichte junge Mann selbst eine Oper besuchte, in der er unfreiwillig die Hauptrolle sang.

Nach einem Augenblick erwartungsvoller Stille stimmte das Orchester die ersten Töne an und Xun Huisheng betrat die Bühne. Xun, der als *huadan* – als aufreizende junge Frau – gekleidet war, trug eine lange dunkelrote Robe aus der Ming-Ära mit Blumen an den Schultern und weiten »Wasserärmeln«. Er stand in der Mitte der Bühne und hielt seine *shangching*, die Eröffnungsrede, mit der er sich als die Rote Magd vorstellte.

Dann zog er mit einer winkenden Handbewegung und einer Anmut, die das Ergebnis jahrzehntelanger Übung war, eine Schriftrolle aus dem Ärmel, hielt kurz inne und setzte an zur berühmten ersten Arie.

*Dieser Brief beweist die Affäre.
Auf Befehl meiner Dame befinde ich mich auf
dem Weg zur westlichen Kammer.
Am frühen Morgen regiert die Stille.
Lasst mich, die Rote Magd, leise husten,
um ihn zu warnen.*

Woroschenin war entzückt.

67

»Go-Spieler vom Radar verschwunden.«

Haverford spürte, wie ihm das Blut in den Adern gefror und sich sein Magen umdrehte. »Was?«

»Bis jetzt ist er nicht an Punkt Null eingetroffen.«

»Bis jetzt nicht oder überhaupt nicht?«, fragte Haverford.

Der junge Agent zuckte mit den Schultern. Ein paar Sekunden später fragte er: »Wollen Sie Befehl zum Abbruch geben?«

Der Befehl zum Abbruch würde genau das bewirken – das Fluchthelferteam in der Niujie-Moschee würde verschwinden, bevor es gefasst werden könnte, der Mönch, die Hui-Agenten, sie alle würden über die Grenze fliehen.

Er ging sämtliche mögliche Erklärungen durch:

Die banale – Hel hatte sich nur verspätet, war im Verkehr stecken geblieben.

Die verräterische – Hel hatte den Schwanz eingezogen und sich aus dem Staub gemacht.

Die katastrophale – Hel befand sich in der Gewalt von Kang Sheng.

In letzterem Fall wäre der Befehl zum Abbruch definitiv gerechtfertigt.

»Nein«, sagte Haverford. »Wir geben ihm noch ein bisschen Zeit.«

Wo bist du, Nikolai?

68

Drei Polizeiagenten zerrten Nikolai aus dem Wagen, drückten ihn auf die Motorhaube und fesselten ihm die Arme mit Handschellen auf dem Rücken.

Er wehrte sich nicht. Es war nicht der richtige Moment.

Sie richteten ihn wieder auf, und zwei von ihnen packten ihn jeweils an einem Ellbogen.

»Spion!«, brüllte Chen ihm hinterher, doch seine Augen flehten um Vergebung. Winzige Spucketröpfchen trafen Nikolai im Gesicht, als Chen schrie: »Jetzt bekommst du den gerechten Zorn des Volkes zu spüren! Jetzt lernst du die Wut der Arbeiter und Bauern kennen!«

Chen wandte sich um und wollte sich wieder in den Wagen setzen, doch der Fahrer war ausgestiegen, hatte eine Pistole gezogen und hielt sie nun Chen an den Kopf. »Li Ar Chen, ich verhafte dich wegen Verrats an der Volksrepublik.«

Der dritte Polizist packte seine Arme, drehte sie ihm auf den Rücken und legte ihm ebenfalls Handschellen an.

»Nein!«, schrie Chen. »Nicht ich! Er ist es! Ich doch nicht! Ich habe alles gemacht, was ihr gesagt habt!« Der Fahrer steckte seine Pistole ins Holster, ohrfeigte ihn mit voller Wucht und befahl: »Nehmt ihn mit.«

Der Polizist schob Chen an Nikolai vorbei.

Wortlos schleppten sie ihn durch einen Steingarten zu einer Öffnung, die an eine Höhle erinnerte. Einer der Polizisten klopfte an die massive Holztür, und einen Augenblick später vernahm Nikolai ein gedämpftes: »Herein.«

Die Tür öffnete sich, und die Agenten stießen Nikolai hinein.

Es war tatsächlich eine Höhle, oder zumindest hatte man versucht, eine solche in Beton nachzubilden. Kommunisten, dachte Nikolai, sie lieben ihren Beton. Die Decke war gewölbt und die Wände ungleichmäßig gestrichen, um geologische Schichten nachzubilden.

Die »Höhle« war sehr geschmackvoll mit Tischen und Stühlen aus Rosenholz, einem gemütlichen Sofa und allerhand Folterinstrumenten ausgestattet. Es gab eine Art Bank, offensichtlich zur Verabreichung von Schlägen, vielleicht auch für sodomitische Quälereien gedacht, eine verblüffende Auswahl an Peitschen und Flegeln, die an dafür vorgesehenen Haken hingen, und zwei fest am Boden verschraubte Stühle mit geraden Rückenlehnen, deren Sitzflächen entfernt worden waren.

Die Polizisten stießen Nikolai auf einen der Stühle, nahmen ihm die Handschellen ab und banden seine Handgelenke mit dicken Lederriemen an den Stuhllehnen fest. Nikolai sah zu,

wie sie Chen packten, ihn unsanft auszogen und an den Handschellen von einem Stahlrohr herunterhängen ließen, das an der Decke entlang quer durch den Raum führte. Dann banden sie seine Fußknöchel an Bügeln auf dem Boden fest, so dass er jetzt alle viere von sich streckte.

Chen ließ das Kinn auf die Brust sinken und weinte leise.

Eine Tür öffnete sich, und Kang Sheng hatte seinen Auftritt.

Nikolai musste zugeben, dass es einer gewissen Dramatik nicht entbehrte – die Beleuchtung war perfekt, der Augenblick genau richtig abgepasst, und Kang hielt ein unheilvolles Requisit in Händen, das im Licht der Lampen glänzte.

Ein Draht, vielleicht dreißig Zentimeter lang und an einem Ende spitz wie eine Nadel.

»Guten Abend, Mr. Hel, nehme ich an?«

»Guibert.«

»Wenn Sie darauf bestehen.« Kang lächelte.

Nikolai bekämpfte das Entsetzen, das sich in seiner Kehle breitmachte und zwang sich, einen klaren Kopf zu bewahren. Kang hat bereits seinen ersten Fehler begangen, dachte er. Er hat seine Eröffnungsposition auf dem Brett offenbart, indem er durchblicken ließ, dass er meine wahre Identität kennt.

»Vielleicht«, sagte Kang, »zeigen Sie sich kooperativer, wenn ich erläutert habe, was wir mit Ihnen vorhaben.«

»Die Möglichkeit besteht«, entgegnete Nikolai.

»Die Möglichkeit besteht«, pflichtete Kang ihm freundlich bei.

Hels Tapferkeit war entzückend, so typisch für einen *sheng*. Und wie aufmerksam von ihm, seine Rolle so schön zu spielen – der Fall eines Falken ist ungleich tragischer als der eines

Spatzen. Er wandte zunächst Chen seine Aufmerksamkeit zu, der einen vortrefflichen *chou* abgeben würde, einen Clown.
»Konterrevolutionärer Köter.«

»Nein«, blubberte Chen. »Ich bin ein loyaler ...«

»Lügner!«, schrie Kang. »Du bist Teil dieser Verschwörung! Du hast ihm bei jedem seiner Schritte geholfen!«

»Nein.«

»Oh doch!«, schrie Kang. »Du hast ihn zur Kirche gebracht, oder nicht?«

»Ja, aber ...«

Nikolai sagte: »Er hatte nichts ...«

»Sei still«, fuhr Kang ihn an. »Du kommst noch schnell genug an die Reihe, das verspreche ich dir. Aber jetzt ist das fette Schwein dran. Für wie viele Yuan isst du jeden Tag, *pang ju*? Kümmerst du dich deshalb so gerne um ausländische Gäste, damit du dich auf dem Buckel des Volkes fett fressen kannst?«

»Nein ...«

»Nein, sondern weil du ein Spion bist.«

»Nein!«

»»Nein!«, sagte Kang. »Ich werde dir die Chance geben zu gestehen.«

Das war der langweiligste Teil des Stücks. Die *shangching*, die Präambel. Gefangene gestanden zu diesem Zeitpunkt nie, da sie wussten, dass sie damit ihr eigenes Todesurteil unterschrieben. Sie wussten, welcher Schmerz ihnen bevorstand und dass sie sich schließlich des ihnen vorgeworfenen Kapitalverbrechens für schuldig bekennen würden, aber die menschliche Natur sieht nun einmal vor, dass man um sein Überleben kämpft.

Chen schwieg.

»Na schön«, sagte Kang.

Nikolai sah, wie Chen fast die Augen aus den Höhlen traten, als Kang mit der Nadel auf ihn zukam. Kang kicherte. »Ich habe das noch nie gemacht, es ist also ein kleines Experiment.«

Chen zuckte zusammen, als Kang einen seiner Hoden mit der Nadel berührte.

»Das Problem ist die Flexibilität«, sagte Kang.

Dann stieß er mit der Nadel zu.

69

Xun Huisheng stimmte einen herrlichen Ton an, klangvoll und perfekt getroffen bis zum *ze*.

*Seht, meine arme Herrin legt jeden Tag die Stirn in Falten
Und der junge Mann ist krank und dürr.
Trotz der Strafen, die mir die Herrin auferlegt, werde ich,
die kleine Rote Magd, ihr helfen,
ihre Träume zu verwirklichen.*

Woroschenin klatschte, während die Zuschauer unten vor Begeisterung über die hervorragende Aufführung »Hao! Hao!« riefen.

Oberst Yu saß mit sorgenvoller Miene in seinem Büro.

Dieser sogenannte Michel Guibert war nicht in der Oper erschienen, in seinem Zimmer war er auch nicht und keiner seiner Beobachter kannte seinen Aufenthaltsort. Sie konnten nicht mehr sagen, als dass sie gesehen hatten, wie er vor dem Beijing Hotel in einen Wagen gestiegen war.

Befand er sich in Woroschenins Gewalt?

Oder Kangs?

Auf jeden Fall war die Situation brenzlich. Wer wusste schon, was Kang aus ihm herauspressen würde? Falls Mao bereit war, sich gegen General Peng zu wenden, dann konnte dies der beste Augenblick dafür sein. »Guibert« würde gestehen, ein Mordkomplott gegen den russischen Oberbevollmächtigten geschmiedet zu haben, und Kang würde General Peng mit hineinziehen.

Man hatte bereits Fluchtrouten in den Süden des Landes vorbereitet.

War es an der Zeit, sie zu nutzen?

Musste Operation »Südwind« aktiviert werden?

Vielleicht, Yu verfluchte sich, vielleicht war der Schritt zu gewagt gewesen – möglicherweise voreilig –, die Amerikaner bei ihren Plänen zu unterstützen. Vielleicht hätte man Guibert unverzüglich nach seiner Einreise des Landes verweisen sollen. Aber der Gedanke, Stalin und Mao gegeneinander aufzuhetzen, war zu verlockend gewesen. Die Russen würden völlig

verfrüht versuchen, Gao Gang zu installieren. Mao würde darauf reagieren müssen, aber er war nicht stark genug. Und General Peng würde das Machtvakuum ausfüllen.

So verlockend, so voller Möglichkeiten ...

Und die Idee, Woroschenin in der Oper zu töten, war in ihrer subtilen Ironie einfach hervorragend. Sehr unwestlich, aber dieser »Guibert« ...

Sollte ich den General davon in Kenntnis setzen?, fragte sich Yu. Den Fluchtplan aktualisieren und ihn auffordern, unverzüglich aufzubrechen? Die Arbeit vieler Jahre wäre umsonst, alle Hoffnungen vergebens, die Träume von einem wahrhaft kommunistischen Land auf unbestimmte Zeit verschoben, vielleicht vollständig zerschlagen ... aber kannst du das Risiko eingehen, dass der General verhaftet, gefoltert oder erschossen wird?

Wo steckt bloß dieser »Guibert«?

71

Nikolai hatte Mühe, sich nicht zu übergeben.

Chen schrie und schrie, er rüttelte an den Ketten, während Kang mit dem Draht an seinen Hoden sägte und ihm dabei Tipps zur besseren Stimmbildung gab.

»*Hum qi*«, riet er und prahlte mit seiner Kenntnis der Opernfachbegriffe. »»Atemwechsel« – langsam ein, langsam aus. Jetzt »gestohlener Atem« – einmal schnell ein, bitte, abrupt, kraftvoll. Das ist es ... sehr gut ...«

Nikolai konzentrierte sich auf seine eigene Atmung. Tief durch die Nase einatmen, bis in den Unterleib hinein, dort halten und bewahren, lösen ... tief durch die Nase, in den Unterleib, halten, bewahren und lösen ... halten und bewahren, halten und bewahren, tief in den Unterleib, bis du es in allen Muskeln spürst ...

Er blendete Chens Schmerzensschreie aus.

»Ich gestehe, ich gestehe, ich gestehe!«, schrie Chen.

Aber Kang schien ihn nicht zu hören und fuhr fort, »den Jinghu-Bogen über die Saiten zu streichen«, bis Chen in einer Tonlage kreischte, die kaum noch menschlich klang. Er wollte nicht aufhören, bevor Chen alle Mundformen eines echten Opernsängers gezeigt hatte: *kaikou* – offener Mund; *qichi* – auf Zahnhöhe; *houkou* – geschlossener Mund; und endlich auch *cuochun* – die Schnute.

Kang zog den Draht heraus, und Chens Kopf sackte nach vorn. Sein Körper erschlaffte. Schweiß tropfte von seiner Haut auf den Betonfußboden.

»Ich bin ein Spion«, sagte Chen schluchzend. »Ich war Teil einer Verschwörung. Ich habe ihm bei jedem seiner Schritte geholfen.«

»Waffen an die Rebellen in Yunnan zu schicken?«

»Ja.«

»Den Vorsitzenden Mao zu ermorden?«

»Ja.«

»Wer hat dir deine Befehle erteilt?«, fragte Kang. »War es General Peng?«

»Ja, es war General Peng.«

Nikolai wusste, dass Chen jetzt alles sagen und allem beipflichten würde, nur damit Kang die Folter nicht fortsetzte.

Und damit hatte Kang seine Strategie erneut offenbart.

Bleib ruhig – hörte er Kishikawa-sama sagen – und achte auf die Klarheit deiner Gedanken, so klar wie Wasser in einem Becken. Atme und bewahre dein ki.

Sie hatten es auf Peng abgesehen, er war das eigentliche Ziel, das begriff Nikolai jetzt. Du bist nur eine Reihe von Steinen auf dem Weg dorthin.

Also gut.

Kang wandte sich ihm zu und sagte: »Jetzt, Mr. Hel, sind Sie an der Reihe.«

Er hielt den Draht hoch.

72

»Das ist wirklich nicht nötig«, sagte Nikolai. »Ich werde Ihnen alles sagen, was Sie wissen wollen.«

Kang lächelte. »Geben Sie zu, dass Sie nicht ›Michel Guibert‹ sind.«

»Ich gebe zu, dass ich nicht Michel Guibert bin.«

»Geben Sie zu, dass Sie Nikolai Hel sind.«

»Ich gebe zu, dass ich Nikolai Hel bin.«

»Warum sind Sie in Peking, Nikolai Hel?«

Nikolai beugte sich auf seinem Stuhl so weit nach vorn, wie es die Fesseln erlaubten. Er sah Kang direkt in die Augen und

erwiderte: »Ich bin in Peking, um Juri Woroschenin zu ermorden.«

Kang wurde bleich.

73

»Schafft das Schwein hier raus«, befahl Kang. »Wartet draußen.«

Die Positionen auf dem Brett haben sich verschoben, dachte Nikolai. Weil er nicht will, dass seine Untergebenen etwas so Heikles zu Ohren bekommen, hat Kang diese Steine für mich aus dem Weg geräumt. *Atme und bewahre dein ki. Atme und bewahre dein ki.*

Die Agenten banden Chen los und zerrten ihn aus dem Raum. Als sich die Tür hinter ihnen schloss, fragte Kang: »Sie gestehen also, mit der Absicht hergekommen zu sein, Woroschenin zu ermorden?«

»Gestehen?«, fragte Nikolai. »Ich verkünde es.«

»Warum?«

Nikolai deutete mit seinem Kinn auf den Draht, den Kang noch immer in der Hand hielt. »Ich möchte mir unnötige Schmerzen ersparen. Und einen Handel abschließen.«

»Sie befinden sich nicht in der Position, handeln zu können.«

»Woher wollen Sie das wissen?«

Kang wedelte mit dem Draht vor seiner Nase. »Ich kann Sie auch ohne ›Handel‹ zum Sprechen bringen.«

»Wahrscheinlich«, räumte Nikolai ein. »Aber vielleicht auch nicht. Sie wissen, dass ich in Japan aufgewachsen bin. Welche Erfahrungen haben Sie mit Japanern bei der Folter gemacht? Und was, wenn Sie einen Fehler machen? Wenn Sie sich verschätzen und ich unter ihrem Einfluss sterbe? Dann werden Sie es nie erfahren.«

Das ist wunderbar, dachte Kang. Aufregend. Ein neuer Text, der vom Gewöhnlichen abweicht. Er fragte: »Was werde ich nie erfahren?«

»Wie Sie Macht über Woroschenin bekommen.«

Er sah es in Kangs Augen. Flüchtig zwar, aber es war da. Macht über Woroschenin war ein äußerst erstrebenswerter Nebeneffekt. Kang wollte sich unbedingt aus der Vorherrschaft der Sowjets befreien.

Nikolai hatte gezogen.

Atme und bewahre dein ki. Atme und bewahre dein ki.

Kang lachte, aber sein Spott klang nicht überzeugend. »Und Sie können mir sagen, wie ich Macht über Woroschenin bekomme?«

Nikolai nickte.

»Wie?«

»Legen Sie den Draht weg.«

Kang legte den Draht aus der Hand. »Wie?«

»Erpressung.«

»Welcher Art?«

Nikolai schüttelte den Kopf. »Wenn ich Ihnen das sage, woher weiß ich dann, dass ich hier lebend rauskomme? Woher weiß ich, dass ich China lebendig verlassen werde?«

»Sie haben mein Wort.«

»Sie halten mich wohl für einen Idioten.«

Kang nickte Richtung Draht. »Ich verspreche Ihnen, wenn Sie es drauf anlegen und ich mit Ihnen ›Der Jinghu-Bogen streicht über die Saiten‹ spiele, werden Sie es mir sowieso erzählen. Wie Sie schon sagten, ersparen Sie sich lieber die Qualen. Was Ihr Leben angeht ...«

Atme und bewahre dein ki. Atme und bewahre dein ki. Verschwende keine Mühen, indem du über Lügen verhandelst. Beschwichtige ihn, er soll sich sicher fühlen, locke ihn mit seinen eigenen Steinen in die Falle.

»Juri Woroschenin«, sagte Nikolai, »hat meine Mutter gezwungen, ihm ein beträchtliches Vermögen zu überlassen, das er auf verschiedene Konten und Investitionen verteilt hat. Das ist schon einige Zeit her, und dank der Zinsen ist Juri inzwischen ein außerordentlich wohlhabender Mann. Ich bin sicher, er möchte nicht, dass Beria davon erfährt, von Onkel Joe ganz zu schweigen. Haben Sie ein Tonbandgerät?«

»Selbstverständlich.«

»Holen Sie es«, sagte Nikolai. »Ich werde Ihnen die Geschichte erzählen, dann gehört Woroschenin Ihnen.«

Atme und bewahre dein ki. Atme und bewahre dein ki.

Kang holte das Tonbandgerät, und Nikolai wiederholte die Geschichte, die ihm seine Mutter über das, was vor dreißig Jahren in Petrograd geschehen war, erzählt hatte.

74

»Wie lange?«, fragte Haverford.

»Einunddreißig Minuten.«

Die Erklärung mit dem Verkehr fiel aus. Entweder hatte Hel sich aus dem Staub gemacht oder er war in der Gewalt der Gegner.

Gib den Befehl zum Abbruch, dachte er.

Sauve qui peut – Rette sich, wer kann.

Aber wenn du das Fluchthelferteam abziehst und Hel noch lebt ...

75

Oberst Yu stand auf, verließ sein Büro und ging den Gang hinunter.

Der General saß an seinem Schreibtisch. Er hörte die Tür, sah von seiner Arbeit auf und sagte leise: »Ja?«

»Ich fürchte, es ist Zeit, Sir.«

»Wofür?«

»Südwind.«

Er erklärte die Situation. Als er fertig war, sagte General Peng: »Kochen Sie uns bitte einen Tee.«

»General, ich denke wirklich, Sie ...«

»Kochen Sie Tee«, wiederholte Peng leise. »Und gießen Sie ihn dreimal auf.«

76

Nikolai beendete seinen Vortrag.

Kang sagte: »Also deshalb wollen Sie Woroschenin töten.«

»Würden es Ihnen an meiner Stelle anders ergehen?«

»Ja«, sagte Kang. »Ich habe meine Mutter gehasst.«

»Das tut mir leid.«

Kang zuckte mit den Schultern.

»Die Amerikaner finanzieren Ihren persönlichen Rachefeldzug doch sicher nicht ohne eigenes Interesse«, sagte Kang.
»Warum wurden Sie geschickt?«

»Um Woroschenin zu töten«, erwiderte Nikolai.

»Warum?«

Nikolai erzählte ihm alles – erläuterte das gesamte Vorhaben, einen Keil zwischen Peking und Moskau zu treiben.

Denn das war jetzt egal.

Jetzt kam es nur darauf an, dass Kang den Zug machte, den Nikolai voraussah. Es bestand die Möglichkeit, dass er es nicht tun würde, aber diesen Gedanken verwarf Nikolai. Das Wesen eines Mannes ist unveränderlich – Kang hatte seines offenbart – und er würde dementsprechend agieren.

Und so kam es. »Haben Sie mir jetzt alles gesagt?«

»Alles.«

»Sehr schön«, sagte Kang. Er nahm den Draht. »Dann ist es jetzt an der Zeit, mit der Oper fortzufahren.«

Atme und bewahre dein ki. Atme und bewahre dein ki. Nikolai ließ Angst in seine Kehle vordringen, als er sagte: »Aber warum? Ich habe Ihnen alles gesagt!«

»Eben.«

»Aber das ist jetzt sinnlos!«

»Der Sinn ist«, sagte Kang und hockte sich vor Nikolai, »dass es mir Freude machen wird.«

Alle Steine aufgestellt.

Nikolai zwang sämtliche Energie in seine Beine und spürte, wie sie durch seine Adern und Muskeln strömte, als Kang nach seinem Gürtel griff, um die Schnalle zu lösen und ihm die Hose herunterzuziehen.

Bewahre und –
– befreie.

Die Energie explodierte in Nikolais Füßen und fuhr in seine Beine, als er sich mit der Kraft seines aufgestauten *ki* nach oben schwang. Der Stuhl riss krachend aus seiner Verankerung. Kang stolperte nach hinten, sprang aber wieder auf die Füße. Nikolai wirbelte zweimal herum, um Schwung zu sammeln, warf sich dann mit seinem ganzen Gewicht auf ihn und schlug mit einem Stuhlbein zu. Kang taumelte Richtung Wand. Nikolai warf sich erneut auf Kang, ließ ihn gegen die Wand donnern und hörte, wie die Luft aus seinen Lungen wich.

Dann trat Nikolai einen Schritt zurück und wiederholte die Aktion einmal und gleich noch einmal, nagelte den erschrockenen und fassungslosen Kang an die Wand, presste sich mit all seinem Gewicht auf ihn und klemmte seine Hände ein.

Kang umklammerte immer noch den Draht, und Nikolai setzte alles auf seinen nächsten Zug.

Verzweifelt versuchte Kang, Nikolai die Drahtspitze in die Kehle zu bohren.

Nikolai ließ sie kommen, spürte den Stich in seiner Kehle, das Blut, und sah Kang triumphierend lächeln.

Dann drehte er den Hals, packte den Draht mit den Zähnen, warf den Kopf in den Nacken und entwand Kang sein Folterinstrument.

Kangs Augen weiteten sich.

Nikolai bog sich so weit wie möglich nach hinten und stieß ruckartig mit dem Kopf nach vorne. Der Draht traf Kangs Auge. Er schrie auf vor Schmerz, wand sich unter Nikolai und versuchte zu entkommen.

Nikolai hielt den Draht einen Augenblick unbeweglich ... dann sagte er: »Das ist für Chen.«

Er bohrte die Spitze durch Kangs Auge tief in dessen Gehirn.

Kang erstarrte.

Stöhnte.

Und starb.

Nikolai ließ den leblosen Körper zu Boden sacken. Dann bückte er sich und löste die Schnallen der Lederriemen mit den Zähnen. Es dauerte fünf lange Minuten, bis er ein Handgelenk befreit hatte, dann löste er das andere mit der freien Hand. Er tat einige tiefe Atemzüge, sammelte seine restliche Energie, stand auf, holte das Band aus dem Aufnahmegerät und steckte es ein.

Ein Blick auf die Uhr verriet ihm, dass noch genug Zeit war, um Woroschenin zu töten.

77

Die drei Agenten waren im Nebenraum damit beschäftigt, Chen zu quälen.

Einer sah überrascht auf, als Nikolai durch die Tür trat, und wirkte noch überraschter, als dieser ihn mit einem Tritt gegen den Kopf tötete. Der zweite wollte seine Pistole ziehen, wurde aber durch einen Schlag mit dem Ellbogen gegen seine Kehle unschädlich gemacht. Der dritte versuchte zu fliehen, aber Nikolai packte ihn im Genick und rammte seinen Kopf gegen die Tür, wobei sein Schädel auf dem harten Holz zerschmetterte.

Das alles dauerte keine fünf Sekunden, dann kniete Nikolai neben Chen, der zitternd auf dem kalten Betonfußboden lag.

»Haben Sie ihn getötet?«, fragte Chen mit bebender Stimme.

»Auf ausgesprochen schmerzhaft Weise«, erwiderte Nikolai. Er legte seinen Zeige- und Mittelfinger an Chens Halsschlagader. »Xiao Chen, denken Sie an Schalen voll reinem weißem Reis und Schweinefleisch in scharfer brauner Sauce. Haben Sie das vor Augen?« Chen nickte.

»Gut«, sagte Nikolai. Dann drückte er zu, bis Chens Leben erloschen war.

Nikolai ging zur Leiche des größten Agenten, zog ihm den Mantel aus, warf ihn sich über und setzte auch die Mütze des Toten auf. Er verließ die »Höhle«, durchquerte den wunder-

schön angelegten Garten und sah draußen im Wagen die rote Glut einer Zigarette. Der Motor lief, die Heizung war eingeschaltet.

Nikolai ging hin und klopfte ans Fenster. »Mach auf.«

Der Fahrer kurbelte die Scheibe herunter. »Was willst du? Es ist scheiße kalt, Bruder.«

»Lass mich rein«, sagte Nikolai auf Chinesisch. »Der Wicher will, dass wir ihm scharfe Nudeln mit Schweinefleisch holen.«

Die Tür wurde entriegelt und Nikolai glitt auf den Rücksitz.

Er drückte dem Wärter die Pistole des Agenten ins Genick. »Zheng Yici. Ich kenne den Weg, Bruder, also verarsch mich nicht.«

»Kang wird mich umbringen.«

»Wird er nicht.«

Der Fahrer legte den Gang ein und fuhr los.

Der Fahrt dauerte zwanzig Minuten.

Nikolai nutzte die Zeit, um neue Energie zu sammeln. Er war erschöpft – die Anstrengung, die es ihn gekostet hatte, den Stuhl aus seiner Verankerung zu reißen, hatte sein *ki* stark beansprucht, und jetzt war er nicht sicher, ob seine Energie ausreichen würde, um Woroschenin leise zu töten. Von der Flucht hinterher ganz zu schweigen.

Ihm wurde auch bewusst, dass Emotionen an seiner Energie gezehrt hatten. Die Schrecken der Folterkammer, die Mühe, seine Selbstbeherrschung nicht zu verlieren, Chens Schmerz, dessen Zeuge er geworden war, und die aufrichtige Trauer um

ihn – all das hatte seinen Tribut gefordert. Den Mord an Kang und seinen drei Handlangern bereute Nikolai keine Sekunde.

Wenn die Buddhisten Recht hatten, würde Kang sehr lange im *bardo* schmoren, einem Schwebезustand zwischen Tod und Wiedergeburt, und anschließend in ein leidvolles irdisches Dasein zurückkehren.

Nikolai konzentrierte sich jetzt auf seine Atmung, versuchte erneut Kraft zu sammeln. Allmählich spürte er, wie sie zurückkehrte, aber ob er rechtzeitig wieder ausreichend Energie haben würde, schien fraglich.

Der Wagen erreichte das Opernhaus.

»Fahren Sie noch ein Stück weiter«, sagte Nikolai. Der Fahrer fuhr am Opernhaus vorbei und hielt an der nächsten Straßenecke. Nikolai legte die Pistole ab und verpasste ihm einen *shuto* gegen den Hinterkopf. Als der Fahrer tot über dem Lenkrad zusammensackte, stieg Nikolai aus und ging zurück zum Zhen Yici Opernhaus.

Am Eingang versperrte ihm ein Wachsoldat den Weg.

»Mein Name ist Guibert«, sagte Nikolai. »Ich bin Gast des Genossen Woroschenin.«

»Die Oper ist fast zu Ende«, meckerte der Soldat.

»Ich war ... anderweitig beschäftigt«, entgegnete Nikolai und schob seinen Zeigefinger durch ein »V«, das er mit den Fingern der anderen Hand bildete.

Der Wachsoldat kicherte. »Kommen Sie rein.«

Nikolai betrat den Eingangsbereich, der fast menschenleer war. Er rief sich den Grundriss des Theaters vor Augen, fand schon bald die Treppe, rannte hinauf und eilte den Gang entlang. Zwei von Woroschenins Leibwächtern lehnten an der

Wand vor seiner Loge. Als sie Nikolai sahen, richteten sie sich auf, und einer griff in seine Jackentasche.

Entweder, dachte Nikolai, Woroschenin hat sich nicht einmal von seinen Leibwächtern in die Karten schauen lassen oder ich bin ein toter Mann. Er trat auf einen der Wächter zu und hob die Hände, als wollte er sagen: »Was willst du machen, mich erschießen?«

Der ohne Pistole war mürrisch. Er klopfte Nikolai von den Achselhöhlen bis zu den Fußknöcheln ab, fand nichts und hielt ihm die Tür zur Loge auf.

Der plötzliche Lichteinfall ließ Juri Woroschenin zur Tür blicken.

Selbst bei gedämpfter Beleuchtung konnte Nikolai die Überraschung in seinen Augen sehen. Du hast Recht, dachte er, eigentlich sollte ich tot sein. Er schob sich an dem Wärter im Türrahmen vorbei und setzte sich neben Woroschenin.

»Entschuldigen Sie die Verspätung«, flüsterte er.

Auf Russisch.

Auf der Bühne unter ihnen beklagte der *sheng*, in zinnoberrotes Licht getaucht, das Gesicht zur Hälfte schwarz, zur Hälfte weiß geschminkt, eine verlorene Schlacht. Der Monolog war wunderbar vorgetragen, jede Silbe perfekt prononciert.

Bevor Woroschenin antworten konnte, setzte Nikolai hinzu: »Ich war verhindert.«

78

Xue Xin beobachtete Nikolais Ankunft vor dem Theater.

Er wandte sich an einen kleinen Jungen, der sich an eine brennende Aschetonne drängte und sagte: »Lauf. Sag deinem *sifu*, dass die Vorstellung noch nicht vorüber ist.«

Der Junge lief.

Xue Xin wartete, bis Nikolai im Gebäude verschwunden war, und hinkte dann langsam durch eine Gasse davon.

79

»Go-Spieler auf dem Radar.«

»Großer Gott.« Haverford fühlte sich matt. Verschwitzt und erschöpft. Hel war eine einzige Achterbahnfahrt. »Wo?«

»Auf der Null.«

»Kein Scheiß?«

»Kein Scheiß, Sir.«

80

Oberst Yu rannte den Gang entlang und platzte in Pengs Büro.

»Er ist im Zheng Yici.«

Peng dachte über die neue Entwicklung nach. Dass der amerikanische Agent es bis ins Opernhaus geschafft hatte, war das eine, ob er seine Mission dort aber würde erfüllen können, war eine ganz andere Frage. Wenn er Woroschenin tatsächlich tötete ... würde man einiges neu überdenken müssen.

»Guter Tee«, sagte Peng.

81

Trommeln und Gongs erklangen, als der gut aussehende *sheng* erneut die Bühne betrat.

Die *dan*, in einem prächtigen Gewand aus Seidenbrokat, überquerte mit winzigen Schritten die Bühne, so zart und leicht wie eine fallende Kirschblüte. Sie wedelte mit ihrem Fächer, sah ihren Geliebten, schaute zum »Mond« auf – einem einzelnen weißen Scheinwerfer – und stimmte ihre Arie an.

Es war wunderschön.

Ihre Stimme war eine Offenbarung, eine perfekte Vermählung von Form und Emotion. Als sie ihrem höchsten Ton entgegenstrebte, sah Nikolai Woroschenins rechte Hand langsam auf Hüfthöhe in seiner Jacke verschwinden.

Messer oder Pistole?, fragte sich Nikolai.

Pistole, entschied er.

Aber worauf wartet er?

Auf dasselbe wie du – Dunkelheit und Lärm. Wenn er den Höhepunkt abwartet, kann er dich erschießen und deinen Leichnam hier rausschaffen lassen, bevor es jemand mitbe-

kommt und der Vorfall öffentlich wird. Sehr schlau von ihm, sehr diszipliniert.

Die Musik schwoll an.

Nikolai beugte sich zu Woroschenin.

»Ich möchte Ihnen Grüße bestellen«, sagte er und flüsterte Woroschenin ins Ohr, »von der Gräfin Alexandra Iwanowna. Meiner Mutter.«

Er spürte, wie Woroschenins ganzer Körper sich anspannte, seine Hand sich an die Pistole schob.

»Nikolai Hel.«

»Ich werde Sie gleich töten«, sagte Nikolai, »und es gibt nichts, was Sie dagegen tun können.«

Xun Huisheng trällerte:

*Ich habe die Liebenden zueinander gebracht
Obwohl ich böse Worte und Schläge litt
Der Mond steigt silbrig leuchtend empor
Ich bin die glückliche Rote Magd.*

Die Trommeln dröhnten.

Die Gongs hallten.

Im Theater wurde es dunkel.

Woroschenin griff nach der Pistole.

Nikolai packte seine Hand, atmete tief ein und entließ all sein verbliebenes *ki* in einem einzigen Schlag mit der Leopardenpfote auf Woroschenins Brust.

Er hörte den Russen aufstöhnen.

Dann sackte Woroschenin auf seinem Sitz zusammen, sein Mund zum Oval erstarrt.

Der Wächter machte einen Schritt auf ihn zu.

»Zu viel Wodka«, sagte Nikolai im Aufstehen. Unten im Parkett spendete das Publikum frenetischen Applaus.

Nikolai verließ die Loge.

»Ihrem Chef geht's nicht gut«, sagte Nikolai.

Die beiden Leibwächter stürmten in die Loge.

Nikolai gab seinem Gedächtnis das Kommando und ließ sich den eingepprägten Fluchtweg entlangführen. Die Treppe runter, dann rechts. Weiter zum Bühneneingang, wo ein alter Mann auf einem Hocker saß.

»Da dürfen Sie nicht rein«, sagte der alte Mann.

»Tut mir leid, *liao*«, sagte Nikolai, schwang seinen rechten Arm in einem trägen Bogen und traf ihn so sanft wie möglich seitlich am Hals. Er fing den alten Mann auf und ließ ihn sachte zu Boden gleiten, dann öffnete er die Tür, fand links eine weitere und trat hinaus.

Erst als er die Gasse hinunterlief, spürte er etwas Warmes an seinem linken Bein, dann einen stechenden Schmerz, und begriff, dass sich aus Woroschenins Pistole ein Schuss gelöst und ihn getroffen haben musste.

Da sah er den Mönch am Ende der Gasse.

»*Satori*«, sagte Nikolai.

»Ja?«

»Ja.« Der Mönch humpelte in die eine Richtung davon, Nikolai in die andere.

Er sah es jetzt deutlich vor sich.

Was im Tempel der Grünen Wahrheit geschehen würde.

Satori.

Der Weg aus der Falle.

82

»Signal.«

»Was?«, fragte Haverford. Er machte seine dreizehnte Zigarette an diesem Abend aus und rollte mitsamt Stuhl zu dem jungen Agenten am Funkgerät.

»Go-Spieler nähert sich der Eins.«

»Leck mich am Arsch!«, sagte Haverford, halb erstaunt und halb bewundernd.

Dieser verfluchte Nikolai Hel.

83

Das Blut gerann auf seiner Haut, bildete eine Art schützenden Verband.

Doch er hielt nicht, als Nikolai mit schnellen Schritten durch die *hutongs* von Xuanwu lief. Sein Herz schlug heftig, pumpte Blut ins Bein und ließ den Schorf wieder rissig werden. Die Kälte aber verzögerte den Blutverlust und linderte den Schmerz.

Nikolai dachte nicht an sein Bein.

In Gedanken legte er sich die Straßenkarte des Bezirks zurecht, erinnerte sich an Haverfords Anweisungen und bewegte sich rasch an den wenigen Menschen vorbei, die an diesem Winterabend auf der Straße unterwegs waren. Einige beobach-

teten ihn, andere vergruben die Gesichter in Schals und kümmerten sich nicht um diesen groß gewachsenen *kweilo*, der an ihnen vorbeieilte. Niemandem fiel auf, dass er das Tonband ins Feuer einer Aschetonne warf.

Polizeisirenen heulten auf dem Weg zum Zheng Yici Opernhaus.

Man hatte Woroschenins Leiche entdeckt.

Nikolai rief sich das Go-Brett vor Augen und überdachte die neue Situation. Kangs Steine waren weg, die von Woroschenin einbehalten. Aber man hatte seine Leiche gefunden, und schon bald würde die chinesische Volkspolizei herausfinden – wenn sie es nicht schon getan hatte –, dass auch ihr Meister Kang tot war.

Ermordet, wenn man so will.

Sie würden ihn suchen, und jetzt kam es darauf an, sich möglichst den anderen schwarzen Steinen auf dem Brett zu nähern.

Er hatte eine Verabredung im Tempel der Grünen Wahrheit.

84

Wu Zhong wartete im Altarraum.

Ein muslimischer Bruder aus dem Fluchthelferteam hatte das Signal weitergeleitet, dass der »Go-Spieler« unterwegs sei.

Inschallah.

Er stand auf, streckte sich und bereitete seine Muskeln auf die bevorstehende Aufgabe vor.

Der Amerikaner hatte ihm erklärt, was zu tun war.

85

Nikolai bog auf die Niuje Street und sah die Moschee vor sich, die drei Gebäudeteile waren mit grünen Ziegeln gedeckt, auf dem mittleren ragte ein kleines Minarett mit Halbmond empor. Ein Hui-Chinese mit weißer Gebetsmütze wartete am eisernen Tor.

»Go-Spieler?«

»Die Oper ist vorbei.«

Der Hui nahm Nikolai am Ellbogen, sah sich um und führte ihn rasch über den kleinen Hof und durch eine Tür in den rechten Teil des Gebäudes.

Im Innern war es dunkel. Nikolai blinzelte noch im dämmrigen Licht der Öllampen, als sich die Tür hinter ihm schloss. Sein Begleiter führte ihn durch den Eingangsbereich über eine schmale Treppe in den Keller und schloss eine weitere Tür hinter sich.

Vor ihm stand ein großer breitschultriger Mann.

»Willkommen, Go-Spieler«, sagte der Mann. Er sprach Mandarin mit einem starken Akzent.

»Danke«, antwortete Nikolai.

Der Mann warf einen Blick auf Nikolais Bein und bemerkte: »Sie sind verletzt.«

»Angeschossen, fürchte ich.«

»Die Zielperson?«

»Ausgeschaltet.«

»Sind Sie sicher?«

»Ausgeschaltet«, wiederholte Nikolai. Sein Bein fing jetzt an zu pochen, und was schlimmer war, es vermochte ihn kaum noch zu tragen. Das war sehr schlecht, denn der Chinese ihm gegenüber, der offensichtlich Probleme mit der englischen Aussprache hatte, erklärte: »Haverford bedauert sehr.«

86

Für einen Mann seiner Größe bewegte Wu Zhang sich mit einer unglaublichen Geschwindigkeit. Nikolai konnte gerade noch seinem Ellbogen ausweichen, der ihm ansonsten die Kehle zertrümmert hätte. Der Schlag verfehlte ihn nur um Haaresbreite, als Nikolai sich zur Seite drehte und ihn mit dem Unterarm abfing. Er schwang herum, um seinerseits einen Hieb gegen die ungeschützte Schläfe des Mannes zu führen, doch sein Bein gab unter ihm nach und er fiel hin.

Wu Zhang drehte sich um, sah Nikolai am Boden und setzte zu einem Axtritt an, mit dem er den Brustkasten seines Gegners einzudrücken hoffte.

Das Bein krachte herunter, doch Nikolai rollte zur Seite, und Wu Zhangs Absatz hinterließ ein Loch in der Holzdiele. Wu setzte mit einem Kopftritt nach. Nikolai hob rechtzeitig den Arm und fing den Tritt mit der Schulter ab, doch sein Arm wurde taub. Er rollte auf den Rücken, gerade als Wu Zhang ihn

packen wollte, stieß ihm ein Bein zwischen die Arme und traf ihn mit dem Fußballen am Kinn.

Wu Zhang flog nach hinten. Der Tritt hätte ihn töten oder ihm zumindest für eine Weile das Bewusstsein rauben müssen, doch Nikolai hatte sich noch nicht vollständig von der Tortur in Kangs Höhle erholt und war durch den Blutverlust und Wu Zhangs letzten Schlag geschwächt.

Aber er gewann Zeit, um wieder auf die Füße zu kommen und sich auf den nächsten Angriff seines Gegners gefasst zu machen, der ihn mit Faustschlägen seiner Linken und Rechten an die Wand zurückweichen ließ. Blut floss jetzt ungehemmt aus seiner Wunde am Bein, ihm war schwindlig und er wusste, wenn er sich von dem größeren, stärkeren Mann an die Wand drängen ließ, hatte er verloren.

Er duckte sich unter den nächsten beiden Schlägen weg und rammte Wu seine Faust in den Bauch. Ein stechender Schmerz durchfuhr ihn, als er sich vom Boden abstieß und Wu niederzwang. Wu versuchte, Nikolai den Unterarm um den Hals zu legen und ihm das Genick zu brechen, doch Nikolai entwand sich der tödlichen Falle, und beide gingen zu Boden. Wu schlang sein Bein um Nikolais rechtes und fixierte es, so dass Nikolai keine Wahl blieb, als Wus Beine mit seinem verletzten Bein auseinanderzuhebeln. Trotz des Schmerzes rammte er ihm sein Knie in den ungeschützten Schritt.

Der Mann stöhnte, schrie aber nicht auf und veränderte auch nicht seine Position. Stattdessen schlug er von hinten mit den Fäusten auf Nikolais Genick und Kopf ein.

Nikolai spürte, wie sich der Nebel um ihn herum verdichtete.

Zuerst kam der Nebel, dann würde Dunkelheit folgen.

Er richtete sich auf, um den Faustschlägen zu entinnen, und genau darauf hatte Wu gewartet. Er machte ein Hohlkreuz und warf Nikolai ab. Noch im Fall versuchte Nikolai, auf die Füße zu kommen, doch sein verletztes Bein gehorchte ihm nicht.

Wu hatte seinerseits Mühe aufzustehen, während Nikolai sich langsam, noch immer am Boden liegend, auf den Händen zurückzog, jetzt den Schutz der Wand suchte, vor der er sich zusammenrollen und versuchen würde, den Sturm zu überstehen, von dem er wusste, dass er gleich über ihm hereinbrechen würde.

Der erste Tritt traf seine Niere, der nächste sein Kreuz, der darauffolgende sein verletztes Bein.

Nikolai hörte sich selbst vor Schmerz aufheulen.

Er zog sich nach hinten, doch seine Arme waren jetzt zu schwach und seine Füße fanden keinen Halt mehr auf dem Boden.

Er wollte stehend sterben.

Bei dem Versuch, sich hochzustemmen, gaben seine Arme nach und er fiel hin. Er konnte nichts weiter tun, als sich auf die andere Seite zu rollen, so dass er seinem Gegner wenigstens ins Gesicht sehen konnte, wenn er den tödlichen Schlag empfing. Den gewissen Tod vor Augen, sah er das Go-Brett vor sich und wusste, warum Haverford den schwarzen Stein unberührt auf seiner Position gelassen hatte.

Weil es gar nicht so war.

Er hatte ihn nicht dortgelassen.

Wu Zhang machte sich bereit, ihm den tödlichen Axttritt zu versetzen.

»*Salaama*«, sagte er.

Frieden.

Die Kugel traf Wu Zhang mitten in die breite Stirn, und er fiel nach hinten.

Nikolai drehte den Kopf in die Richtung, aus der der Schuss gekommen war.

Oberst Yu ließ die Pistole sinken.

Der Mönch, der hinter Yu gestanden hatte, kauerte jetzt neben Nikolai und sagte: »*Satori*.«

»Du kommst spät«, sagte Nikolai.

Dann verlor er das Bewusstsein.

Wuliang Shan, Provinz Yunnan, China

87

Nikolai erwachte vom Klang einer Flöte.

Zunächst hatte er es für Vogelgezwitscher gehalten, doch dann hörte er die gezielte Wiederholung einer bestimmten Tonfolge und erkannte, dass er einer *lusheng* lauschte.

Aber im Hintergrund vernahm er auch den Gesang von Vögeln.

Vogelgezwitscher und saubere frische Luft, und da wusste er, dass er nicht mehr in der Stadt oder auf der engen, von Abgasen erfüllten Ladefläche eines Militärlasters lag, sondern sich irgendwo draußen auf dem Land befand, vielleicht sogar in der Wildnis.

Er drehte sich in die Richtung des leichten Luftzugs, den er am Hinterkopf spürte, aber jede Bewegung verursachte ihm Schmerzen, und es dauerte über eine Minute, bis er sich auf die andere Seite gerollt hatte und ihm die kühle Luft den Schweiß im Gesicht trocknete.

Sein Bein protestierte pochend gegen die Anstrengung.

Eine Stimme blaffte einen Befehl in einer Sprache, die Nikolai nicht verstand, und dann hörte er schnelle Schritte auf dem Holzfußboden.

Er wusste nicht, wo er war, aber es schien überhaupt lange her zu sein, seitdem er irgendwas gewusst hatte. Das Letzte, woran er sich deutlich erinnerte, war die Begegnung mit dem hervorragenden *bajiquan*-Kämpfer und seine Rettung durch Yu und den Mönch. Er erinnerte sich, dass er einmal kurz aufgewacht war – es musste der Laderaum eines Lasters gewesen sein –, doch dann wurde er so heftig durchgeschüttelt, dass er einen Schmerzensschrei unterdrückte und erneut das Bewusstsein verlor. Er wusste, dass er eine Spritze bekommen hatte – wahrscheinlich Morphinum –, erinnerte sich an den tiefen schmerzfreien Schlaf, der darauf folgte, und verschwommen auch daran, vom Laster gehoben und auf einen anderen verfrachtet worden zu sein – sanfte, besorgte Stimmen hatten ihn umgeben –, außerdem an einen Alptraum, in dem er betroffenes Geflüster vernommen hatte, gedämpfte Diskussionen darüber, ob sein Bein amputiert werden müsse.

Erschrocken griff er nach unten und spürte mit ungeheurer Erleichterung, dass sich beide Beine noch an seinem Körper befanden. Sein linkes Bein allerdings war heiß und geschwollen, und jetzt erinnerte er sich auch wieder an das Fieber und an das Zittern – und daran, dass jemand seinen Kopf ein wenig angehoben hatte, damit er bitteren Tee schlürfen konnte. Und an die schrecklichen Schmerzen, als der Laster über holprige Straßen gepoltet war, erst bergauf und dann bergab.

Nikolai sah, dass er sich jetzt in den Bergen befand. Draußen vor dem Fenster blickte er auf Bergketten mit üppigen Tannen-, Fichten-, Kampferbaum- und Nanmuwäldern. Nach dem Weiß und Silber Pekings und der Schwärze, die ihn auf seiner Reise hierher umgeben hatte, wirkte die Landschaft unglaublich grün – wo auch immer er hier sein mochte.

Vielleicht bin ich tot, überlegte Nikolai ruhig. Vielleicht ist das hier das *chin t'u*, das von Amitabha versprochen wurde. Aber das »reine Land« war nicht für Mörder, und er war einer, denn er hatte Juri Woroschenin mit einem einzigen Schlag getötet.

Zunächst dachte er, das alles könnte Teil seines morphiumgeschwängerten Traums sein – irre, verzerrte Bilder von Solange, Haverford, *shengs* und *dans*, scharfen Drähten und schwarz gekleideten Männern. Aber dann wurde ihm klar, dass die Erinnerung an Woroschenins Mord genau das war – eine Erinnerung an ein wahres Ereignis. Und obwohl die Amerikaner ihn verraten hatten, empfand er Zufriedenheit über den erledigten Auftrag.

Nikolai machte nicht nur den Amerikanern Vorwürfe, sondern auch sich selbst.

Ich hätte es früher sehen müssen, dachte er auf seinem Krankenbett, das er jetzt als Hängematte erkannte. Ich hätte wissen müssen, dass Haverford seinen Teil des Deals niemals einhalten würde.

Selbst diese wenigen Überlegungen strengten ihn mental sehr an, und er sank tiefer in seine Hängematte. Erst jetzt bemerkte er, dass seine Kleidung schweißnass war. Sein Bein tat

weh und sein Körper schmerzte noch von den Schlägen, die er im Tempel der Grünen Wahrheit hatte einstecken müssen.

Dann hörte Nikolai Schritte und spürte die Hand eines Mannes auf seiner Stirn. Sie blieb dort einen Augenblick liegen, und er vernahm eine Stimme, die er als die des Mönchs erkannte: »Das Fieber geht zurück. Gut. Eine Zeit lang dachten wir, wir würden Sie doch noch verlieren.«

»Dann lebe ich also.«

»Was ein Wunder ist«, erwiderte der Mönch. »Nach allem, was recht ist, sollten Sie sich im *bardo* befinden und Ihre Wiedergeburt erwarten.«

»Vielleicht tue ich das auch.«

»Vielleicht tun wir das alle«, sagte der Mönch. »Wer weiß das schon? Mein Name ist Xue Xin.«

»Michel Guibert.«

»Wie Sie wünschen«, sagte Xue Xin mit einer Spur von Belustigung in der Stimme.

»Wir müssen Sie jetzt wieder umdrehen und Ihre Kleidung wechseln. Es wird wehtun.«

Zwei Hände packten ihn mit festem Griff an der Schulter, und dann wurde er wieder auf den Rücken gedreht. Heftiger Schmerz durchzuckte ihn von seinem Bein bis zur Haarwurzel, und er verbiss sich ein gequältes Stöhnen.

Xue Xin sah ihn an, und Nikolai erkannte den Mann von der Brücke auf der Jadeinsel, aus der Gasse draußen vor der Oper und dem Tempel der Grünen Wahrheit wieder. Sein kurzgeschorenes Haar war pechschwarz, aber am auffälligsten waren seine Augen – sie schienen förmlich durch ihn hindurchzublicken, wenngleich keineswegs unfreundlich.

Falls Xue Xin vor Mitgefühl zerfloss, so sah man es ihm nicht an. »Sie werden Tee trinken.«

»Nein, danke.«

»Sie werden Tee trinken«, sagte Xue Xin.

Der »Tee«, fand Nikolai, schmeckte wie feuchtes Gras, aber Xue Xin erklärte beharrlich, der Kräuteraufguss heile die Infektion.

»Wenn Sie leben wollen, trinken Sie«, erwiderte Xue Xin schulterzuckend. »Wenn nicht, dann nicht.«

Nikolai trank.

Oberst Yu war froh, dass der amerikanische Agent auf dem Weg der Besserung war.

Zunächst hatten sie geglaubt, er würde sterben. Er hatte einige Schläge einstecken müssen und durch die Schusswunde viel Blut verloren. Ein Mann mit weniger *ki* wäre schon allein an den inneren Verletzungen infolge der *bajiquan*-Schläge gestorben, und zu allem Überflus hatte sich das Bein auch noch entzündet.

Auch hatte niemand die Zeit gehabt, ihn angemessen medizinisch zu versorgen. Sie hatten den Amerikaner aus Peking hinausschaffen müssen, und zwar schnell. Yus eigene Leute von der Volksbefreiungsarmee trugen ihn zu dem wartenden Armeelaster, der schnell zur Ringstraße hinausfuhr, wo sie den bewusstlosen Mann einem Militärkonvoi auf dem Weg in den Süden übergaben. Ein Armeearzt schnitt ihm auf dem fahrenden Laster die Kugel aus dem Bein. Dann gelang es ihnen, eine Bluttransfusion zu legen und ihm Morphinum gegen die Schmerzen zu verabreichen.

Es wäre einfacher gewesen, ihn sterben zu lassen, dachte Yu – den Leichnam zu entsorgen und schlicht mit den Schultern zu zucken, wenn die Verantwortlichen in Peking rätselten, was geschehen war.

Die Regierung war, gelinde gesagt, verunsichert.

Der russische Oberbevollmächtigte Woroschenin war tot – offiziell an einem Herzinfarkt gestorben, den er während eines Opernbesuchs erlitten hatte, doch beim Geheimdienst und beim Militär glaubte das niemand, schon gar nicht, da Kang Sheng »zufällig« zur selben Zeit ermordet aufgefunden worden war, ein Draht hatte sich ihm durchs Auge ins Gehirn gebohrt.

Der Plan der Amerikaner ging perfekt auf.

Moskau und Peking waren damit beschäftigt, sich eifrig gegenseitig Vorwürfe zu machen, und Mao hatte sich nun, da Kang ihn nicht mehr beschützen konnte, in irgendeinen Winkel verkrochen. General Li blieb ruhig und beständig, bereit, einzugreifen und das Chaos zu beenden.

Das einzige Problem, dachte Yu jetzt, während er Nikolai betrachtete, war das »Verschwinden« eines französischen Staatsbürgers, Michel Guibert.

Er war in der Oper gesehen worden. Woroschenins Leibwächter, die schnell nach Moskau zurückberufen wurden, hatten angeblich behauptet, Guibert habe, kurz bevor dieser das Zeitliche gesegnet hatte, neben Woroschenin in dessen Loge gegessen, sei aber plötzlich aufgestanden und gegangen.

Und dann verschwunden.

War er tot?

Hatte er etwas mit Woroschenins Tod zu tun?

Oder mit Kangs?

In Peking und Moskau brodelte die Gerüchteküche. Einige behaupteten, Guibert habe Woroschenin getötet, andere verbreiteten, es sei der Assistent Leotow gewesen, der ebenfalls kurz nach dem Ableben seines Vorgesetzten verschwunden war.

Die Russen waren davon überzeugt, Guibert sei ein chinesischer Agent, die Chinesen hielten mit der Behauptung dagegen, er habe für die Russen gearbeitet. Beide warfen einander vor, ihn zu verstecken oder getötet zu haben, damit er nicht reden könne. Der Große Vorsitzende selbst erklärte: »Mit Chaos auf Erden erreicht man Ordnung im Land.«

»Guibert« schlug die Augen auf.

»Wo sind wir?«, fragte Nikolai.

»Das müssen Sie nicht wissen«, entgegnete Yu.

Die Luft, wenn auch kühl, war für den Winter noch warm, und der Nanmubaum, den Nikolai durchs Fenster sehen konnte, wuchs oben im Norden nicht. Der kurze Wortwechsel, den er mitgehört hatte, als die Bediensteten rein- und rausgingen, war für ihn völlig unverständlich gewesen, kein Han-Chinesisch, sondern vermutlich ein Dialekt aus dem Süden.

»Sezchuan oder Yunnan«, sagte er.

»Yunnan«, gab Yu zu. »In den Bergen von Wuliang Shan.«

»Warum?«

»Peking war Ihrer Gesundheit nicht zuträglich.«

Nikolai erinnerte sich an seine Manieren: »Danke, dass Sie mir das Leben gerettet haben.«

»Dankbarkeit wäre fehl am Platz«, erwiderte Yu. »Ich habe nur meine Pflicht getan, Mr. Hel.«

»Seit wann kennen Sie meine wahre Identität?«, fragte er Yu.

»Wir wussten schon Bescheid, bevor Sie nach Peking kamen«, antwortete dieser. Er rattete Nikolais Geschichte herunter – angefangen bei seiner Geburt in Schanghai, seinem Umzug nach Japan, der Ermordung Kishikawas, der Folter und Gefangenschaft durch die Amerikaner.

Die Chinesen wussten scheinbar alles. Nikolai konnte nur hoffen, dass sie nicht erkannt hatten, in welcher Beziehung er zu dem kürzlich verstorbenen Juri Woroschenin stand.

»Bin ich ein Gefangener?«, fragte Nikolai.

»Mir wäre es lieber, Sie würden sich als Gast betrachten.«

»Darf der Gast aufstehen und gehen?«

»Die Frage ist rhetorischer Natur«, erwiderte Yu. »Sie sind gar nicht in der Lage aufzustehen, geschweige denn irgendwohin zu gehen. Und selbst wenn, Sie können nirgendwohin. Man sucht Sie überall, Mr. Hel. Wahrscheinlich ist dies der einzige Ort auf der Welt, an dem Sie sicher sind.«

Eine leider äußerst präzise Zusammenfassung seiner Situation, dachte Nikolai, an der sich seit dem Mord an Kishikawasama nichts geändert hatte. Die Orte und Umstände unterschieden sich, die grundlegenden Fakten jedoch nicht.

Ich bin ein Gefangener.

Er hörte Kishikawas Stimme. *Wenn dir keine Wahl mehr bleibt, so ist es ehrenhaft, die Gefangenschaft zu akzeptieren, obg-*

leich du seppuku in Betracht ziehen magst. Aber du hast Alternativen.

Welche?

Nikko, das musst du selbst herausfinden. Nimm das gokang. Wenn du in der Falle sitzt und keinen Ausweg siehst, dann schaffe dir einen.

Bitte, Kishikawa, wie?

Es ist dein Spiel, Nikko. Du musst selbst spielen, niemand kann dir das abnehmen.

»Sie wollten Woroschenin tot sehen«, sagte Nikolai und wagte sich damit einen Schritt vor.

»Offensichtlich.«

»Damit es zum Zerwürfnis mit den Sowjets kommt.«

Yu nickte.

»Und Sie haben mich aus dem Hinterhalt der Amerikaner gerettet, weil ...«

»Wie oft bekommen wir schon Gelegenheit, einen amerikanischen Agenten festzusetzen, der derart motiviert sein dürfte zu kooperieren?«, fragte Yu. »Ich bin sicher, Sie können uns Auskunft geben über Namen, Orte und Operationen. Schließlich waren Sie bereit, sich von uns retten zu lassen.«

Hel hatte die Warnung des Mönchs verstanden und ihm dies auch signalisiert, wie ein ertrinkender Mann, der nach der Rettungsleine greift. Natürlich wusste er, dass er den Preis dafür würde bezahlen müssen.

Nikolai sagte: »Ich werde Ihnen nichts sagen.«

»Die Amerikaner haben Sie hintergangen«, entgegnete Yu. »Warum sollten Sie zögern, sie Ihrerseits zu verraten?«

»Deren Ehrlosigkeit ist allein ihre Sache«, erwiderte Nikolai. »Ich müsste mit meiner Ehrlosigkeit selbst fertigwerden.«

»Wie japanisch.«

»Das verstehe ich als Kompliment«, sagte Nikolai. Er versuchte sich aufzusetzen, aber die Anstrengung war qualvoll und schmerzhaft. »Ich werde nicht zum Informanten werden, aber ich werde die Amerikaner zwingen, sich an die Vereinbarung mit mir zu halten.«

»Und wie wollen Sie das bewerkstelligen?«, fragte Yu und amüsierte sich über den verwundeten Mann, der sich nicht mal auf den Beinen halten konnte.

Und doch war da etwas in Hels Augen, das Yu Anlass gab, ihm zu glauben.

89

»Wo ist er?«, wollte Singleton wissen.

»Ich weiß es nicht«, gestand Haverford.

»Ist er tot?«

»Ich weiß es nicht.«

»Am Leben?«

»Ich weiß ...«

Diamond machte sich nicht die Mühe, sein spöttisches Grinsen zu verbergen. Singleton warf ihm einen ungehaltenen Blick zu und richtete seine Aufmerksamkeit dann wieder auf Haverford. »Sie wissen nicht viel.«

»Ich versuche, mehr herauszufinden.«

»Strengen Sie sich an.«

Haverford überlegte kurz, ob er sich verteidigen sollte. Woroschenin war tot, allem Anschein nach von Hel ermordet. Die Chinesen und die Russen gingen sich gegenseitig an die Gurgel. Und obwohl Hel möglicherweise hatte entkommen können, war er nirgendwo aufgetaucht – jedenfalls nicht in Moskau oder Peking – denn es hatte keinerlei Rückstoß gegeben. Offensichtlich hatte niemand die Firma mit Woroschenins Ermordung in Verbindung gebracht.

»Ich will, dass er gefunden wird«, sagte Singleton. »Haben Sie das verstanden?«

»Ich schon«, sagte Diamond mit der Betonung auf dem Personalpronomen in der ersten Person singular und klang dabei wie ein Streber.

»Was soll das heißen?«, fragte Haverford.

»Hel ist zur anderen Seite übergelaufen, und das wissen Sie«, sagte Diamond. »Ich bin nicht sicher, ob Sie sich vielleicht sogar darüber freuen.«

»Das ist eine gottverdammte Lüge.«

»Nennen Sie mich einen Lügner?« Diamond sprang von seinem Stuhl auf.

Haverford erhob sich ebenfalls. »Einen Lügner, einen Folterknecht ...«

Sie machten Anstalten, aufeinander loszugehen.

»Wir sind hier nicht auf dem Schulhof. Setzen Sie sich, alle beide.« Singleton wartete, bis beide wieder auf ihren Stühlen saßen.

Meine gerade Linie und mein Kreis, dachte Singleton. Wir werden sehen, wer gewinnt. Das ist eine der Grundregeln des

Go und des Lebens – die Seite, die den Sieg verdient, wird gewinnen.

Haverford überlegte, ob er auf der Stelle kündigen sollte. Wahrscheinlich konnte er in die Wissenschaft gehen oder bei einem der neuen »Thinktanks« anheuern, die jetzt überall wie Pilze aus dem feuchten intellektuellen Nährboden in und um Washington schossen. Immerhin handelte es sich um ein ehemaliges Sumpfgebiet.

Doch die Sache hier war noch nicht erledigt, also biss er die Zähne zusammen und hörte zu.

»Angenommen, Hel ist noch da draußen«, sagte Singleton.
»Dann ködern Sie ihn.«

»Wie?«

»Sie sind beide aufgeweckte junge Männer«, erwiderte Singleton. »Lassen Sie sich was einfallen.«

Damit war die Unterredung beendet.

90

Denk wie Nikolai Hel, sagte sich Haverford, als er das Gebäude verließ und zu seinem Hotel am Dupont Circle ging. Keine leichte Aufgabe, musste er sich eingestehen, denn wahrscheinlich dachte niemand auf der Welt wie Nikolai Hel.

Versuch's trotzdem.

In Gedanken ging er alle Möglichkeiten durch.

Würde Hel ...

Konnte Hel ...

Ja, dachte er.
Sowohl als auch.

91

»Ich werde die Waffen ausliefern«, sagte Nikolai.

Es war ein gewagter und sehr riskanter Spielzug. Ein Ausbruchmanöver auf dem *go-kang*, das wenig Erfolg versprach und ihn in große Gefahr bringen konnte. Aber wenn einem außer der Kapitulation nur wenige Möglichkeiten blieben, musste man sterben oder ausbrechen.

»Seien Sie nicht albern«, antwortete Yu. »Ihre Tarnung als Waffenhändler war nicht mehr als das, eine Tarnung. Keine Realität.«

»Ich habe die Bazookas gesehen«, sagte Nikolai. »Sie sahen ziemlich echt aus.«

»Requisiten«, antwortete Yu, »für Ihre kleine Oper. Die Vorstellung ist vorbei, Mr. Hel.«

»Und trotzdem sind Sie hier in Yunnan«, antwortete Nikolai, »an der vietnamesischen Grenze, und das jetzt schon seit Wochen. Vielleicht ist es nur ein Zufall oder vielleicht sind Sie übermäßig um meine Genesung besorgt, am wahrscheinlichsten aber ist, dass Sie die Bazookas selbst über die Grenze nach Vietnam bringen wollen.«

»Selbst wenn es so wäre«, sagte Yu, »ginge Sie das wohl kaum etwas an.«

»Ich will Ihnen erklären, warum doch«, sagte Nikolai. »Ich habe Fähigkeiten unter Beweis gestellt, die Ihnen sehr nützlich sein können. Ich spreche fließend Französisch und bin bereits als Waffenhändler in Erscheinung getreten. Außerdem bin ich ein *kweilo*, was mir in den französischen Kolonien gewisse Vorteile verschafft. So weit zu meiner Nützlichkeit. Hier ist mein Angebot: Ich werde die Waffen an die Viet Minh liefern und die Bezahlung als Vergütung meiner geleisteten Dienste behalten. Wenn die Waffen sicher abgeliefert sind, werden Sie mir eine neue Identität und die dazugehörigen Papiere verschaffen. Danach sind wir quitt.

Das schien die perfekte Lösung zu sein, dachte Nikolai. Die Amerikaner würden die Bedingungen seines Deals unfreiwillig erfüllen, indem sie ihm die Bazookas quasi schenkten, und zusätzlich hätte die Aktion den Effekt, dass er damit ihren Interessen schadete.

»Sie schätzen Ihren Wert sehr hoch ein, Mr. Hel.«

»Eine objektive Berechnung.«

Yu starrte ihn an. »Egal, wo Sie in Indochina auftauchen, die Amerikaner werden Sie finden.«

»Eben.«

Yu erklärte sich bereit, über das Angebot nachzudenken.

Die Amerikaner werden mich finden, dachte Nikolai, als Yu den Raum verließ. Nein, wir werden einander finden, und ich werde Haverford wegen seines Verrats zur Rechenschaft ziehen.

Und dann suche ich Solange.

Diamond brütete über der Akte Hel.

Gottverflucht, dachte er. Wie konnte Hel der Falle im Tempel entkommen, und was war mit diesem chinesischen Kung-fu-Wichser, der angeblich so gut sein sollte? So scheiße gut, dass er sich von Hel eine Kugel in den Kopf jagen und den Rest seiner Männer gleich mit abknallen ließ.

Zwei Anschläge auf Hel, dachte er, zwei Fehlschläge. Erst macht er die beiden vermeintlichen Killer in Tokio kalt, dann das Massaker in Peking.

Dreimal daneben und du bist raus, sagte sich Diamond.

Der nächste Versuch muss klappen.

Aber bevor du ihn umbringst, musst du ihn erst mal finden.

»Ködern Sie ihn«, hatte Singleton gesagt.

Der alte Sack hatte gut reden, so einfach war das nicht. Ködern, womit? Woran würde Hel anbeißen?

Diamond widmete sich wieder der Akte, die Singleton von Haverford zurückverlangt hatte. Fang vorne an, sagte er sich.

Fang in Tokio an.

Finde den Köder, so dass dieses arrogante halb-japanische Arschloch endlich nach deiner Pfeife tanzt.

Nikolais Zimmer war hübsch.

Groß, luftig und vollständig aus Holzpfehlern gebaut. Unter den Pfeilern, auf denen es stand, waren Hühner und ein Schwein untergebracht. Nikolai erfuhr, dass er sich am Rande eines buddhistischen Klosters in den Bergen von Wuliang befand, hoch über dem Lekang, und dass in dem nicht weit entfernten Dorf Bouyei lebten, eine ethnische Minderheit, die einen Dai-Dialekt sprach, aber so gut wie kein Han-Chinesisch. Er sah die Menschen durchs Fenster – die Männer trugen schwarze Turbane, die Frauen bunte Kopftücher mit aufgenähten kleinen Silberplättchen.

Es war alles so anders als im tristen Peking.

Als zusätzlichen Trost hatte Yu sämtliche Kleidung und die persönliche Habe von Guibert beschafft und nach Yunnan bringen lassen. Nikolai wusste besonders den Rasierer und den kleinen Reisespiegel zu schätzen und bat eines Morgens um eine Schale heißes Wasser, weil er sich rasieren wollte.

Sein Spiegelbild war ein kleiner Schock. Seine Haut war blass, sein Gesicht gezeichnet, der Bart verlieh ihm das Aussehen eines mit knapper Not überlebenden Lagerhäftlings. Nach der Rasur sah er besser aus und fühlte sich auch so, aber ihm wurde bewusst, dass er regelmäßig essen musste, um wieder gesund zu werden.

»Ich möchte aufstehen«, sagte er.

Der junge Mönch, der ihm das Wasser gebracht hatte, wirkte nervös.

»Xue Xin sagt, frühestens in fünf Tagen.«

»Ist Xue Xin hier?«

Der junge Mönch sah sich auf ulkige Art im Zimmer um.
»Nein.«

»Dann hilf mir bitte aufzustehen.«

»Ich geh fragen.«

»Wenn du fragen gehst«, sagte Nikolai, »werde ich alleine aufstehen, solange du weg bist, und dabei wahrscheinlich hinfallen und sterben. Was wird Xue Xin dann mit dir machen?«

»Er wird mich mit dem Stock schlagen.«

»Siehst du.«

Der Mönch half ihm aus dem Bett. Nikolai belastete vorsichtig sein verletztes Bein. Der Schmerz war grässlich, und fast hätte sein Bein unter ihm nachgegeben, aber der Mönch stützte ihn, und sie gingen gemeinsam einmal quer durchs Zimmer.

Und wieder zurück.

Nachdem sie dreimal hin- und hergegangen waren, war Nikolai erschöpft und der Mönch half ihm wieder ins Bett.

Am nächsten Morgen ging er nach draußen.

Der Spaziergang vom Dorf zum Kloster, anfangs noch unter Schmerzen und sehr langsam, wurde ihm schon bald zur Gewohnheit, mit der er dreimal täglich seine körperliche und geistige Ausdauer trainierte. Wenn er mit unsicheren Schritten über die schmalen, steinernen Wege ging, konzentrierte er sich auf Details – versuchte einzelne Vögel aus der Kakophonie eines Dutzends unterschiedlicher Spezies herauszuhören, ein-

zelne Affen an ihrem unablässigen Geschnatter und ihren Warnrufen zu erkennen, Pflanzen und Ranken unter den Tausenden von Arten in dem üppigen Wald zu unterscheiden.

Der Dschungel forderte das Kloster zurück.

Ranken trieben Risse in die alten Steine, verschluckten Säulen und Stufen, überzogen die Pavillons wie eine geduldige, beständige Flut von Go-Steinen auf einem Brett. Die Buddhasstatuen jedoch spähten mit steinernen Blicken durch die Vegetation, zufrieden in der Gewissheit stetigen Wandels und des unweigerlichen Verfalls alles Körperlichen.

Die täglichen Spaziergänge taten Nikolais Gemüt gut, und mit jedem Tag nahm der Schmerz ab. Seine Kräfte kehrten zurück, bis er wieder entschlossen und zuversichtlich ausschnitt. Auch sein Geist erholte sich, und schon bald dachte er wieder über die Zukunft nach.

Beinahe wäre er über den Mönch gestolpert.

Xue Xin kauerte auf Händen und Knien und schnitt vorsichtig mit einem kleinen Messer die Ranken von dem steinernen Pfad, der zu einem bescheidenen Stupa führte. Der Mönch trug ein schlichtes braunes Gewand, das von einem fast völlig ausgebleichten Gürtel an der Taille zusammengehalten wurde.

Er blickte ihn an und fragte: »Fühlen Sie sich besser?«

»Ja. Danke.«

Xue Xin stand langsam auf und verneigte sich. Nikolai verneigte sich daraufhin ebenfalls tief.

»Sie verneigen sich nicht wie ein Franzose«, sagte Xue Xin.

»Ich bin in China aufgewachsen«, erwiderte Nikolai. »Später in Japan.«

Xue Xin lachte. »Das erklärt alles. Die Japaner verneigen sich furchtbar gerne.«

»Ja, das tun sie«, pflichtete Nikolai ihm bei.

»Möchten Sie helfen?«, fragte Xue Xin.

»Verzeihen Sie mir«, sagte Nikolai, »aber die Aufgabe scheint unmöglich.«

»Nein, gar nicht. Ich schneide täglich die neu gewachsenen Ranken des vergangenen Tages ab.«

»Aber am nächsten Tag wachsen sie wieder nach«, sagte Nikolai. »Dann müssen Sie sie erneut schneiden.«

»Genau.«

Und so half Nikolai Xue Xin bei der nie endenden Aufgabe, den Pfad von Ranken zu befreien. Sie trafen sich jeden Morgen und arbeiteten einige Stunden, dann machten sie eine Pause und tranken Tee, während der Nachmittagsregen niederging. Nikolai erfuhr, dass Xue Xin im Kloster ein angesehener Gast war.

»Ich werde geduldet«, sagte Xue Xin. »Ich arbeite. Und Sie?«

»Ich weiß nicht, ob ich hier Gast oder Gefangener bin«, antwortete Nikolai wahrheitsgemäß, beließ es aber dabei.

»Wie im Leben auch«, schmunzelte Xue Xin. »Sind wir zu Gast oder sind wir Gefangene?«

»So, wie es uns das Leben diktiert, denke ich.«

»Keineswegs«, erwiderte Xue Xin.

»Wie meinen Sie das?«

»Es hat aufgehört zu regnen«, bemerkte Xue Xin, statt auf die Frage zu antworten. Sie gingen hinaus und setzten die Arbeit an dem Pfad fort.

Am nächsten Tag bemerkte Xue Xin: »Sie attackieren die Ranken, als wären sie Ihre Feinde.«

»Sind sie das denn nicht?«

»Nein, sie sind Ihre Verbündeten«, antwortete Xue Xin. »Ohne die Ranken hätten Sie keine Aufgabe, Sie könnten sich nicht nützlich machen.«

»Dann hätte ich eine andere Aufgabe«, entgegnete Nikolai ungehalten.

»Und würden gegen andere verbündete Feinde angehen«, sagte Xue Xin. »Es ist immer dasselbe, mein asiatisch-westlicher Freund. Aber meinetwegen, wenn Sie sich dadurch besser fühlen, greifen Sie an, attackieren Sie.«

An jenem Abend, als er einsam und alleine in seinem *kang* lag und Solange vermisste, litt Nikolai unter einer Krise des Geistes und der Seele. Durch seine Kindheit und Jugend war er mit den Grundsätzen der buddhistischen Philosophie vertraut – nur Unkundige würden von einer Religion sprechen oder Buddha als Gott bezeichnen – und wusste, dass Leid durch Bindungen entsteht, dass wir Gefangene unserer Sehnsüchte und Wünsche sind und durch sie dem endlosen Kreislauf von Leben, Tod und Wiedergeburt verhaftet bleiben. Er wusste, dass diese Sehnsüchte uns nach buddhistischem Glauben zu negativen Handlungen verleiten – Sünden, wenn man so will –, die schlechtes Karma ansammeln, welches wiederum im Verlauf mehrerer Leben abgegolten werden muss, und dass uns nur die Erleuchtung aus diesem Gefängnis befreien kann.

Er stand auf, nahm seine Taschenlampe und suchte Xue Xins Zelle auf. Der Mönch saß im Lotussitz und meditierte.

»Wollen Sie im Mondschein Ranken schneiden?«, fragte Xue Xin. »Tun Sie das, aber bitte ohne mich.«

»Ich möchte meine Freiheit.«

»Dann schneiden Sie Ranken.«

»Das überzeugt mich nicht«, erwiderte Nikolai. »Ich erwarte da schon mehr von Ihnen als zen-buddhistische Rätsel.«

Xue Xin schlug die Augen auf. »Sie leiden?«

Nikolai nickte.

Der Mönch stieß einen tiefen Atemzug aus, als würde er seine Meditation nur widerwillig beenden, und sagte: »Setzen Sie sich. Sie können keine Erleuchtung finden, Sie können sich nur öffnen, so dass die Erleuchtung Sie finden kann. Das ist *satori*.«

»Warum haben Sie den Begriff damals in Peking als Codewort gewählt?«, fragte Nikolai.

»Sie mussten die Dinge so sehen, wie sie wirklich waren«, erwiderte Xue Xin. »Sonst wäre Ihnen nicht zu helfen gewesen.«

»Wenn man *satori* nicht finden kann, wie ...«

»Vielleicht liegt es in einem Regentropfen«, fuhr Xue Xin fort, ohne auf die Frage einzugehen, »dem entfernten Klang einer Flöte, dem Fallen eines Blattes. Natürlich muss man bereit dafür sein, sonst wird der Moment unbemerkt vergehen. Aber wenn Sie bereit sind, die Augen offen zu halten, werden Sie es sehen und plötzlich alles verstehen. Dann werden Sie wissen, wer Sie sind und was Sie tun müssen.«

»*Satori*.«

»Satori«, wiederholte Xue Xin. Und setzte hinzu: »Wenn unsere Gedanken uns gefangenhalten, dann ist es doch nur naheliegend, dass sie uns auch befreien können.«

Am darauffolgenden Morgen kam Yu zu ihm.

Die Chinesen nahmen sein Angebot an.

94

Normalerweise folgten Waffenlieferungen von China nach Vietnam einer Route durch Lang Son, dann über die Grenze und direkt nach Nordvietnam hinein, erklärte Yu, wo die Viet Minh in den bergigen Dschungelgebieten über sichere Rückzugsorte verfügten.

Aber diesen Weg würden sie nicht nehmen.

Die Bazookas wurden im Süden gebraucht, nicht im Norden.

»Für diese Informationen würden unsere Feinde eine Menge Geld bezahlen«, sagte Yu.

Allerdings, dachte Nikolai. Seit den letzten katastrophalen Kampfhandlungen im Süden hatten die Viet Minh ihre Aktivitäten auf den Norden beschränkt. Aber jetzt planten sie offenbar, ausgerüstet mit neuen Waffen, erneut eine Front im Süden zu eröffnen.

Die Viet Minh im Norden wurden von den Sowjets beherrscht, die im Süden waren unabhängig oder hatten sich mit China verbündet. Mit einer erfolgreichen Südoffensive würden die Karten, geopolitisch betrachtet, in ganz Asien neu gemischt werden.

Yu spielte riskant.

Da die Waffen zu den Einheiten der Viet Minh im Süden gelangen mussten, blieb nur eine einzige mögliche Route: über den Lekang nach Laos.

Das war keine leichte Aufgabe, erklärte er. Der Lekang floss durch tiefe Schluchten mit tosenden Stromschnellen und scharfkantigen Felsen, an denen ein Bootsrumpf zerschellen konnte wie eine Eierschale. Bis zum Südteil der Stadt Luang Prabang, mitten in Laos, war der Fluss nur unter großer Gefahr zu befahren.

Auch Luang Prabang selbst war problematisch. Dort würden sie die Boote wechseln müssen, um die Reise fortsetzen zu können, und in der Gegend wimmelte es nur so vor Spionen und Sondereinsatzkräften der Franzosen.

Und dann gab es noch die Binh Xuyen.

»Was sind die Binh Xuyen?«, fragte Nikolai.

»Piraten«, erwiderte Yu.

»Piraten?«, wiederholte Nikolai. In seinen Ohren klang das ziemlich anachronistisch.

Die Binh Xuyen, ursprünglich Flusspiraten aus dem riesigen Sumpfgebiet Rung Sat im Süden Saigons, waren heute Opiumhändler und kontrollierten praktisch die ganze Stadt. Ihr Anführer, ein ehemaliger Sträfling namens Bay Vien, hatte anfänglich die Viet Minh unterstützt, dann aber die Seiten gewechselt, und war jetzt ein enger Verbündeter des Marionettenkaisers Bao Dai und dessen französischer Herren. Im Gegenzug kontrollierte Bay Vien Drogenhandel, Glücksspiel und Prostitution in Saigon und kaufte von seinem auf diese Weise angehäuften Vermögen moderne Waffen und Ausrüstung.

»Das ist Saigon«, sagte Nikolai. »Was hat Bay Vien mit Laos zu tun?«

»Von dort kommt das Opium«, entgegnete Yu.

Früher waren es die Viet Minh, die das Rohopium in den Bergen östlich von Luang Prabang gekauft und weiterverkauft hatten, um von dem Erlös Waffen zu besorgen. Doch durch Bestechung, Einschüchterung und Attentate hatten die Binh Xuyen mittlerweile die Kontrolle über den Opiumhandel in Laos an sich gerissen.

In Luang Prabang wimmelte es nur so von Binh Xuyen. Yu fuhr fort: »Ein Agent der Viet Minh wird Sie dort treffen und nach Vietnam geleiten.«

Nikolai bemerkte den Übergang zur zweiten Person singular und erwähnte dies.

»Deshalb sind wir auf Ihre Dienste angewiesen«, sagte Yu. »Meine Vorgesetzten haben entschieden, dass wir das Risiko nicht eingehen können, dass ich auf französischem Gebiet festgenommen werde.«

Er erklärte Nikolai, wie man ihn in Luang Prabang und später in Saigon kontaktieren würde, und fuhr mit der Unterweisung fort.

In Laos wurde der Lekang zum Mekong und floss weiter durch Kambodscha in das Mekong-Delta von Vietnam. Das Delta würde eine Herausforderung werden – dort würde er sich an den Patrouillen der französischen Armee und der Fremdenlegion vorbei einen Weg durch ein Labyrinth aus Blockhäusern und Befestigungsanlagen bahnen müssen.

Schlimmer noch, im Mekong-Delta patrouillierten bewaffnete Milizen, die sich mit den französischen Besatzern verbündet hatten.

»Wo liefere ich die Waffen ab?«, fragte Nikolai.

»Das wissen wir nicht.«

»Das macht es schwierig.«

Yu erklärte: »In Saigon wird man Ihnen mitteilen, wo Sie einen Viet-Minh-Agenten mit dem Codenamen Ai Quoc treffen werden, um ihm die Waffen zu übergeben. Quoc ist einer der meistgesuchten Männer des Landes und lebt sehr versteckt. Er hat Dutzende von Attentaten überlebt, und die Franzosen haben eine hohe Belohnung auf ihn ausgesetzt. Sie werden seinen Aufenthaltsort erst im allerletzten Moment erfahren.«

Nikolai ging in Gedanken noch einmal die Hindernisse durch – der Fluss, die Binh Xuyen, die Franzosen, ihre vietnamesischen Milizen und dann die Suche nach dem schwer fassbaren Ai Quoc.

»Im Prinzip«, sagte er, »handelt es sich also um ein Selbstmordkommando.«

»So könnte man es betrachten«, antwortete Yu. »Wenn Sie es sich anders überlegen wollen, noch ist Zeit dafür.«

»Das will ich nicht.«

»Schön.«

»Dann haben wir eine Vereinbarung?«, fragte Nikolai.

Yu schüttelte ihm die Hand.

Nikolai fand Xue Xin bei seiner täglichen Arbeit, dem Zurückschneiden der Ranken.

»Ich bin gekommen, um mich zu verabschieden«, sagte Nikolai.

»Wohin gehen Sie?«

»Ich bin nicht sicher«, antwortete Nikolai, fand dann aber, dass er ihm eine bessere Antwort schuldig war.

»Mein *satori* suchen.«

»Und wenn Sie's nicht finden?«

»Dann werde ich die Augen offen halten«, erwiderte Nikolai.

»Wir werden uns wiedersehen«, sagte Xue Xin. »In diesem Leben oder in einem anderen.«

Nikolai spürte ein Gefühl in sich aufwallen, das er seit dem Tod von General Kishikawa nicht mehr gespürt hatte. »Ich kann Ihnen nicht sagen, wie viel Sie mir bedeutet haben.«

»Das müssen Sie auch nicht«, sagte Xue Xin. »Ich weiß es.«

Nikolai kniete nieder und verneigte sich, berührte den Boden mit der Stirn. »Danke. Sie sind mein Lehrer.«

»Und Sie meiner«, sagte Xue Xin.

Dann ging der Mönch wieder auf die Knie und fuhr mit seiner Arbeit fort, gelassen in dem Wissen, dass Nikolai Hel über sein Schicksal entschieden hatte.

Wir werden uns wiedersehen, dachte er.

95

Yu hatte die Kisten mit den Waffen der Obhut eines örtlichen Bataillonskommandeurs übergeben.

Oberst Ki hing der Bauch über den Gürtel, ein Zeichen dafür, dass es das Leben in den abgelegenen Bergen von Yunnan gut mit ihm meinte. Er lud Yu und Nikolai zu einem ausgezeichneten Mittagessen aus Fisch, Gemüse und Reis ein, das von einem Bediensteten serviert wurde, dem bei jedem Gericht, das er auftrug, sichtlich das Wasser im Munde zusammenlief.

»Ich übernehme eine Abteilung Ihrer Soldaten«, sagte Yu zu Oberst Ki, »und wir werden auch ein paar einheimische Träger brauchen.«

»Nach Lang Son?«

»Zum Fluss«, erwiderte Yu. »Wir nehmen sie von dort mit.«

»Vielleicht«, sagte Ki, »haben Sie die Bedeutung von ›Le-kang‹ im Chinesischen missverstanden.«

»Der Name bedeutet ›aufbrausendes Wasser‹«, entgegnete Nikolai.

»Aufbrausend ist sehr vorsichtig formuliert«, bemerkte Ki mit einem Gesichtsausdruck voller Mitgefühl, mit dem man einen Bekannten ansieht, der peinlicherweise gerade offenbart hat, dass er an einer tödlichen Krankheit leidet. Aber es gab Geld zu scheffeln. »Für ein geringes Entgelt kann ich Boote beschaffen.«

»Ich habe bereits Boote besorgt.«

Ki verfluchte innerlich die Flussleute, die ohne seine Erlaubnis einzuholen oder ihm einen Anteil abzutreten ihre Dienste verkauft hatten. Wie hatte ein solcher Handel ohne sein Wissen überhaupt über die Bühne gehen können?

»Eine Eskorte vielleicht? Bis zum Fluss sind es vier Tagesmärsche, und trotz der heldenhaften Bemühungen der Partei gibt es in den Bergen immer noch Banditen.«

»Banditen?«

»Schlechte Menschen«, sagte Ki und schüttelte den Kopf.
»Sehr schlechte Menschen.«

Die Träger schleppten die schweren Kisten mit Hilfe von Bambusstangen den steilen und nach den jüngsten Regenfällen matschigen und glitschigen Bergpfad hinunter. Die kurzen Beine und langen Oberkörper der Bouyei verschafften ihnen einen Vorteil gegenüber Nikolai, der jeden Schritt in seinen ohnehin geschundenen Knien und Knöcheln spürte. Während der Aufstieg aus dem Tal zermürend war, war der Abstieg ins nächste Tal einfach nur schmerzhaft, und Nikolai beschloss, dass die Route ihrem Beinamen »Drachenschweif« mehr als gerecht wurde.

Sie folgten diesem Weg nun schon seit drei Tagen und hatten noch einen weiteren Tag vor sich, bevor sie den Fluss und die Boote erreichen würden.

Die Soldaten, die Yu befehligte, gingen voran und sicherten die Flanken. Einige hatten chinesische PPSch über den Schultern hängen, andere trugen beschlagnahmte amerikanische M1-Gewehre. Tagsüber während der Pausen und nachts im Lager versammelte Yu die Soldaten, um sie in marxistischer Theorie und maoistischer Philosophie zu unterrichten.

Kommunismus, dachte Nikolai. Er verspricht Reichtum für alle und macht in Wirklichkeit alle nur gleich arm.

Als sie tagsüber rasteten, nahm Nikolai ein Päckchen Zigaretten, schüttelte zwei heraus und bot Yu eine an.

»Französische«, bemerkte Yu. »Ich glaube, die sind sehr gut.«

»Nehmen Sie eine«, sagte Nikolai. »Sie dürfen sich ruhig den ein oder anderen bourgeoisen Luxus leisten.«

Ein Mann braucht ab und zu einen Hauch von Sünde, dachte Nikolai, sonst ist er kein richtiger Mann. Yu akzeptierte die angebotene Zigarette mit wohligh schuldbewusstem Gesichtsausdruck. Nikolai zündete sie für ihn an, und Yu nahm einen tiefen Zug. »Sehr gut. Danke.«

»Keine Ursache.«

Yu nahm noch zwei weitere kurze, disziplinierte Züge, drückte die Zigarette dann vorsichtig auf dem Boden aus und steckte sich den Stummel in die Hemdtasche, die er anschließend zuknöpfte.

Nikolai dachte an Solange und vermisste sie.

»Haben Sie ein Mädchen zu Hause?«, fragte er Yu.

»Als Revolutionär«, erklärte Yu, »fehlt mir die Zeit für bürgerliche Konventionen wie die romantische Liebe.«

»Also gibt es jemanden.«

Yu gestattete sich ein schüchternes Lächeln. »Sie ist auch Revolutionärin. Vielleicht, eines Tages, wenn die Revolution etabliert ist ... und Sie?«

»Ja. Eine Französin.«

»Und Sie denken an sie.«

»Ja.«

Nach drei Jahren Gefängnis, dachte Nikolai, hätte er sich eigentlich an die Einsamkeit gewöhnt haben müssen. Seine

Rückkehr in ein Leben voller Gefühle war nicht nur ein Segen. Aber ja, er dachte an Solange.

Zu oft und doch nicht oft genug.

Er machte den nächsten schmerzhaften Schritt den Berg hinab.

Sie übernachteten in einem taoistischen Kloster auf einer kleinen Anhöhe längsseits des Pfads. Die Aussicht war hervorragend, das Essen weniger, denn es bestand nur aus Reisbrei mit kleinen Brocken Gemüse und Fisch. Aber Nikolai aß gierig und stand dann am Rande eines Steinpavillons, um die Mönche bei der Ausübung ihrer Kung-fu *kata* zu beobachten, die er als die klassische *hung-gar*-Form »Tiger und Kranich« erkannte.

Schön und zweifellos tödlich, dachte er, wenngleich weniger effektiv als *hoda korosu*. Das war der gravierendste Unterschied zwischen der chinesischen und der japanischen Kampfkunst – Erstere basierte hauptsächlich auf komplizierten Bewegungsabfolgen, während man sich bei Letzterer auf einen schnellen, direkten und tödlichen Schlag konzentrierte.

Nikolai sann darüber nach, welche von beiden wohl die Überlegene war und entschied sich in puncto Schönheit für die chinesische, wenn es jedoch darum gehen sollte, jemanden zu töten, für die japanische.

Auf der anderen Seite des Pavillons paukte Yu mit seinen Schülern die kommunistischen Lehren. Eines seiner Opfer, ein dummer Bauernjunge namens Liang, starrte verträumt ins Bambusdickicht und wünschte zweifellos, er könne dort Zuflucht suchen. Aber Liang war so etwas wie Yus Schoßhündchen und blieb deshalb gutmütig sitzen, als würde er sich

ernsthaft für den Unterricht interessieren. Yu setzte große, wenn auch deplatzierte Hoffnungen in ihn.

Noch einen Tag auf dem Drachenschweif, dachte Nikolai. Am späten Nachmittag würden sie dann den Fluss erreichen und ihre Fracht auf die wartenden Boote laden. Nach dem beschwerlichen Fußmarsch würde das Wasser eine schöne Abwechslung sein.

Er ging zurück zu der Kammer, die man ihm zugewiesen hatte. Es war ein kleiner Raum mit einem einzelnen *kang*, dem traditionellen chinesischen Bett, das mit dünnen Moskitonetzen verhangen war. Jemand war bereits hereingekommen, hatte eine Laterne angezündet und eine Kanne mit heißem Wasser sowie eine alte Porzellantasse für die Zubereitung des Tees gebracht.

Aber Nikolai sehnte sich mehr nach Ruhe als nach der anregenden Wirkung des starken grünen Tees aus dem Süden, und so entledigte er sich seiner Kleider, legte sich auf das *kang* und streckte sich aus. Er schloss die Augen und meldete seinem Gehirn, dass er sich fünf Stunden Schlaf gestatten würde, denn er wollte lange vor Sonnenaufgang aufwachen, um sicherzugehen, dass die Karawane sich zeitig wieder in Bewegung setzte.

Nikolais Proximitätssinn weckte ihn noch vor seiner inneren Uhr.

Die beiden Männer rochen nach billigem chinesischem Tabak. Ihre schweren Schritte ließen deutlich erkennen, dass sie Banditen waren, keine Profikiller – sie versuchten, leise zu gehen, agierten dabei aber ungeschickt und durchschaubar. Amateure glauben, man müsse sich langsam bewegen, um leise zu

sein, während Profis wissen, dass gerade das Gegenteil der Fall ist, und sich mit raschen, leichten Schritten vorwärtsbewegen.

Nikolai zwang sich, ruhig liegen zu bleiben, und schätzte die Entfernung zum ersten Banditen, dessen langsame, schwere Schritte über den Holzboden knarnten. Wenn sie Schusswaffen hätten einsetzen wollen, hätten sie es bereits getan, aber offensichtlich wollten sie Lärm vermeiden, um nicht zum Hauptangriff übergehen zu müssen, bevor sie die Anführer ausgeschaltet hatten. Er würde es also mit einem Schwert, einem Messer oder einer Axt zu tun bekommen, vielleicht auch einer Schlinge, wahrscheinlicher aber mit einer scharfen Klinge, die das Moskitonetz durchtrennen und ihnen die zusätzliche Sekunde ersparen würde, um es zu öffnen.

Also war Zeit genug für *hoda korosu*.

Er fuhr langsam mit der Hand an seinem *kang* entlang, tastete nach der Tasse und ließ sie neben sich unter der dünnen Bettdecke verschwinden. Leise zerbrach er die Tasse in der Hand, bis er merkte, wie ihm das Blut über die Handinnenfläche rann, dann klemmte er eine scharfkantige Scherbe zwischen Daumen und Zeigefinger.

Er wartete.

Plötzlich waren keine Schritte mehr zu hören, und Nikolai spürte, dass einer der Banditen innehielt und mit dem Arm ausholte.

Nikolai zog die Scherbe horizontal mit der Rückhand über die Kehle des Banditen und schlitzte sie auf. Der Messerarm klappte in einem schlaffen, wirkungslosen Bogen herunter, dann fiel der Bandit, der seine Kehle vergebens mit der linken Hand umklammerte, auf Nikolais Pritsche.

Der zweite Bandit beging den fatalen Fehler, näher zu treten und nach seiner Pistole im Gürtel zu greifen, als Nikolai von der Pritsche aufsprang, die schwere Metallkanne packte und wie einen Knüppel herumschwang. Die Schädeldecke des Mannes brach mit einem widerlichen Knacken. Nikolai beugte sich über ihn, nahm die Pistole und trat hinaus ins Freie.

Rotes Mündungsfeuer zerriss die seidene Schwärze der Nacht.

Yu, nur mit einer Hose bekleidet, stand mit einer Pistole in der Hand da und versuchte Ordnung in die Horde aufgeschreckter Männer zu bringen.

Nikolai hörte das Rattern der Gewehrfeuer und spürte den Luftzug im Gefolge der vorbeizischenden Kugeln. Er hatte Bombardierungen, Prügel und Auseinandersetzungen Mann gegen Mann erlebt, aber das war seine erste Schießerei, und er empfand sie als sehr chaotisch. Die Banditen hatten sich einen guten Augenblick für ihren Angriff ausgesucht – die Stunden des tiefsten Schlafs vor dem Morgengrauen –, und auch deshalb hatte der Kampf etwas von der surrealen Qualität eines Wachtraums.

Die Kugeln allerdings waren real, und Nikolai hörte den dumpfen Einschlag des Geschosses, das den Soldaten neben ihm traf. Der Junge griff an das Loch in seinem Bauch und sah Nikolai mit einem Ausdruck gekränkten Erstaunens an, als wollte er fragen, ob ihm dies wirklich passierte, dann schrie er auf vor Schmerz. Nikolai ließ ihn so sanft wie möglich zu Boden gleiten. Der Junge würde sterben, und es gab nichts, was er dagegen tun konnte.

Er konnte nur versuchen, die Fracht zu retten.

Nikolai tauschte seine Pistole gegen das Gewehr des Soldaten und ging weiter.

Yu schickte Männer zu den Kisten, die im zentralen Pavillon des Klosters untergestellt waren. Einige der Wachen waren bereits geflohen, zwei lagen tot auf ihren Posten, während drei weitere hinter den Kisten kauerten und auf das Bambusdickicht gegenüber des Pavillons zielten, aus dem die Schüsse kamen. Sie standen unter schwerem Beschuss, und es war absehbar, dass sie nicht mehr lange würden standhalten können.

Yu wollte quer durch den Pavillon auf die Kisten zulaufen, aber Nikolai hielt ihn zurück. Es wäre tapfer, aber sinnlos gewesen, die drei Soldaten auf ihrem isolierten Posten zu verstärken. Wir würden uns nur zu Zielscheiben machen, dachte Nikolai, wären zusätzliche Steine auf einer Position, die sowieso geopfert werden musste und die schon bald vom Brett verschwinden würde. Besser war es, eine neue Position zu schaffen und den Banditen etwas zum Nachdenken zu geben.

Nikolai kauerte hinter einer Steinbank am Rande des Pavillons. Er wartete, bis er Mündungsfeuer im Bambus entdeckte, schoss und hörte gleich darauf einen Mann vor Schmerz aufschreien. Yu tat es ihm gleich, mit demselben Ergebnis.

Die Schüsse jenseits des Bambus verebbten, als die Banditen berieten, wie mit der neuen Situation umzugehen sei.

Nikolai nutzte die Pause, um sich bäuchlings am Pavillon entlang zu einer Bank an dessen Längsseite zu bewegen. Es war besser, wenn die Banditen sich eine Taktik für eine Situation überlegten, die sich schon wieder geändert hatte.

Go ist ein Spiel, das ständig im Fluss bleibt.

Einen weiteren Moment lang herrschte Stille, dann traf Kugelhagel die Steinbank, deren Schutz Nikolai gerade verlassen hatte. Yu presste sich flach auf die Steine und überstand so den Angriff, aber der Beschuss zwang ihn, in Deckung zu bleiben, während ein Dutzend oder mehr Banditen aus dem Bambus heraus auf die Kisten zustürmten.

Nikolai, der sich nun an der Flanke befand, hatte wenig Mühe, den Anführer der Banditen mit dem ersten Schuss zu erledigen, verfehlte jedoch den zweiten und musste erneut feuern. Er traf auch den nächsten Mann, doch die Banditen im Bambus reagierten rasch und richteten ihre Gewehre nun auf ihn. Nikolai machte sich so flach wie möglich, und die Kugeln zischten über ihn hinweg.

Dann holte er tief Luft, stieß sich mit Händen und Fußballen ab und sprang über die Bank.

Die Szene vor ihm, einzig vom Mündungsfeuer beleuchtet, wirkte wie ein Film in einem heruntergekommenen alten Kino mit quietschendem Projektor. Bruchstückhaft nahm Nikolai das Handgelenk bei den Kisten wahr – ein Bayonetthieb, eine Pistole aus geringer Entfernung abgefeuert, der klaffende Mund eines verwundeten Mannes. Er stürzte sich hinein und feuerte, bis er keine Munition mehr hatte. Dann benutzte er das Gewehr wie eine alte chinesische Waffe – eine scharfe Klinge an einem Ende, ein stumpfer Kolben am anderen. Er schlug und stieß, duckte sich und wich aus, ohne nachzudenken gehorchte er allein seinem Instinkt, den er durch ständiges Training verfeinert hatte.

Aber die Banditen waren einfach zu zahlreich. Selbst der geübteste Go-Spieler wird seine wenigen isolierten weißen Steine gegen eine Flut von schwarzen verlieren.

Es war unausweichlich.

Stirb mit Würde.

Hai, *Kishikawa-sama*.

Die Kirschblüten von Kajikawa trieben vor seinem geistigen Auge vorbei, als er sich an seinen Spaziergang mit dem General vor langer Zeit erinnerte. Kishikawa hatte sich auf die wunderschönen Blüten konzentriert, um sich auf seinen Tod vorzubereiten.

Dann sah Nikolai durch die zuckenden Blitze hindurch eine Reihe braungewandeter Mönche mit Bambusstöcken in den Händen auf den Pavillon zukommen.

Es gab ein wildes Durcheinander aus Bambus, einen *taifung*, nur dass die Regentropfen hölzern waren und auf Fleisch und Knochen trafen. Und dann war es auch schon wieder vorbei, wie ein vorüberziehender Sturm. Die überlebenden Banditen flohen zurück in den Wald.

Ohne die kostbare Fracht.

Aber sechs Soldaten und ein Mönch hatten ihr Leben verloren, und andere waren verwundet.

Nikolai hockte neben der Leiche eines Banditen. Yu hielt eine Laterne hoch, und sie betrachteten gemeinsam das Gesicht des Toten. Es dauerte einen Moment, doch dann erkannte Nikolai ihn ... der Bedienstete, der Oberst Ki das Mittagessen serviert hatte.

Du warst unachtsam und dumm, sagte sich Nikolai. »Michel Guibert« hat den Hinterhalt nicht durchschaut. Nikolai Hel wä-

re das nicht passiert. Er beschloss, einen Teil seines wahren Ichs beizubehalten, egal welcher Tarnung er sich in einer Situation bediente.

Im Laternenlicht wischten die Mönche das Blut auf.

Nikolai fand den Abt, verneigte sich tief und entschuldigte sich dafür, Gewalt in das Kloster gebracht zu haben.

»Das waren nicht Sie«, erwiderte der Abt, »sondern die anderen.«

»Trotzdem, ich habe den Anlass geliefert.«

»Und deshalb werde ich Sie bitten, beim ersten Licht zu gehen und nie wieder zurückzukehren.«

Nikolai verneigte sich erneut. »Darf ich riskieren, Ihnen eine möglicherweise unverschämte Frage zu stellen?« Da der Abt nickte, fragte Nikolai: »Ich dachte, Sie wären Pazifisten. Weshalb ...«

»Buddhisten sind Pazifisten«, antwortete der Abt. »Wir sind Taoisten. Wir verzichten auf Gewalt, es sei denn, sie ist notwendig. Gastfreundschaft gehört zum Auftrag unseres Ordens. Deshalb waren wir gezwungen, uns zwischen zwei einander ausschließenden Zielen zu entscheiden – dem Wunsch, anderen nicht zu schaden, und unserem Schwur, unseren Gästen Zuflucht zu bieten. In diesem Fall haben wir uns für Letzteres entschieden.«

»Sie kämpfen gut.«

»Wenn man sich für den Kampf entscheidet«, erwiderte der Abt, »hat man auch die Pflicht, gut zu kämpfen.«

Nikolai fand Yu in seiner Kammer, wo er wütend sein Zeug in einen Rucksack stopfte.

»Das waren Ihre eigenen Männer«, sagte Nikolai.

»Ich weiß.«

Sein Gesicht wirkte bereits deutlich weniger unschuldig. Nikolai hatte Mitgefühl, was ihn aber nicht davon abhielt, die notwendige Frage zu stellen. »Wie kann ich Ihnen jetzt noch vertrauen?«

Yu führte ihn aus dem Kloster hinaus an eine breite Stelle des Pfads, wo ein Soldat mit einem Seil um die Brust an einen Baumstamm gefesselt stand.

Es war Liang. Blut rann ihm aus der Nase, und eine violette Beule schwoll unter seinem Auge an. Er war geschlagen worden.

»Er war einer der Wächter«, sagte Yu angewidert. »Der Einzige, der überlebt hat. Er behauptet, er sei eingeschlafen, aber ich vermute, er hat die Banditen absichtlich hereingelassen. So oder so hat er sich schuldig gemacht. Die Mönche wollten mir nicht erlauben, ihn im Kloster hinzurichten, deshalb habe ich ihn hierhergebracht.«

»Sie sollten ihn überhaupt nicht hinrichten.«

»Er hat seine Pflicht nicht erfüllt, das ist das mindeste, was ihm vorzuwerfen ist.«

»Wir haben unsere Pflicht auch nicht erfüllt«, sagte Nikolai.
»Wir hätten besser vorbereitet sein müssen.«

»Ihn trifft die Schuld am Tod seiner Genossen«, beharrte Yu.

»Auch dieser Vorwurf trifft uns ebenfalls«, warf Nikolai ein.
»Menschen sind nicht perfekt.«

»Aber der neue Mensch muss es sein«, erwiderte Yu. »Zumindest perfekt in der Ausübung seiner Pflicht.«

Nikolai betrachtete Liang, der vor Kälte und Angst zitterte. Und wir debattieren hier über Philosophie, dachte Nikolai. Das ist grausam. Er versuchte es noch einmal. »Vielleicht hat er seine Pflicht gegenüber Ki erfüllt.«

»Seine Pflicht besteht gegenüber dem Volk.«

»Er ist das Volk, Yu.«

Als Reaktion darauf zog Yu seine Pistole aus dem Holster und drückte Liang den Lauf an den Kopf. Seine Hand zitterte, während der Junge heulte und um sein Leben flehte.

Yu drückte ab.

»Jetzt wissen Sie«, sagte er, »dass Sie mir vertrauen können.«

96

Diamond fand sie in Vientiane auf dem Platz vor dem Patou Xai.

Trotz der laotischen Türmchen erinnerte das Denkmal ihn ein kleines bisschen an den Arc de Triomphe. Solange dachte dasselbe.

»Es erinnert mich ein bisschen an Zuhause«, sagte sie. »In Montpellier haben wir ein ähnliches Denkmal.«

»Was machen Sie in Laos?«, fragte Diamond.

»Ich suche Arbeit, Monsieur«, antwortete sie. »Was machen Sie in Laos?«

»Ich suche Sie.«

»Ah, wie schön. Dann haben Sie Ihre Aufgabe ja schon erledigt, *non?*«

»Sie Ihre vielleicht auch«, sagte Diamond. Er war sofort eifersüchtig auf Nikolai Hel. Der Gedanke, dass der arrogante Wichser mit dieser unbeschreiblich schönen Kreatur geschlafen hatte, trieb ihn zur Weißglut.

»Wie kann das sein?«, fragte sie.

»Vielleicht haben wir was für Sie«, sagte er.

»Wir?«, fragte sie mit ebenso sarkastischem wie aufreizendem Tonfall. »Sie meinen ›wir, die Amerikaner‹.«

»Natürlich.«

»Normalerweise verhandle ich mit Monsieur Haverford«, sagte sie.

Sie sprach es »Ewärföhr« aus, was Diamond unglaublich erregend fand. »Er ist anderweitig beschäftigt und hat mich geschickt. Ich bin Mr. Gold.«

Ihr Lächeln war sinnlich, ironisch und provozierend. »Wirklich?«

»Nein.«

Sie traten aus dem Park heraus auf die Lane Xang.

»Woran denken Sie, Monsieur Gold?«, fragte sie.

Diamond erzählte es ihr und setzte anschließend hinzu: »Ich denke, die Aufgabe wird Ihnen gefallen. Könnte außerdem sehr lukrativ sein. Saigon hat ja doch viel mit Frankreich gemeinsam, nicht wahr?«

»In mancher Hinsicht ist das so.«

»Wie lautet Ihre Antwort?«

»*Pourquoi pas?*«

»Was heißt das?«

Sie richtete die ganze Macht ihrer grünen Augen auf ihn und lächelte.

»Warum nicht?«

»Gut«, sagte Diamond mit zugeschnürter Kehle. »Gut. Äh, brauchen Sie ein Taxi? Wo wohnen Sie?«

»Im Manoly«, antwortete sie. »Ich gehe zu Fuß, danke.«

»Darf ich Sie begleiten?«

Sie blieb stehen und sah ihn an. »Welche Frage stellen Sie mir jetzt genau, Monsieur Gold?«

»Ich denke, das wissen Sie«, erwiderte Diamond und machte sich Mut mit dem Gedanken, dass die Frau immerhin in dem Ruf stand, eine hervorragende Hure zu sein. »Ich meine, Sie hätten erwähnt, auf der Suche nach Arbeit zu sein.«

Sie lachte. »Ah! Aber so dringend ist es nicht.«

Sie trafen noch rasch die notwendigen Verabredungen für ihre Abreise nach Saigon, danach ging er alleine weiter und hasste sie.

Aber die Hure wird ihren Zweck erfüllen, dachte er. In der Akte stand, Hel habe sich in sie verliebt und plane, zu ihr zurückzukehren. Gut – wenn der Hurensohn noch lebt, wird er sie in Saigon suchen.

Und ich habe dort gute Beziehungen.

Solange versicherte sich, dass ihr der widerliche Amerikaner nicht folgte, kehrte in ihr Hotel zurück und trank einen Pfefferminztee in der Ruhe des schattigen Gartens.

Saigon, dachte sie.

Na schön, dann eben Saigon.

Nikolai war immer noch nicht aufgetaucht, und sie musste sich darauf gefasst machen, dass er es wahrscheinlich auch nicht mehr tun würde. Männer sterben und Männer verschwinden, und die Frauen müssen sich um sich selbst kümmern. Dieser abscheuliche »Gold« hatte Recht, Saigon war eine angenehme Stadt und in gewisser Weise wirklich sehr französisch.

97

Sie erreichten den Fluss am späten Nachmittag.

Nikolai musste sich eingestehen, dass er ziemlich geschockt war.

Er hatte den Lekang zu Beginn des Winters auf seinem niedrigsten Stand erwartet. Trotzdem strömte er jetzt sogar am Kieusufer, wo die Flöße warteten, jenseits der gefährlichen Strudel rasend schnell und zornig dahin.

Das Tosen der Wassermassen, die sich flach über die Felsen schoben, war beeindruckend, ja einschüchternd, doch für Verzagtheit blieb keine Zeit. Nikolai befürchtete, Ki könne hier, wo man sie auf dem schmalen Uferstreifen ohne jede Deckung mühelos in die Enge treiben könnte, einen weiteren Angriffsversuch unternehmen. Er war froh, dass Yu zwei seiner »wahren Gläubigen« am Pfad postiert hatte.

»Wir müssen aufladen«, sagte er zu ihm.

Yu brüllte Befehle, und seine Soldaten halfen den Trägern, die Kisten zu den Flößen zu schleppen, wo die Bootsleute sie

festzurten. Deren Chef, ein untersetzter Tibeter mittleren Alters mit einer Zigarette im Mundwinkel, trat an Nikolai heran.

»Bist du Guibert?«, fragte er auf Englisch mit einem amerikanischen Akzent, den Nikolai aus den Jahren seiner Gefangenschaft nur allzu gut kannte, denn die amerikanischen Wärter hatten sich in derselben Sprache unterhalten, die sie als ihre Muttersprache bezeichneten.

»Das bin ich.«

»Hab unterwegs zwei Männer verloren.«

»Sie werden in ein gutes Leben wiedergeboren werden.«

Der Bootsmann zuckte ob der Vorstellung von Wiedergeburt gleichgültig mit den Schultern. Im Moment hatte er mit diesem Leben schon mehr als genug zu tun.

»Ich bin Tasser.«

Er bot ihm nicht die Hand an.

»Michel Guibert.«

»Weiß ich. Hast du Geld?«

»Ja.«

»Her damit.«

»Die Hälfte jetzt«, sagte Nikolai, »die andere, wenn wir in Luang Prabang sind.«

Tasser schnaubte abfällig und betrachtete den tosenden Fluss. »Ich will den Schotter jetzt. Vielleicht schaffen wir's nicht bis Luang.«

»Es ist deine Aufgabe, dafür zu sorgen, dass wir es schaffen«, sagte Nikolai. Er zählte die Hälfte des Geldes ab und reichte Tasser ein Bündel Scheine.

»Wo hast du Englisch gelernt?«

Tasser presste die Fingerkuppen seiner rechten Hand aneinander und beschrieb einen fließenden Bogen in der Luft. »Amerikanische Flieger. Sind mit ihren Kisten gegen die Berge gekracht. Hab sie aufgekratzt, oder das, was von ihnen übrig war. Hätte der Krieg noch ein paar Jahre länger gedauert, säß ich jetzt im gemachten Nest.«

»Wollen wir lieber Chinesisch sprechen?«

»Ich mach mir doch den Mund nicht schmutzig«, sagte Tasser auf Chinesisch. Dann wechselte er wieder ins Englische. »Hast du anständige Kippen?«

»Gauloises.«

»Den französischen Mist? Nein danke.«

»Wie du meinst.«

»Mein ich«, sagte Tasser. »Also, was ist in den Kisten?«

»Geht dich nichts an.«

Tasser lachte, zerknäulte einen der Scheine und warf ihn ins Wasser. »Muss die Flussgötter schmieren«, erklärte er. Aber einer seiner Männer kletterte weiter unten in den Fluss, fischte den Schein wieder heraus und brachte ihn Tasser zurück.

Nikolai zog eine Augenbraue hoch.

»Sind Götter«, meinte Tasser. »Was sollen die mit der Kohle anfangen?«

Nikolai ging weiter und fand Yu, der nervös auf den Pfad zurückblickte. Er nahm eine Zigarette und reichte sie dem Oberst.

»Vorhin im Kloster«, sagte Yu, »da haben Sie nicht wie ein Mann gekämpft, den allein die Profitgier treibt.«

»Doch, bei mir geht's um nichts anderes.«

»Machen Sie sich nichts vor«, sagte Yu. »Sie glauben an ein höheres Ziel, auch wenn sie vielleicht selbst noch gar nicht wissen, was es ist.«

»Ich glaube an meine Freiheit.«

»Individuelle Freiheit ist eine bürgerliche Illusion«, erwiderte Yu. »Von dieser Vorstellung sollten Sie sich verabschieden.«

»Wenn Sie gestatten, werde ich daran festhalten.«

»Bringen Sie einfach die Waffen an Ihren Bestimmungsort«, sagte Yu.

»Sie haben mein Wort.«

Darauf schüttelten sie sich die Hände.

Nikolai ging wieder zu den Flößen zurück. »Los geht's!«, rief er, und die Bootsleute stießen die Flöße vom Ufer ab.

Der Fluss trug sie augenblicklich davon.

Allmählich wurde der Lekang langsamer und flacher.

Auf einer Strecke von etwa drei Kilometern nach Nikolais Schätzung floss das Wasser schnell, aber gleichmäßig, und er hatte Gelegenheit, sich Flöße und Mannschaft genauer anzusehen.

Die Flöße waren ungefähr viereinhalb Meter breit und aus schwimmenden, fest miteinander verzurrten Stämmen gezimmert, die allerdings locker genug gebunden waren, um flexibel zu sein. Sie hatten kaum Tiefgang und schienen problemlos über seichte Stellen hinwegzugleiten. An den Seiten befanden sich lange Ruder, die die Mannschaft bei dieser Strömung allerdings nicht brauchte. Im hinteren Teil der Flöße war jeweils mit Stangen ein Verdeck aufgespannt, direkt davor befand sich

ein Kohleofen. Die Kisten standen aufgestapelt in der Mitte und waren mit Hilfe eigens dafür gebohrter Löcher und Ösen fest vertäut.

Die Bootsleute, vier auf jedem Floß, waren allesamt Tibeter, untersetzt, mit runden Gesichtern und sonnengebräunter Haut. Sie saßen mit überschlagenen Beinen an den Rändern in der Nähe der Ruder und genossen die Ruhepause, die ihnen dieser verhältnismäßig ungefährliche Flussabschnitt gönnte.

»Ich hätte nicht gedacht, dass es in Tibet viel Flusshandel gibt«, sagte Nikolai zu Tasser.

»Hast du richtig gedacht.«

»Wo hast du das hier gelernt?«

»Von den irren Briten«, entgegnete Tasser. »Wollen immer irgendwo rauf oder runter. Die Berge hoch und die Flüsse runter. Hauptsache durchgeknallt und gefährlich. Vor dem Krieg kamen ein paar Klugscheißer aus Oxford und wollten die Ersten sein, die den Lekang runterfahren. Haben einen ›Fluss-Sherpa‹ gesucht. Ich war jung, brauchte die Kohle und dachte, scheiß drauf.«

»Haben sie's geschafft?«

»Die meisten.«

»Runter bis Luang Prabang?«

»Weiß nicht«, sagte Tasser.

»Was soll das heißen?«, fragte Nikolai.

Tasser sah ihn an und lächelte. »Ich bin die Strecke noch nie gefahren.«

Nikolai spürte, wie das Wasser unter ihm beschleunigte, und blickte flussabwärts, wo plötzlich eine Nebelwolke auftauchte.

»Was ist das?«, fragte er.

Tasser zog eine Karte aus der Tasche und breitete sie aus. Nikolai sah ihm über die Schulter. Es handelte sich eher um ein Bild, eine Skizze des Flusses, in die Gefälle und größere Felsen eingezeichnet waren. Tasser überlegte einen Augenblick und brüllte über das lauter werdende Wasserrauschen hinweg: »Das muss der Drachenschlund sein!«

»Der Drachenschweif?«

»Der Drachenschlund!«, brüllte Tasser und zeigte auf seinen Adamsapfel. Er betrachtete erneut die ›Karte‹ und fragte: »Was zum Teufel heißt ›Level 5‹, was meinst du?«

Wenige Sekunden später beantwortete er seine Frage selbst.

»Heilige Scheiße!«

Der erste Wasserfall war nur sechs Meter tief, traf aber direkt auf einen flachen Felsen, an dem die Flöße mit Sicherheit zerschellen würden.

Nikolai spürte, wie der Bug nach vorn kippte, packte ein Seil und hielt sich daran fest. Mehr konnte er nicht tun.

Sie wurden über die Kante gespült.

Und kamen mit einem schweren Krachen unten auf. Nikolai war sicher, er würde das Floß unter sich brechen hören, aber die Stämme prallten ab und rollten herum, hielten zusammen und wurden über den Felsen in eine Stromschnelle getrieben, wo das Wasser in einem heftigen Strudel herumwirbelte, nur wenige Meter vor dem zweiten Wasserfall.

»An die Ruder!«, schrie Tasser, und seine Männer gaben die relative Sicherheit der Taue auf und besetzten die Ruder.

Nikolai verstand warum. Der Strudel zog das Floß seitwärts, und wenn es den Wasserfall quer hinuntertrieb, würde es ga-

rantiert kentern. Sie mussten es so ausrichten, dass es den nächsten Wasserfall mit dem Bug vorneweg passierte.

Doch das Floß drehte sich wie ein Blatt im Wind.

»Wo sind die Schwimmwesten?«, brüllte Nikolai Tasser an.

»Die was?«, brüllte Tasser zurück.

Der Strom spuckte Floß und Mannschaft aus, aber quer – steuerbord voran –, und Nikolai sah einen riesigen Gegenstrom, eine kleine Wasserwand, direkt auf sich zukommen.

»Achtung!«, schrie er.

Das Floß wurde vom Gegenstrom angehoben und einer der Ruderer hinten von Bord gefegt. Nikolai kroch mit einer Hand am Tau zu ihm und versuchte ihn aus dem Wasser zu ziehen, aber Tasser schrie: »Das Ruder! Ans Ruder, Gott verdammt!«

Nikolai bekam das Ruder gerade noch zu fassen, bevor es ins Wasser rutschen konnte. Der Mann wurde in den Strudel gezogen, und Nikolai sah, wie er versuchte, sich über Wasser zu halten, während ihn der Strom wie auf einem Jahrmarktkarussell herumwirbelte.

»Rudern!«, schrie Tasser.

Nikolai setzte sich und packte das Ruder, spannte jeden Muskel und jede Sehne an und versuchte, das Floß zu drehen. Sie hatten es fast geschafft, als sich der Bug über den Vorsprung schob. Diesmal ging es weniger tief hinunter. Sie landeten in einem Becken, und das Floß wippte kurz, bevor es in die nächste Stromschnelle gezogen wurde.

Das Wasser rauschte einem schmalen Wasserfall zwischen zwei Felstürmen entgegen. Das Floß schrammte am linken Felsen entlang, prallte ab und glitt hinunter, fiel nicht tief und

kam in flachem Wasser auf, krachte aber gegen den Felsen auf dem Grund.

Flussabwärts sah Nikolai eine Art Rauchsäule.

Aber es war kein Rauch. Nikolai wusste, dass es nur der Sprühnebel sein konnte, der sich über einer riesigen Masse fallenden Wassers gebildet hatte.

»Zur Seite steuern!«, schrie Tasser.

Nikolai sah nach rechts, wohin Tasser zeigte. Doch der Strom zog sie fort, ihnen blieb kaum noch Zeit und die Männer waren bereits erschöpft.

Er hob sein Ruder aus dem Wasser, und die Mannschaft ruderte backbord weiter. Als das Floß steuerbord voran ausgerichtet war, fingen beide Seiten an, um ihr Leben zu rudern. Auch Nikolai atmete einige Male tief ein und stieß auf Tassers Befehl das Ruder ins Wasser.

Der Aufprall war gering, aber er reichte aus. Nikolai hatte sich am Ende des letzten Ruderschlags aufgerichtet, und bevor er sich wieder setzen konnte, waren sie aufgekommen. Durch die Erschütterung wurde er hochgeschleudert und seitlich vom Floß gerissen.

Als er in das kalte Wasser eintauchte, war das wie ein Schock. Er schwamm zurück an die Oberfläche, doch dann traf ihn die Erkenntnis, dass er sich im Fluss befand und unausweichlich auf den Wasserfall zutrieb.

Damals, während seiner glücklichen Zeit in Japan, hatte er sich bei den gemeinsamen Höhlenerkundungen mit seinen Freunden bereits in so manch brenzlicher Situation befunden. Die schmalen Kammern hatten sich plötzlich verengt und schienen häufig keinen Ausweg zu bieten oder er war von un-

terirdischen Strömen eingeschlossen worden und das Wasser war in der pechschwarzen Dunkelheit unter ihm hindurchgezischt – doch damals hatte ihm die Gefahr Spaß gemacht, und so zwang er sich jetzt, das Entsetzen zu unterdrücken und sich auf sein Überleben zu konzentrieren.

Zunächst musste er sich umdrehen, er kämpfte so lange, bis er mit den Füßen zuvorderst im Strom schwamm. Er wusste nicht, was ihn unten erwartete, aber sicherlich war es besser, dem Unbekannten mit den Füßen und nicht mit dem Kopf voran zu begegnen, damit er sich im Zweifelsfall eher ein Bein als das Genick oder die Schädeldecke brach. Er wusste, wenn der Wasserfall an einer seichten Stelle auf Felsen traf, hatte er keine Überlebenschance, aber die Ehre gebot, dass er trotzdem sein Bestes gab.

Dann presste er die Arme fest an den Körper und die Beine aneinander, um ein möglichst kompaktes Geschoss abzugeben und zu verhindern, dass seine Gliedmaße zu Hebeln wurden, die ihn erneut drehen und völlig verquer den Wasserfall hinunterstürzen würden.

Er hielt Hals und Kopf über Wasser solange es ging, nahm einen tiefen Atemzug (seinen letzten?, fragte er sich) und wurde hinuntergespült.

Der Fall war lang und heftig, das Wasser prügelte auf ihn ein, wollte ihn aus seiner Haltung reißen, aber er hielt durch, wartete auf die »Landung«, die seinen Körper zerschmettern oder verstümmeln würde.

Doch dann spürte er die Ruhe eines Tümpels und merkte, dass er den Fall überlebt hatte.

Als er nach oben schaute, begriff er, dass er gerade knapp zwölf Meter tief gestürzt war. Er trat Wasser, um wieder zu Atem zu kommen und sah beide Flöße flussabwärts am rechten Ufer liegen.

Sie waren in schlechtem Zustand.

Das Verdeck des ersten war eingedrückt und mehrere Ruder waren gebrochen. Das zweite Floß sah wenig besser aus, sein Bug war zerklüftet wie ein abgebrochener Zahn. Aber beide hatten den Drachenschlund passiert, und wie durch ein Wunder standen die Kisten noch mitten drauf, wie Kühe, die sich bei aufziehendem Regen zusammengerottet hatten.

Einer aus der Mannschaft stand am Wasser, entdeckte ihn und fing an, auf ihn zu zeigen und zu rufen, während Nikolai völlig erschöpft ans Ufer schwamm und sich auf die groben Steine legte, unfähig, sich weiter zu bewegen.

»Hab gedacht, dich hat's erwischt«, sagte Tasser über ihn gebeugt.

»Ich auch.«

»Freut mich, dass du's geschafft hast.«

»Danke.«

»Logisch, ich krieg ja noch Kohle von dir.«

Und mit dieser rührseligen Bemerkung zog er Nikolai auf die Füße.

An den darauffolgenden drei Tagen rasteten sie, reparierten die beschädigten Flöße und Ruder und studierten den nächsten Flussabschnitt auf der ungenauen Karte.

»Diese sogenannte Karte ist völlig nutzlos«, sagte Nikolai.

Tasser und Nikolai gingen zu Fuß weiter, kletterten auf eine steile Klippe am rechten Ufer und sahen ihre schlimmsten Befürchtungen bestätigt: Ein Stück weiter flussabwärts drohte ein ungeheurer Wasserfall, viel höher als derjenige, der sie fast das Leben gekostet hätte.

»Den schaffen wir nicht«, sagte Nikolai.

»Seh ich genauso.«

Sie würden ihn umgehen müssen. Mit nur neun Männern würde der Transport über Land beschwerlich werden und viel Zeit in Anspruch nehmen, aber sie hatten keine andere Wahl. Also gingen sie zurück und begannen, die Flöße auseinanderzubauen und Stangen zu schlagen, an denen sie die Kisten schleppen konnten. Es kostete sie zwei Tage – womit sie insgesamt bereits fünf Tage unvorhergesehen verloren hatten – und auch der schwindende Proviant lieferte Anlass zu Besorgnis. Da es in den Schluchten entlang des Lekang keine Dörfer gab, in denen man Lebensmittel hätte kaufen können, mussten sie die Rationen kürzen – ein ernsthaftes Problem, denn gleichzeitig würde der Transport den Männern große körperliche Anstrengungen abverlangen.

Doch angesichts der Schrecken, die die Aussicht auf eine Fahrt durch noch schlimmere Stromschnellen bereithielt, beschwerte sich niemand über die widrigen Umstände. Die Männer machten sich an die Arbeit, und zwei Tage später war man bereit zum Aufbruch.

Drei Tage lang arbeiteten sie in mehreren Gruppen, die sich immer wieder gegenseitig ablösten. Sie hieften, zogen, zerrten und schoben die Floßstämme die Steigung neben dem riesigen Wasserfall hinauf und ließen sie anschließend mit Hilfe von

Tauen, die sie um Bäume schlangen, um Gegengewichte zu erzeugen, auf der anderen Seite den Abhang hinunter. Dann, während zwei Männer die Flöße wieder zusammenzurten, trugen die anderen sechs die schweren Kisten mit ihrer tödlichen Fracht über dieselbe Strecke.

Insofern man zermürbende körperliche Arbeit genießen kann, hatte Nikolai Spaß daran. Der Kampf gegen die Gesetze der Physik beim Transport der schweren Stämme über den Berg und der Kampf gegen die eigenen Grenzen von Körper und Geist erschienen ihm einfach und klar im Gegensatz zu den eher unterschwelligem Schwierigkeiten seiner Mission.

Hier war kein Betrug gefordert, sondern nur reine, schweißtreibende Muskelkraft, Entschlossenheit und Köpfchen. Nikolai empfand die Arbeit als reinigenden Prozess, und obwohl er am zweiten Tag heftigen Hunger litt, schien dieser seine Sinne nur zu schärfen und das Unwohlsein zu vertreiben, dass ihn, wie er jetzt erkannte, kurz nach seiner Trennung von Solange befallen hatte.

Die tibetischen Helfer waren ein Wunder an Fröhlichkeit und Ausdauer. Da sie in jungen Jahren als Sherpas gearbeitet und schweres Gepäck über die Abhänge des Himalaya transportiert hatten, zeigten sie sich von der anstehenden Aufgabe keinesfalls entmutigt, sondern schienen deren Komplexität vielmehr nicht nur als körperliche, sondern auch als intellektuelle Herausforderung zu betrachten. Sie hatten Spaß daran, die Probleme von Gewicht und Gegengewicht zu lösen, und fertigten komplizierte Konstruktionen aus Tauen und Knoten an, die Nikolai immer wieder faszinierten.

Er beschloss, falls er seine Mission überlebte, wollte er mehr Zeit in den Bergen verbringen und sich neue Klettertechniken aneignen.

Nachts machten die Tibeter ein Feuer und kochten aus den schwindenden Vorräten starken Tee und Suppe, die jeden Abend dünner wurde. Trotzdem war es gut, die wunden Muskeln ruhen zu lassen und den Geschichten seiner Gefährten über Gespenster und Geister, kluge heilige Männer und tapfere Krieger zu lauschen, die Tasser für ihn in schnodderiges Amerikanisch übersetzte.

Danach schlief Nikolai wie ein Stein und wachte erst kurz vor Morgengrauen auf, wenn die gute und harte Arbeit erneut begann. Er war fast ein wenig enttäuscht, als der Transport nach drei Tagen abgeschlossen und die Flöße wieder zusammengebaut waren, so dass die Reise flussabwärts fortgesetzt werden konnte.

Hinter den Wasserfällen war der Fluss sanfter. Zerklüftete Felsen, Untiefen und gelegentliche Stromschnellen machten die Reise nach wie vor beschwerlich, aber nur zwei Tage später warf Tasser einen prüfenden Blick auf die unzulängliche Karte und verkündete hocherfreut: »Wir sind raus aus dem verdammten China.«

Sie befanden sich jetzt in der französischen Kolonie Laos, und der Fluss hieß jetzt nicht mehr Lekang, sondern Mekong.

Auf fast mystische Weise schien er sich der Namensänderung anzupassen. Er wurde breiter, langsamer und durch den Schlick, der von den Himalaya-Ausläufern herunterkam und sich hier sammelte, auch dunkler.

»Wie wir«, meinte Tasser. »Wir sind braun und kommen aus Tibet.«

Die Berge auf beiden Seiten des Flusses waren jetzt grüner, die Vegetation üppiger, und hier und da tauchte hinter einer Flussbiegung auch ein Bambusdorf auf, dessen Häuser zum Schutz gegen die regelmäßigen Überschwemmungen auf Pfeilern gebaut waren.

In einem dieser Dörfer machten sie halt, um Verpflegung zu kaufen, und Nikolai merkte, dass Tasser ein bisschen mehr wusste, als er zugab.

»Ich weiß ja nicht, was in den verfluchten Kisten ist«, sagte er, »und ich will es auch nicht wissen. Aber wenn du das da hinbringst, wo ich denke, dass du's hinbringst, dann halt bloß die Klappe. Das hier sind Hmong und die haben für die Kommies nicht viel übrig. Also komm denen nicht mit deinem »Genossen«-Scheiß, sonst nehmen die einen ihrer Krummsäbel und schneiden dir die Rübe ab. Kapiert?«

»Kapiert.«

»Noch was«, warnte Tasser, als er das Floß an eine sandige Stelle auf der rechten Flussseite manövrierte. »Was du hier siehst, siehst du lieber nicht.«

Er zeigte auf die andere Seite des Flusses. »Da drüben liegt Siam. Das Land der Thai. Außerdem das Land des Klat-schmohns. Das ist das Hauptanbaugebiet für Opium, und von hier an flussabwärts wird der Mekong zu einer Art Autobahn für den Drogentransport. Die Hmong bauen es an, die Thai auch. So ernähren die ihre Kinder.«

»Verstehe.«

»Gut«, sagte Tasser. »Wir lächeln, kaufen Vorräte und schwingen uns so schnell wie möglich wieder aufs Wasser.«

Nikolai blieb auf dem Floß, während Tasser mit zwei Männern loszog, um einzukaufen. Nackte Hmong-Kinder hüpfen von einem wackeligen Bambussteg ins Wasser. Die Frauen saßen in ihren eigentümlichen schwarzen Kappen nicht weit davon entfernt, warfen ein wachsames Auge auf ihren Nachwuchs und heimlich auch einen schüchternen Blick auf den groß gewachsenen Europäer auf dem Floß. Nikolai hörte Hunde im Dorf bellen, das allgegenwärtige Blöken der Schafe und das Gackern der Hühner.

Kaum eine Stunde später kehrte Tasser mit einem Netz voller Bananen und anderer Früchte, Gemüse, Reis und geräuchertem Fisch zurück. Als er den Befehl gab, loszumachen und das Floß wieder auf den sanften Strom gleiten zu lassen, schämte Nikolai sich wegen seines Misstrauens. Der Kapitän reichte Nikolai eine Flasche mit einer klaren Flüssigkeit.

»Nimm einen Schluck«, sagte Tasser.

Nikolai trank und hatte das Gefühl, sein Magen, seine Lunge und sein Gehirn stünden in Flammen. »Gütiger Gott, Mann, was ist das?«

»Lao-lao«, erwiderte Tasser. »Selbstgebrannter. Von den Hmong.«

Nikolai half einem der Männer, ein Feuer in dem Kohleofen anzuzünden, und schon bald aßen sie eine köstliche Mahlzeit aus Reis, Fisch und Bananen. Dann war es an ihm, zu rudern, und als er wieder abgelöst wurde, setzte er sich an den Rand und genoss den Anblick der wunderschönen, üppigen Landschaft, der grünen Berge und Kalksteinfelsen.

Zwei Tage später erreichten sie Luang Prabang.

98

Nikolai gab ein seltsames Bild ab, als er das Gasthaus bezog.

Seine Kleidung war zerrissen und schlammverkrustet, seine Haare lang und zerzaust, sein Gesicht wettergegerbt und braungebrannt wie eine Nuss. Mit aristokratischer Unbekümmertheit ignorierte er den starrenden Blick des Mannes am Empfang und verlangte das beste Zimmer, das zur Verfügung stand, vorzugsweise mit Blick auf den Fluss.

»Haben Monsieur Gepäck?«

»Monsieur hat keines.«

»Wird es vielleicht noch vom Flughafen gebracht?«

»Wohl kaum«, sagte Nikolai. Er zog eine Handvoll Scheine aus der Hosentasche und legte sie auf den Empfangstresen.

»Reisepass?«

Nikolai reichte ihm den Reisepass, der ihn als Michel Guibert auswies. Es war ein berechenbares Risiko, eines, das möglicherweise die Fernschreiber in Peking, Moskau und Washington heißlaufen ließ, aber Nikolai bezweifelte es. Luang Prabang war selbst für Indochina provinziell, und man konnte davon ausgehen, dass es hier gar keine Alarmglocken gab, die man hätte läuten können. Der französische Geheimdienst würde natürlich Leute hier haben, aber das hatte Nikolai einkalkuliert.

Der Mitarbeiter schrieb die Angaben aus Nikolais Reisepass ab und gab ihm das Dokument mit einem Schlüssel zurück. »Von Zimmer 203 haben Sie eine herrliche Aussicht auf den Fluss. Möchte Monsieur einen Rasierapparat aufs Zimmer geschickt bekommen?«

»Ja, bitte«, erwiderte Nikolai. »Außerdem Kaffee, ein Croissant und die aktuellste Tageszeitung, die Sie auftreiben können, bitte.«

Der Mitarbeiter nickte zufrieden.

Sauber und rasiert saß Nikolai auf dem kleinen Balkon und ließ sich das ausgezeichnete Croissant schmecken.

Das Gebäck schien nicht zur intensiven Hitze des späten Vormittags zu passen, schmeckte aber hervorragend zum starken Espresso. Alles wirkte sehr französisch – auch noch, als safrangelb gekleidete junge Mönche auf dem Rückweg von ihrer rituellen, allmorgendlichen Almosensammlung im Gänsenarsch vorbeizogen.

Die Khem Kong Road, eine der Hauptverkehrsstraßen der alten laotischen Königsstadt, führte am Flussufer entlang und war von Geschäften, Restaurants und französischen Cafés gesäumt. Allerhand Gerüche – gedämpfter Fisch und Crêpes – kündeten duftend von der gemischten Kultur des Ortes. Alte buddhistische Tempel fanden sich neben eleganten französischen Herrenhäusern, die mit ihren rot gedeckten Dächern ebenso gut am Mittelmeer hätten stehen können. Wunderschöne smaragdgrüne Berge erhoben sich auf der anderen Seite des braunen, schlammigen Mekong. Die Szenerie strahlte große Ruhe aus und stand in krassem Gegensatz zu den Kisten voll

tödlicher Waffen, die nur wenige hundert Meter flussaufwärts auf den Flößen warteten.

Nikolai biss ein weiteres Mal in sein Croissant und las die Zeitung, eine Ausgabe des *Journal d'Extrême-Orient*, eine Woche alt. Er hatte seit mehreren Monaten keine Nachrichten mehr gehört, war aber kaum überrascht, dass sich wenig verändert hatte. Die Verhandlungen zur Beendigung des Konflikts in Korea schleppten sich weiter dahin, die Viet Minh hatten die Franzosen in der Nähe von Hoa Binh im Norden geschlagen, und ein kambodschanischer Nationalist hatte den Abzug der französischen Streitkräfte gefordert, dann aber fliehen müssen. Im Editorial wurde er gleichzeitig als Kommunist und als CIA-Agent gebrandmarkt. In Saigon hatte Marionettenkaiser Bao Dai eine Delegation von französischen Filmschaffenden begrüßt und –

Fast hätte er den Namen in der langweiligen Liste der Delegationsmitglieder überlesen: Françoise Ariend, Michel Cournoyer, Anise Maurent ...

Solange Picard.

Solange war nicht in Tokio, sondern in Saigon. Als Angehörige einer französischen Filmdelegation. Interessant.

Saigon, dachte er.

Wirklich interessant, so ein Zufall.

Haverford muss mich für einen Idioten halten.

Nikolai ging die Straße hinauf zu einem Herrenausstatter.

Die Nachmittagshitze war auf ihrem Höhepunkt – die Luft war beinahe schon nass, so sehr versprach sie Regen. Die Trockenzeit in Südostasien würde bald vorbei sein, nicht mehr

lange und der Monsun würde beginnen. Bei einer Temperatur von mindestens achtunddreißig Grad und extrem hoher Luftfeuchtigkeit war Nikolais Hemd bereits schweißnass, als er den Laden betrat. Er kaufte drei Baumwollhemden, zwei Leinenhosen, einen weißen Leinenanzug, ein Paar Halbschuhe und einen Panamahut und ließ sich alles ins Hotel schicken. Dann ging er in ein weiteres Geschäft und kaufte einen anständigen Reisekoffer. Jetzt müsste er nur noch packen und auf das Selbstmordkommando pfeifen, die Waffen nicht nach Südvietnam bringen, sondern stattdessen nach Saigon fahren und in die Falle tapfen, die ihm die Amerikaner mit Solange als Köder gestellt hatten.

Er sah das *go-kang*, die Steine bewegten sich, und er sah seinen Weg.

Aber er konnte es nicht und er wusste, dass er es nicht konnte.

Er hatte Yu sein Wort gegeben, er musste den Agenten der Viet Minh kontaktieren.

99

Nikolai saß in einer Rikscha und fuhr die Sisavangvong Road hinunter.

Am Rande des traditionellen »Nachmarkts«, einem Freiluftbasar mit Hunderten kleiner Stände, an denen süße Klebreisbällchen, getrockneter Fisch, dampfend heißer Tee und ein Dutzend Delikatessen verkauft wurden, die Nikolai nicht kann-

te, ließ er sich absetzen. An anderen Ständen wurden zarte Sonnenschirmchen, grellbunte Papierlaternen, Baumwollhemden, Hosen, Sandalen, Kerzen und kleine Buddhastatuen feilgeboten.

Die intensiven Düfte, Eindrücke und Geräusche bildeten einen berauschenden Kontrast zur Eintönigkeit der langen Flussfahrt. Die Händler priesen laut schreiend die Vorzüge ihrer Waren oder feilschten mit Käufern, der stechende Geruch der Kohlefeuer konkurrierte mit den Aromen der köchelnden Chilisaucen in den offenen Woks, und alles in allem bot das vielfältige Angebot selbst noch im Laternenlicht der dunklen Gassen einen überwältigenden Anblick.

Nikolai bahnte sich mühelos einen Weg durch die Menge. Obwohl er mindestens einen Kopf größer war als die meisten Einkaufenden, fiel er dennoch nicht besonders auf, denn die Laoten waren an die französischen Kolonialherren gewöhnt und Nikolai sah aus und benahm sich wie einer.

Er kam an einen Stand, an dem lebendige Vögel verkauft wurden. Die Vögel waren hübsch und viel zu klein, um gegessen zu werden. Er entschied sich für einen mit grellem blaugrünem Federkleid, band ihn los und ließ ihn in die Nacht hinausfliegen, allerdings ohne das buddhistische Gebet, das befreite Vögel normalerweise mit sich tragen.

Dann schlenderte er weiter über den Markt, trank einen heißen grünen Tee, erstand ein paar Kleinigkeiten und probierte gebratenen Fisch in scharfem Chiliöl mit Koriander. Er hatte noch nicht ganz aufgegessen, als ein Mann sich an ihn heranschob und ihm leise auf Französisch zuraunte: »Folgen Sie mir.«

Sie verließen den Markt über eine schmale Gasse, und Niko-lais Nerven prickelten vor Anspannung, weil es sich ohne wei-teres um eine Falle handeln könnte. Andererseits war es auch nicht viel anders, als sich durch die enge Kammer einer Höhle vorarbeiten zu müssen, und so beruhigte er seinen Geist und überließ es seinen Sinnen, ihn vor Gefahren zu warnen.

Die Gasse führte auf eine schmale ungeteerte Straße. Als er dem Mann in ein auffälliges Gebäude folgte, bemerkte Nikolai den unverkennbaren Geruch von Opium. Drinnen war es dun-kel, der Hauptraum nur von der Glut der Pfeifen erleuchtet. Die Raucher, die sich in Opiumträumen verloren hatten und an den Wänden saßen oder lagen, sahen nicht einmal auf, doch Nikolais Proximitätssinn warnte ihn.

Der dritte Opiumraucher an der Wand in dem fleckigen schwarzen Hemd war hier, um ihn, falls nötig, zu töten. Niko-lai umfasste den kleinen Brieföffner aus Elfenbein mit dem geschnitzten Elefantengriff, den er auf dem Nachtmarkt ge-kauft hatte.

»*Wangbadan*«, sagte Nikolai auf Kantonesisch.

Hurensohn.

Wiedererkennen blitzte in den Augen des vermeintlichen Viet Minh auf, bevor er sich wieder unter Kontrolle hatte und auf Französisch fragte: »Was?«

Die Elfenbeinklinge schnellte aus Nikolais Ärmel, und er presste sie dem angeblichen Viet-Minh-Agenten an die Kehle. Auf Kantonesisch sagte er: »Wenn sich der Mann dort bewegt, töte ich Sie.«

Der Agent verstand. Er sah den »Opiumraucher« an und schüttelte langsam den Kopf. Dann sagte er zu Nikolai: »Ich habe gar nicht gesehen, dass Sie das gekauft haben.«

»Stimmt«, sagte Nikolai. »Wo ist der Mann, den ich treffen soll?«

»Ich bin der Mann ...«

Nikolai drückte ihm die Klinge fester an die Halsschlagader. »Ich frage kein zweites Mal.«

»Tot.«

Nikolai spürte die Pistole eher, als dass er sie unter dem schwarzen Hemd des »Opiumrauchers« hervorkommen sah und schleuderte den Brieföffner in dessen Richtung. Die Klinge bohrte sich in die Kehle des verhinderten Schützen, und er sackte zusammen.

Der andere Binh Xuyen nutzte die Chance und versuchte, Nikolai ein Knie in den Solarplexus zu rammen. Der wirbelte jedoch herum, um den Tritt abzuwehren, verschränkte die Hände, packte den Kopf des Mannes und riss ihn blitzschnell einmal hin und her. Das Genick brach und der Mann hing leblos in seinen Händen.

Nikolai ließ ihn fallen, gerade als drei Männer mit Maschinenpistolen durch die Hintertür hereinstürmten.

»Ich bin beeindruckt, Monsieur Guibert.«

Der Anführer der Binh-Xuyen-Bande war körperlich eher unscheinbar.

Klein und schmal, mit beginnender Stirnglatze, aber pechschwarzem Haar. Sein linkes Auge schielte in einem seltsamen Winkel von fünfundvierzig Grad in die falsche Richtung, und

es sah aus, als wäre der Knochen drumherum einmal zertrümmert gewesen. Er trug ein schlichtes khakifarbenes Leinenhemd, eine leichte khakifarbene Hose und dazu weiße Socken in Sandalen.

Jetzt musterte er Nikolai einen Augenblick lang und fragte: »Möchten Sie lieber Französisch oder Chinesisch sprechen?«

»Wie Sie wünschen«, sagte Nikolai auf Französisch.

»Wissen Sie, wer ich bin?«, fragte der Mann auf Kantonesisch.

»Ich denke«, erwiderte Nikolai, »Sie gehören zu den Binh Xuyen.«

»Ich *gehöre* nicht zu den Binh Xuyen«, sagte der kleine Mann. »Ich *bin* die Binh Xuyen.«

»Bay Vien.«

Bay nickte. »Sie sollten sich durch mein persönliches Erscheinen geschmeichelt fühlen. Normalerweise delegiere ich solche Termine, aber ich hatte ohnehin geschäftlich in der Stadt zu tun, also ... Sieht aus, als hätten Sie zwei meiner Männer getötet, Monsieur Guibert.«

Nikolai wusste, dass dies nicht die Zeit für einen Rückzieher war. Jeder dahingehende Versuch hätte seinen sicheren Tod bedeutet. »Im Allgemeinen töte ich Menschen, die versuchen, mich zu töten.«

»Dann haben meine Mitarbeiter offensichtlich ihre Anweisungen nicht befolgt«, sagte Bay. »Ich hatte gehofft, diese Angelegenheit gewaltfrei über die Bühne zu bringen. Sie hätten einfach Ihre Ware an Leute verkauft, die Sie für Viet Minh hielten, Ihr Geld bekommen und wären weitergezogen. Aber jetzt ...«

Bay schüttelte den Kopf, womit er Bedauern vortäuschen wollte. »Bitte verstehen Sie, dass es mir ausschließlich ums Geschäft geht.«

Nikolai wusste, dass die Steine auf dem *go-kang* nach dieser Begegnung neu angeordnet waren. Sein Versprechen gegenüber Oberst Yu, den Viet Minh die Waffen zu liefern, schien jetzt unmöglich durchführbar und sein eigener Tod würde an diesem Ausgang nichts ändern.

Fast konnte er Otake-samas sanften Ratschlag hören. *Wenn die Stellung nicht mehr zu halten ist, Nikko, worauf spielst du dann?*

Auf Zeit, Otake-sama.

Setze auf ein langes Spiel.

»Aber es wäre ein schlechtes Geschäft«, erwiderte Nikolai.

»Wieso?«

»Fünfzig Bazookas machen die Binh Xuyen sehr mächtig«, sagte Nikolai. »Wie wäre es aber mit einhundert? Oder zweihundert?«

Spöttisch erkundigte sich Bay Vien: »So viele können Sie auftreiben?«

»Nicht, wenn ich tot bin«, pflichtete Nikolai ihm bei.

Er konnte Bay Vien förmlich beim Denken zusehen. Die Binh Xuyen würden irgendwann gegen ausländische Milizen, andere Banden und vielleicht auch gegen die Viet Minh vorgehen müssen. Unter Umständen sogar gegen ihren aktuellen Verbündeten Bao Dai und seine offiziellen vietnamesischen Soldaten. Die Waffen würden den Ausgang der Auseinandersetzungen entscheiden, die es irgendwann in den Straßen von Saigon auszufechten galt.

Und je nachdem, wie das Ergebnis von Bay Viens Überlegungen aussah, dachte Nikolai, würde er selbst überleben oder sterben.

100

Ellis Haverford hatte Saigon immer gemocht.

Als Angestellter des United States Information Service getarnt, hatte er die Stadt im Laufe der Jahre immer wieder besucht und empfand sie nun als seine zweite Heimat. In seinen Augen bot sie die ideale Mischung aus Paris und Asien – das Essen, die Architektur, der Wein, die Mode, die Frauen – und das alles ohne graue Winter und die existenzielle Angst, die mit ihnen einhergeht und die Stadt an der Seine so häufig heimsucht. Saigon war eine elegante und tolerante Metropole – die Casinos wurden gut und ehrlich geführt, und in den Bordellen herrschte eine fröhliche, gastfreundliche Atmosphäre. Außerdem waren sie berühmt für ihre atemberaubende Bandbreite an unterschiedlichen Kurtisanen.

Haverford mochte auch die Bars der Stadt. In Saigon konnte man sich ausgezeichnet betrinken und betrunkene Gespräche führen. Durch den Krieg kamen immer mehr Reporter aus aller Welt hierher, die stets für einen lustigen Abend und ein paar Insiderinformationen zu haben waren und niemals Nein sagten, wenn es um nächtliche Kartenspiele oder frühmorgendliche Bloody Marys ging.

Außerdem mochte Haverford die Vietnamesen. Er mochte ihr freundliches Benehmen, hatte großen Respekt vor ihrem langen Kampf um Unabhängigkeit, bewunderte, wie sie das Beste der westlichen Kultur übernommen und sich dem Schlimmsten angepasst hatten.

Trotzdem hoffte er, so wenig Zeit wie möglich dort verbringen zu müssen, betete, dass die »kalten Krieger« zu Hause in Washington nicht in die Fußstapfen der Franzosen treten würden. Er hatte bereits in Vietnam gekämpft und wollte nie wieder dort kämpfen müssen.

Jetzt wartete er auf Nikolai Hel und hoffte, er würde noch vor dem Frühjahrsregen eintreffen.

101

Nikolai ließ sich mit einer Rikscha zum Fluss bringen, stieg einen knappen Kilometer vor der Anlegestelle der Flöße aus und ging den Rest des Weges zu Fuß.

Tasser strahlte ihn mit einer grellen Lampe an.

»Bist du's, Mike?«

»Und was, wenn ich's nicht wäre?« Nikolai kletterte aufs Floß. »Jeden Augenblick kommt ein Laster. Wir laden die Ware um.«

»Keine Minute zu früh, wenn du mich fragst«, sagte Tasser. »Diese verfluchten Hmong sind mir nicht geheuer.«

»Was wirst du jetzt machen?«

»Ich geh zurück in die Berge«, antwortete Tasser. »Mal sehen, ob ich da noch mehr verrückte Briten, Yanks oder Froschfresser treffe, die den Gipfel der Welt erklimmen wollen. Kannst auf den Fotos nach mir Ausschau halten – ich bin der Typ, der keinen Namen hat.«

Ein paar Scheinwerfer näherten sich von der Straße, und Tassers Männer luden die Fracht ans Ufer. Nikolai schüttelte ihm die Hand.

»Danke für alles. War mir ein echtes Vergnügen.«

»Ganz meinerseits.«

Tasser trommelte seine Mannschaft zusammen, und gemeinsam verschwanden sie in der Dunkelheit. Nikolai ging zu dem Laster.

Auf dem Beifahrersitz saß Bay Vien.

102

Der Laster verließ die Stadt früh am nächsten Morgen. Nikolai saß vorne neben Bay Vien.

»Wohin fahren wir?«, fragte er.

Bay zeigte gen Osten, auf die andere Seite des Flusses in Richtung der Berge.

»Warum?«

»Sie stellen zu viele Fragen«, erwiderte Bay und zog an seiner Zigarette. Er war nervös, die frühe Stunde und das Holpern des Lasters nicht gewohnt. Außerdem war der Anführer der Binh Xuyen absolut nicht davon begeistert, dass Nikolai darauf

bestanden hatte, mit den Waffen mitzufahren, anstatt ihn einfach in Saigon wiederzutreffen.

»Bis ich mein Geld habe«, hatte Nikolai erklärt, »bleibe ich bei meiner Ware.«

»Und ich zahle erst«, hatte Bay erwidert, »wenn die Ware sicher abgeliefert wurde.«

»Dann fürchte ich, werden Sie es mit mir aushalten müssen.«

Jetzt zündete Nikolai sich auch eine Zigarette an, lehnte sich zurück und genoss die relative Kühle des frühen Morgens und das Licht der roten Sonnenstrahlen, die über die Hügel kamen. Kleine Jungs trieben bereits Büffel zur Tränke und zum Baden an den Fluss, und Frauen holten Eimer voll schlammigem Wasser, das sie in ihre Dörfer trugen.

Sie warteten zwanzig Minuten auf die Rückkehr der Fähre vom anderen Flussufer, dann fuhr der schwere Laster vorsichtig auf die schwimmende Plattform. Dicke Seile waren an schweren Ringbolzen vertäut, über das Floß geführt und auf beiden Uferseiten jeweils am Geschirr eines Elefanten befestigt worden. Ein junger laotischer Mahout trat seinem Elefanten in die Seite, woraufhin die beiden Tiere durch den Fluss wateten und die Fähre ans gegenüberliegende Ufer zogen.

Ruckend kam sie wenig später zum Stehen. Zwei große rostige Blechplatten wurden heruntergelassen und der Laster holperte den Abhang hinauf auf eine Schotterstraße, die durch den Wald führte.

Fünf Stunden lang fuhren sie bergauf, arbeiteten sich langsam über Serpentina den Hang hinauf. Kalksteinfelsen ragten aus den ansonsten grünen Anhöhen heraus. Mitten im Dschungel

gel sah man immer wieder Felder mit trockenem Bergreis, und verkohlte Flächen zeugten von Brandrodungen. Männer, Frauen und Kinder – die meisten in weiten schwarzen Pullovern, ausgebeulten schwarzen Hosen und schwarzen Turbanen – standen auf den verbrannten Feldern, hackten die Überreste unter die Erde und bereiteten den fruchtbaren roten Boden für die Aussaat vor. Kleine zottelige Ponys grasten am Rande der Felder.

»Wer lebt hier?«, versuchte Nikolai ein Gespräch zu beginnen.

Bay war jetzt wacher und damit auch verträglicher. »Die Meo. Sie kamen vor zweitausend Jahren aus Sezchuan hierher.«

Nikolai sah die Reisfelder und die kleinen Äcker mit Kartoffeln und anderem Gemüse. Als sie höher kamen, fielen ihm jedoch noch andere Pflanzkulturen auf.

Klatschmohn.

»Sind die Meo auch Floristen?«, fragte Nikolai trocken.

Bay schmunzelte. »Früher haben die Viet Minh den Opiumanbau kontrolliert, jetzt machen wir das. Ich fürchte, das hat zu Missgunst geführt.«

Eine Stunde später führte die Straße in ein Tal und anschließend hinauf zu einem kleinen Städtchen auf einem Hochplateau. Der Ort bestand hauptsächlich aus Holzhütten und ein paar Geschäften, die sich um einige wenige ziegelgedeckte Backsteinhäuser und ein riesiges Kolonialgebäude gruppierten, das aussah, als wäre es einst eine Art Verwaltungszentrum gewesen.

»Der Palast des früheren französischen Gouverneurs«, sagte Bay.

»Wo sind wir?«, fragte Nikolai.

»Xieng Khouang«, erwiderte Bay. »So ziemlich die einzige Stadt hier oben. Wurde in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts von den Franzosen erbaut, später haben die Japaner sie sich unter den Nagel gerissen. Als sie verjagt wurden, gehörte sie eine Zeit lang dem Pathet Lao, bis die Meo den Franzosen geholfen haben, sie sich zurückzuholen.«

»Warum haben sie das gemacht?«

»Geld«, antwortete Bay. »Warum sonst?«

Sie durchquerten die Stadt ohne anzuhalten. Keine zwei Kilometer weiter kamen sie an eine Landepiste, die der Natur erst kürzlich mit Planierdraht abgerungen worden war. Eine DC-3 amerikanischer Herkunft mit den Zeichen des französischen Militärs stand, von französischen Fallschirmjägern bewacht, auf dem Flugfeld. Andere Soldaten luden zusammen mit einigen Meo Kisten aus Lastern und Pferdekarren in den Laderaum der Maschine.

»Das haben Sie nicht gesehen«, warnte Bay Nikolai.

Er stieg aus dem Laster. Nikolai rutschte hinterher und folgte ihm über die ungeteerte Piste zum Capitaine der Fallschirmjäger, der den Ladevorgang überwachte. Als er Bay Vien erblickte, ging er auf ihn zu, packte ihn an den Schultern und küsste ihn auf beide Wangen.

Dann erst bemerkte er Nikolai. »Capitaine Antoine Signavi.«

»Michel Guibert.«

Sie gaben sich die Hand.

Signavi war nur unwesentlich kleiner als Nikolai. Er trug frische Tarnkleidung, Springerstiefel und das zinnoberrote Barett der Fallschirmjäger. »Ich habe Bier auf Eis liegen. Was Besseres kann ich hier oben leider nicht anbieten.«

Er führte sie zu einer Regenüberdachung aus Zeltstoff abseits der Piste, unter der ein Klapp Tisch und drei Hocker standen. Ein Bediensteter griff in eine Kühltruhe und zog drei Flaschen Tiger-Bier heraus, öffnete sie und stellte sie auf den Tisch.

Signavi erhob seine Flasche. »*Santé*.«

»*Santé*«, wiederholte Nikolai.

»Noch drei Wochen«, sagte Signavi, »dann ist die Piste ein einziges Schlammloch. Unbenutzbar. Die Straße hier rauf auch. Sehr schwierig. Ich bin froh, wenn ich wieder in Saigon bin.«

Er nahm sein Barett ab, und ein dichter schwarzer Haarschopf kam zum Vorschein.

»Ich habe Fracht«, sagte Bay, »für diesen Flug. Ist das okay?«

»Sicher«, erwiderte Signavi. »Wir haben noch Platz.«

»Und zwei zusätzliche Passagiere?«

»Sie und er?«, fragte Signavi.

Bay nickte.

Signavi schien zu zögern.

»In meiner Branche«, sagte Nikolai, »ist Diskretion von größter Bedeutung. Ich sehe nichts und erzähle noch weniger weiter.«

»Ich bürge für ihn«, sagte Bay.

»Sie werden verstehen«, sagte Signavi, »dass all das hier ... äußerst sensibel ist. Wir befinden uns im Krieg, jemand muss dafür aufkommen und die Roten in Paris weigern sich. Also hält man die Luft an und tut, was notwendig ist.« Er zeigte mit dem Kinn auf das Opium, das gerade verladen wurde.

Nikolai zuckte mit den Schultern. »Wer bin ich, das zu verurteilen?«

»Eben«, sagte Signavi. Sein nuancierter Ton ließ keinen Zweifel daran, dass er den Waffenhändler aus praktischen Gründen tolerierte, auch wenn dessen Geschäft ihn anwiderte.

Nikolai war jedoch nicht bereit, die unterschwellige Beleidigung auf sich sitzenzulassen. Er fragte: »Signavi, ist das ein korsischer Name?«

»Erwischt«, sagte Signavi. »Napoleon und ich, wir haben beide unser Glück bei der französischen Armee versucht. Wir starten morgen in aller Frühe. Ich lasse Betten für heute Nacht herrichten und hoffe, Sie beide werden mir beim Essen Gesellschaft leisten.«

Nikolai staunte immer wieder über die Franzosen, die es verstanden, selbst unter den widrigsten Bedingungen ausgezeichnet zu speisen. Hier an einer geheimen Landepiste mitten im laotischen Hochgebirge standen plötzlich Vichyssoise, kalter Perlhuhnbraten und ein sehr annehmbarer Salat aus einheimischem Gemüse auf dem Tisch, das Ganze wurde mit einem anständigen Weißwein hinuntergespült.

Nach Beendigung des Essens führte Signavi sie zu einem großen Barackenzelt, das mit Stacheldraht abgesichert war.

Sein Proximitätssinn weckte ihn.

Er lag ganz still und lauschte auf das Klipp-klipp des Drahtschneiders, der den Zaun durchtrennte, dann dem Geräusch eines kriechenden Mannes.

Bay Vien schlief tief und fest in seinem Bett an der Zeltwand.

Nikolai duckte sich genau in dem Moment, in dem die Klinge das Zeltleinen durchstieß. Er warf Bay vom Bett hinunter auf den Boden, stand auf und verließ das Zelt durch den Eingang.

Der Attentäter rannte bereits zum Zaun zurück.

Eine Sirene ertönte und ein Suchscheinwerfer fegte über den Boden. Nikolai hörte Schäferhunde bellen und sah unmittelbar darauf einen von ihnen dem Mann über die umzäunte Fläche hinterherjagen. Der Mann sprang auf den Zaun zu, verhedderte sich aber im Stacheldraht. Die Kugeln der Maschinengewehre trafen ihn, und er wand sich im Drahtgeflecht, als wollte er ein groteskes akrobatisches Kunststück vorführen.

Signavi, im Satin-Schlafanzug, stürmte mit einer Pistole in der Hand ins Freie, und einen Augenblick später kam auch Bay Vien aus dem Zelt und betrachtete den Leichnam, der im Zaun hing.

»Viet Minh«, sagte Bay. Er wandte sich an Nikolai. »Sie haben mir das Leben gerettet, Guibert.«

»Ich habe in meinem eigenen Interesse gehandelt«, erwiderte Nikolai. Er ging zurück zum Zelt und legte sich wieder hin.

Bay kam herein. »Ich stehe in Ihrer Schuld«, sagte er.

»Vergessen Sie's.«

»Das werde ich nicht«, sagte Bay. »Für mich ist das eine Frage der Ehre.«

Nikolai verstand.

103

Oberst Yu klopfte an Pengs Bürotür und erhielt die Erlaubnis einzutreten.

Peng blickte von dem Papierstapel auf seinem Schreibtisch auf. »Ja?«

»Der Viet-Minh-Agent, der Hel treffen sollte, wurde getötet.«

»Ach.«

»Hel ist zu dem Rendezvous nicht erschienen.«

»Natürlich nicht.«

»Es gibt einen unbestätigten Bericht«, sagte Yu, »demzufolge er mit den Binh Xuyen verschwunden ist.«

»Bringen Sie die Sache in Ordnung«, befahl Peng.

Yu verließ zutiefst beunruhigt den Raum. Wenn Hel bei den Binh Xuyen war, hatten diese ihn entweder gefangen genommen oder er war freiwillig zum Verräter geworden.

104

Das Flugzeug folgte dem Lauf des Mekong in südlicher Richtung.

Nikolai sah aus dem Fenster und betrachtete den breiten braunen Fluss unter sich, der aus den Bergen heraus bis in die kambodschanische Tiefebene floss, sich dort in viele kleine Nebenflüsse verzweigte und endlich das Delta in Südvietnam erreichte.

Als er auf die sich scheinbar endlos ausdehnenden grünen Reisfelder blickte, die von Bewässerungskanälen durchzogen und mit unzähligen kleinen Dörfern gespickt waren, wusste er, dass die Entscheidung, mit Bay Vien zu verhandeln, richtig gewesen war.

Alle zwei oder drei Kilometer erhoben sich Blockhäuser und Wachtürme über die Felder, und Nikolai sah Militärkonvois auf den Hauptstraßen. Es wimmelte nur so von Einheiten der Fremdenlegion und von bewaffneten Milizen, deren Ausrüstung die Franzosen mit dem Verkauf des Opiums finanzierten, das sich im Laderaum des Flugzeugs befand.

Die französische Armee kaufte das Opium von den Meo, womit sie gleichzeitig auch deren Loyalität erstanden. Dann verkaufte die Armee die Ernte an die Binh Xuyen, die das Monopol auf den Opiumhandel in Saigon hatten. Von den Profiten unterstützten die Franzosen Milizen und Bergvölker, um einen Guerillakrieg auf dem Land zu führen, während die Binh Xuyen Saigon in ihrem Auftrag kontrollierten.

Wir hätten es mit dem Waffentransport niemals bis hierher geschafft, dachte Nikolai.

Ich habe das Richtige getan.

Ein dumpfer Kopfschmerz pochte im Rhythmus der Maschinen in seinem Schädel und wurde vom Abgas der Motoren noch verstärkt. Die Propeller waren laut, das Flugzeug ratterte

und holperte, und er war froh, als er die weitläufige Metropole Saigon unter sich auftauchen sah. Doch das Flugzeug drehte nach Südosten ab, weg von der Stadt, und flog an der Küste entlang, bis Nikolai etwas entdeckte, das wie ein Militärstützpunkt aussah.

»Vung Tau!«, überbrüllte Signavi den Motorenlärm. »Cap St. Jacques!«

Das Flugzeug senkte sich rasch und landete auf der Militärlande-
bahn. Laster warteten bereits, und die Soldaten der Binh Xuyen sprangen in grünen paramilitärischen Uniformen von den Lade-
flächen und verluden zügig die Kisten mit dem Opium und den Bazookas.

»Ich brauche jetzt erst mal ein Bad und einen anständigen Drink«, sagte Signavi. Er schüttelte Nikolai die Hand. »Viel-
leicht sehen wir uns in Saigon.«

»Ich würde mich freuen.«

»Schön. Bis dahin.«

Eine schwarze Limousine fuhr vor. Zwei mit Maschinenpis-
tolen bewaffnete Soldaten stiegen aus und begleiteten Bay und Nikolai zur Hintertür des Wagens, der eilig mit ihnen davon-
fuhr.

»Wohin wird die Ladung gebracht?«, fragte Nikolai.

»Das Opium wird in einer unserer Fabriken in Cholon ver-
arbeitet«, erwiderte Bay. »Die Waffen werden an einen siche-
ren Ort gebracht.«

»Bis sie bezahlt wurden«, sagte Nikolai, »gehören die Ba-
zookas mir, und als ihr Eigentümer habe ich das Recht zu er-
fahren, wo sie sind.«

Bay nickte. »Na schön. Sie werden nach Rung Sat gebracht – in den ›Sumpf der Attentäter‹.«

»Wie malerisch.«

»Dort befindet sich der Hauptstützpunkt der Binh Xuyen«, erklärte Bay lächelnd. »Vergessen Sie nicht, dass wir als ›Flusspiraten‹ angefangen haben. Ihr Eigentum wird dort sicher sein.«

»Wann werde ich bezahlt?«, fragte Nikolai.

»Haben Sie ein Konto in Saigon?«

»Bargeld wäre mir lieber.«

»Wie Sie wünschen«, sagte Bay. »Mir ist das egal. Ich werde Vorkehrungen treffen, damit Sie morgen Ihr Geld bekommen. Treffen Sie mich in meinem Casino, Le Grand Monde.«

»Welche Sicherheiten habe ich?«

Bay drehte sich um und funkelte ihn wütend an. »Mein Wort.«

105

Saigon war wunderschön.

Als Nikolai in einem blauen Renault-Taxi über die Rue Catinat fuhr, dachte er, dass die Stadt völlig zu Recht »Perle des Orients« genannt wurde.

Der breite Boulevard – gesäumt von Platanen und Cafés, Bars und Restaurants, teuren Geschäften und exklusiven Hotels – schien eine perfekte Mischung aus französischer und asiatischer Kultur zu sein, als hätte jemand von beidem das

Beste herausgesucht und in absoluter Harmonie nebeneinander arrangiert.

Die vietnamesischen Polizisten in ihren unverwechselbaren weißen Uniformen mühten sich stoisch, den Verkehr der Citroëns und Renaults, *cyclo-pousses*, Vespas und riesigen Schwärme von Fahrrädern zu regeln, die sich in dem Chaos der französischen und asiatischen Fahrstile gegenseitig das Vorfahrtsrecht streitig machten. Hupen, Klingeln und lautes, aber nicht unfreundliches Schimpfen auf Französisch, Vietnamesisch und Chinesisch trug zur allgemeinen urbanen Kakophonie bei.

Kinder sprangen durch den Verkehr und verkauften Zeitungen, Orangenlimonade oder Zigaretten an Kunden, die gerade im Stau steckten oder an einem Cafétisch saßen oder einfach nur über den Bürgersteig gingen.

Die Frauen sahen umwerfend aus, dachte Nikolai – schlanke, zarte Vietnamesinnen in eng geschnittenen *ao dais* aus Seide blieben stehen, um die Auslagen in den Geschäften zu betrachten, während die eleganten französischen *colons* den Pariser Laufstegen modisch höchstens ein Jahr hinterher waren und mit ihren langen Beinen unter den bewundernden Blicken der Cafégäste über die Straße schlenderten.

Das Taxi hielt vor dem Continental Hotel, einem breiten, weißen Kolonialgebäude im Beaux-Arts-Stil mit geschwungenen Fenstern und Giebeltüren. Es war die Stunde vor dem Abendessen, die Zeit am späten Nachmittag, wenn sich die privilegierten Klassen von der Hitze und den Verrichtungen des Tages erholen und die Eleganteren unter ihnen auf der

breiten Cafétterasse des Hotels direkt am Boulevard einfanden. Das Continental auf der Rue Catinat direkt gegenüber den Büros des USIS war ein guter Ort, um einen Drink zu genießen, Nachrichten und geheime Informationen auszutauschen (mittlerweile wurde das Café sogar schon »Radio Catinat« genannt) oder eine Begleitung zu finden, mit der man einen Tisch beim Abendessen und eventuell später auch das Bett teilen konnte.

Ellis Haverford spähte durch das Granatenabwehrgitter und beobachtete, wie Nikolai sich vom Rücksitz des kleinen Wagens erhob. In der Kleidung, die er in Luang Prabang gekauft hatte, sah er aus wie ein klassischer *colon* aus Südostasien. Vietnamesische Hotelpagen in kurzen weißen Jacken und schwarzen Hosen kamen herausgeeilt, um ihm das Gepäck abzunehmen und in die Lobby zu tragen.

Ich bin froh, dich zu sehen, Nikolai, dachte Haverford.

Er war sich relativ sicher gewesen, dass Hel nach Saigon kommen würde, trotzdem war es gut, seine Vermutung bestätigt zu sehen.

Nikolai ging an einer recht erstaunlichen Bronzestatue von Napoleon vorbei zum Empfang.

»Monsieur Guibert?« Der *métis* hinter dem Tresen lächelte ihn an. Er hatte einen Anruf von Bay Vien höchstpersönlich erhalten und war nun entsprechend unterwürfig.

»Willkommen im Continental. Es ist uns ein großes Vergnügen, Sie beherbergen zu dürfen.«

»Vielen Dank.«

»Ihr Zimmer ist bereit«, sagte der Empfangschef. »Und Monsieur Mancini möchte Sie gern auf einen Drink einladen, wenn es Ihnen recht ist. In der Bar? Sechs Uhr?«

»Bitte sagen Sie ihm, dass ich mich geehrt fühle und die Einladung annehme«, sagte Nikolai. Signavi hatte offensichtlich keine Zeit verschwendet und seine korsischen Kollegen unverzüglich über sein Eintreffen in der Stadt informiert.

Mathieu Mancini war nach dem Ersten Weltkrieg nach Saigon gekommen, hatte eine wohlhabende Vietnamesin geheiratet und das Continental gekauft. Man sagte ihm nach, er sei der Chef der Union Corse, der korsischen Mafia, und ein enger Vertrauter von Bao Dai.

Außerdem natürlich ein Freund von Bay Vien.

Ein Page brachte Nikolai in sein Zimmer im vierten, dem obersten, Stockwerk. Es war groß, hatte hohe Decken und weiß getünchte Wände und war mit schlichten, aber eleganten Holzmöbeln ausgestattet. Doppelflügelige Türen führten auf einen kleinen Balkon mit schmiedeeiserner Balustrade. Ein Deckenventilator ließ die feuchtwarme Luft zirkulieren und sorgte für ein wenig Abkühlung.

Nikolai gab dem Pagen ein Trinkgeld und war froh, allein und ungestört zu sein. Er bestellte beim Zimmerservice ein kaltes Bier und schwelgte eine halbe Stunde in einem dampfend heißen Bad.

Es war gut, wieder in einer Großstadt zu sein und sich ein bisschen Luxus und Eleganz zu gönnen, wie er es seit Schanghai nicht mehr gekannt hatte. Der Kontrast zwischen dem fast kochend heißen Badewasser und dem kalten Bier war ein herr-

licher Genuss, und Nikolai überließ sich ein paar Minuten lang ganz und gar dem Reich seiner Sinne.

Dann betrachtete er die Lage auf dem Go-Brett.

Er hatte seine Position verbessert. Ich habe es unversehrt aus China herausgeschafft, dachte er, ich habe Kapital – oder werde morgen welches haben – und ich bin in Saigon, mit Bay Vien als Gönner und Schutzpatron.

Gut und gut.

Und Solange ist wahrscheinlich ebenfalls in der Stadt.

Noch besser.

Trotzdem ist meine Situation nicht ungefährlich.

Haverford sitzt in der Bar gegenüber auf der anderen Straßenseite, offensichtlich völlig unbesorgt, entdeckt zu werden. Er weiß, dass ich lebe und wo ich bin. Peking und Moskau werden es bald erfahren, wenn sie es nicht schon wissen, und sie könnten Leute beauftragen, mich zu töten oder zu entführen. Die Chinesen sind dabei die größere Bedrohung, da die Russen nicht so ohne weiteres Agenten nach Saigon schmuggeln können.

Die Tage meiner Tarnung als »Guibert« sind gezählt. Wenn ich jemals wieder aus Saigon herauskommen möchte, brauche ich eine neue Identität, und zwar schnell. Aber vor meiner Abreise habe ich ein paar Dinge zu erledigen.

All das ist aber noch einige Züge entfernt, ermahnte er sich. Im nächsten Teil des Spiels geht es darum herauszufinden, was Mancini will.

Der Korse begrüßte ihn herzlich.

»Monsieur Guibert«, sagte Mancini. Er küsste Nikolai auf beide Wangen, tätschelte ihm die Schulter und fuhr fort: »Willkommen, willkommen.«

Mancini roch nach Eau de Cologne und Tabak.

»Danke, Monsieur Mancini.«

»Bitte, nennen Sie mich Mathieu.«

»Ich heiße Michel.«

Der Besitzer des Continental war klein, wirkte aber ungeheuer kräftig. Er hatte ein breites Kreuz und die hängenden Schultern eines ehemaligen Boxers. An seinen Schläfen glänzten silbrige Strähnen in seinem ansonsten dichten schwarzen Haar, das er streng mit Pomade zurückgekämmt hatte. Sein cremeweißer Baumwollanzug und das weiße, mit Monogramm bestickte Hemd waren gut geschnitten, und er sah, dass Nikolai dies auch aufgefallen war.

»Ich mache Sie mit meinem Schneider bekannt«, sagte Mancini. »Ein Vietnamese im Botany, auf der Catinat.«

»Ich wäre Ihnen sehr dankbar.«

»Sind Sie neu in Saigon?«

»Zum ersten Mal hier.«

»Dann dürfen Sie sich auf ein wunderbares Erlebnis freuen«, sagte Mancini. »Die Stadt ist wunderschön, einfach wunderschön. Und sie hat viele Annehmlichkeiten zu bieten.«

Und welche davon, fragte sich Nikolai, wirst du mir ans Herz legen?

»*Pastaga?*«, fragte Mancini und verwendete den in Marseille üblichen Begriff für Patis. Er suchte in Nikolais Augen nach einem unverständigen Zucken.

»Ich könnte einen Pastis vertragen«, erwiderte Nikolai. Solange hatte das Wort viele Male mit ihm geübt und ihn mit dem dicken gelben Likör, einem nahen Verwandten des Absinth, vertraut gemacht.

»Ah, Sie stammen aus dem Süden«, sagte Mancini.

»Montpellier«, sagte Nikolai und beschloss, die Turtelei zu beenden.

»Aber das wussten Sie doch schon.«

»Ich weiß alles, junger Mann«, sagte Mancini freundlich. »Kommen Sie. Ich werde Sie nicht mit dem Mist beleidigen, den wir den *colonss* servieren. Hier draußen haben wir das einzig Wahre.«

Als er Nikolai von der Bar in den Privatgarten geleitete, sagte Mancini: »Ich stamme ursprünglich aus Korsika. Aber das wussten Sie nun wiederum. Wussten Sie aber auch, dass die Korsen die besten Auftragskiller der Welt sind?«

»Ist das so?«, gab Nikolai die Frage zurück. Er überlegte, was die Ninja wohl dazu sagen würden.

»Betrachten Sie's als eine Tatsache.«

Oder als Warnung, dachte Nikolai.

Sie gingen in einen schmalen Garten, in dem mehrere ältere Herren an zwei weißen schmiedeeisernen Tischen saßen. Sie trugen allesamt weiße Hemden mit kurzen Ärmeln und entweder weiße oder helle khakifarbene, locker geschnittene Hosen. Zwei von ihnen schützten sich mit breitkrepfigen Hüten vor der Sonne.

Nikolai wusste, dass er die Union Corse vor sich hatte.

Mancini zog sein Jackett aus, hängte es über eine Stuhllehne und setzte sich. Er machte Nikolai Zeichen, es ihm gleichzutun.

»Das ist mein neuester Gast«, sagte Mancini, als Nikolai einen Stuhl heranzog. »Michel Guibert.«

Er stellte jeden einzelnen der fünf Männer vor – Antonucci, Guarini, Ribieri, Sarti, Luciani –, jeder von ihnen reichte ihm grimmig nickend die Hand. Mancini schenkte Nikolai ein Glas Pastis ein, und die Männer beobachteten den jungen Franzosen, der jetzt die Karaffe mit Wasser vom Tisch nahm und sein Getränk damit verdünnte. Dann hob er das Glas, sagte »salut« und nahm einen Schluck. Seine augenscheinliche Vertrautheit mit dem *pastaga* schien die Gruppe zu entspannen, die Männer lehnten sich zurück, tranken und blinzelten in die Sonne.

»Also«, sagte Mancini, »was führt Sie nach Saigon?«

»Geschäfte«, erwiderte Nikolai.

»Wie geht es Ihrem Vater?«, fragte Antonucci.

Antonucci sah aus wie Anfang fünfzig und war so dünn, wie Mancini gedrungen war. Doch seine sonnengebräunten Unterarme, die unter den Hemdsärmeln zum Vorschein kamen, wirkten ungeheuer gestählt, und trotz der lässigen, wenngleich teuren Kleidung hätte er auch als Tagelöhner durchgehen können.

»Es geht ihm gut«, entgegnete Nikolai. »Kennen Sie ihn?«

»Wir haben Geschäfte miteinander gemacht«, sagte Antonucci. »In der Vergangenheit.«

»Na dann«, sagte Nikolai und hob sein Glas, »trinken wir auf die Zukunft.«

Sie tranken ringsum. Anschließend erhob Antonucci sein Glas auf Mancini und sagte: »Auf meinen neuen Nachbarn.«

Mancini erklärte Nikolai, worum es ging. »Nach jahrelangen, vergeblichen Bemühungen ist es mir jetzt endlich gelungen, das Majestic Hotel direkt neben Antonuccis Nachtclub zu kaufen.«

»Ihr Nachtclub?«, fragte Nikolai.

»La Croix du Sud«, sagte Antonucci und setzte mit besonderer Betonung hinzu: »Im korsischen Viertel, am Hafen. Wo alle Importe und Exporte abgewickelt werden.«

»Sein Club würde Ihnen gefallen«, sagte Mancini zu Nikolai. »Das ist eine der Annehmlichkeiten, über die wir gesprochen haben.«

»Kommen Sie heute Abend vorbei«, sagte Antonucci.

»Heute Abend?«, fragte Nikolai.

Antonucci beugte sich über den Tisch und sah Nikolai unverwandt ins Gesicht. »Heute Abend.«

Kurze Zeit später traten Mancini und Antonucci durch das hintere Tor hinaus und schlenderten über den weitläufigen Opernplatz. Auf der gegenüberliegenden Seite ragte das Opernhaus von Saigon in all seiner kolonialen Pracht empor. Die anderen Korse hatten sich verabschiedet. Es war »die Stunde der Pfeife«, und diese alteingesessenen Bewohner Saigons hatten viele einheimische Sitten übernommen.

»Was denkst du?«, fragte Mancini.

»Ein aufgeweckter junger Mann«, sagte Antonucci und hielt einen Augenblick inne, um seine Zigarre anzuzünden. »Vielleicht können wir Geld mit ihm machen.«

Sie überquerten den Platz, der in der trügen Stunde bevor der Abend abkühlte still dalag und junge Liebende, alte Spaziergänger und Leute anzog, die Entspannung suchten oder sich in das aufregende Saigoner Nachtleben stürzen wollten.

Antonucci hatte in seinem Leben schon viel gesehen. Er hatte als schuhloser Schafhirte angefangen, aber schon bald erkannt, dass er für ein Leben ohne Schuhe und voller Arbeit und Plackerei nicht geschaffen war. Er schlich sich auf einen Frachter nach Indochina, anschließend auf ein Schiff nach Saigon und machte dort innerhalb von nur zwei Jahren aus der Schar von Mädchen, als deren Zuhälter er fungierte, ein profitables Bordell. Vom Gewinn kaufte er das Croix du Sud, das Kreuz des Südens, das ebenfalls Profit abwarf, ihm aber in erster Linie als Waschanlage für das Geld diente, das er mit dem Heroin- und Goldschmuggel nach Marseille verdiente.

Sie kauften das Heroin direkt von der französischen Armee. Bay Vien den Hauptanteil, La Corse den Rest.

Die Profite waren enorm, selbst noch nach Abzug des stolzen Anteils, den Bao Dai verlangte. Davon wurden weitere Clubs, Restaurants und Hotels gekauft. Mancini besaß das Continental und jetzt das Majestic, Luciani das Palace. Es würde nicht lange dauern, bis die Korsen das Monopol auf die komplette Gastronomie von Saigon hielten. Ihre Kinder oder zumindest ihre Enkelkinder würden als Restaurantbetreiber und Hoteliers arbeiten, nicht mehr als Schmuggler.

Es war ein gutes Leben, und sie hatten erst die Franzosen, dann die Japaner, anschließend kurzzeitig die Briten (die ohnehin Idioten waren) und dann noch einmal die Franzosen überdauert. Die Franzosen, die verzweifelt Verbündete brauch-

ten, hatten über den Heroinhandel hinweggesehen, und so war es den Korsen gelungen, profitable Geschäftsbeziehungen zu den Binh Xuyen und Bao Dai aufzubauen.

All das konnte ein Ende haben, wenn die Kommunisten siegten und die Macht im Land an sich rissen, doch Antonucci war zuversichtlich, ein Abkommen mit ihnen schließen zu können. Asien blieb trotz allem Asien, und das Leben würde seinen gewohnten Gang gehen. Ob sie Kommunisten waren oder nicht, Männer standen auf Frauen und Geld.

Korsika war von allen erobert worden – von den Griechen, den Römern, den Arabern, den Türken, den Normannen, den Franzosen und den Deutschen –, und die Korsen waren es gewohnt, sich zu arrangieren. Es war ein nationaler Charakterzug, ein angeborenes Talent.

Doch jetzt drängten die Amerikaner die Franzosen aus dem Land, und das war eine ganz andere Geschichte. *Les amerloques*, die »irren Amerikaner«, waren unpraktisch, verklemmt und übertrieben sittenstreng. Sie würden versuchen, Bao Dai loszuwerden und einen eigenen Mann zu installieren, würden ordentlich aufräumen.

Und jetzt war dieser junge Guibert aufgetaucht, und es ging das Gerücht, er habe eine Ladung gestohlener amerikanischer Waffen an Bay Vien verkauft. »Wir sollten mehr über diesen Guibert in Erfahrung bringen. Frag den belgischen Zwerg, mir fällt sein Name nicht ein ...«

»De Lhandes«, sagte Mancini. »Komischer kleiner Kerl. Aber irgendwie kriegt er immer alles raus.«

»Brauchbar.«

»Sehr brauchbar.«

Vielleicht war Guibert genau der, der er zu sein vorgab, Erbe einer Familie von Waffenhändlern. Andererseits aber ist er vielleicht auch ein Agent des Geheimdienstes. Des Deuxième Bureau, des SDECE oder vielleicht der Sûreté. Oder arbeitete er für die Amerikaner, wie heutzutage so viele? Vielleicht war er auch nur ein gewinnsüchtiger junger Mann. Falls dem so wäre, könnten sie gemeinsam Geld machen.

»Hab ich schon«, erwiderte Mancini. »Schon bevor er überhaupt eingetroffen ist. Der Zwerg sagt, er scheint tatsächlich der zu sein, den er vorgibt. Bay Viens Leute sagen dasselbe. Ich habe sein Zimmer durchsuchen lassen, als wir beim *pastaga* saßen.«

Wir werden sehen, dachte Antonucci. Er sah Mancini an und sagte die althergebrachten Worte: »*Per tu amicu*.«

»*Per tu amicu*«, erwiderte Mancini, wie es die Tradition vorsah.

Für deine Freundschaft.

106

Jemand hatte sein Zimmer gefilzt.

Sorgfältig und professionell, aber gründlich durchsucht. Bevor er das Zimmer verlassen hatte, hatte er sich ein Haar ausgerissen und es über zwei Schubladen an seinem Schreibtisch gelegt. Jetzt war das Haar weg.

Es war egal – sie würden nichts finden, was sie nicht finden sollten.

Hatte Mancini die Aktion angeordnet? Wahrscheinlich, obwohl es auch die Franzosen gewesen sein konnten, die in Saigon über ein beachtliches Aufgebot an Polizei und Geheimdienstmitarbeitern verfügten und bekannt dafür waren, dass sie anderer Leute Privatsphäre nicht mit übertrieben großem Respekt begegneten.

Und heute Abend erwartet mich die korsische Mafia im Croix du Sud. Wozu? Um mich auszuhorchen, zu verführen, zu beobachten, zu bedrohen oder am Ende gar zu ermorden? Auch das spielte keine Rolle – um seinen Teil der Vereinbarung zu erfüllen, würde er Geschäfte in Saigon machen müssen, und die Korsen hatten keinen Zweifel daran gelassen, dass er in Saigon keine Geschäfte würde machen können, ohne zuvor mit ihnen handelseinig zu werden.

Heb dir das für später auf, sagte er sich. Du hast jetzt anderes zu tun.

Er warf sich ein bisschen Wasser ins Gesicht, um den Schweiß abzuwaschen und die leicht schwindelerregende Wirkung des Pastis zu lindern, dann ging er hinunter und hinaus auf die Straße.

Als die Straßenlaternen angingen, lag die Rue Catinat golden im Licht des Sonnenuntergangs. Nikolai brauchte einen Moment, um sich zu orientieren. Am einen Ende des Boulevards lag der Hafen, am anderen sah man die unverkennbaren Kirchtürme der Cathédrale de Notre Dame.

Ein kurzer Spaziergang führte ihn zu einem Laden namens International Philately. Der Mann hinter der Ladentheke war ein Sikh mit Turban. In der dreistöckigen Auslage befanden

sich Briefmarken im kleinen Rahmen, die meisten davon selten, einige davon teuer.

»Wie kann ich Ihnen helfen, Sir?«

»Ich hatte gehofft«, sagte Nikolai und erinnerte sich an den Code, den ihm Yu für die Kontaktaufnahme mit den Viet Minh gegeben hatte, »hier vielleicht eine ›Mythen‹ von 1914 zu finden.«

»Blau oder grün, Sir?«

»Grün.«

»Grün« bedeutete, dass er sich nicht unmittelbar in Gefahr befand und man risikolos würde fortfahren können.

»Ich muss nachsehen, bitte.«

»Danke.«

Der Mann war noch keine Minute verschwunden, als er mit einem Umschlag aus dünnem Glassin-Papier zurückkehrte. Sorgsam öffnete er ihn und zeigte Nikolai ein Briefmarkenheftchen. Nikolai hielt es ins Licht der Schreibtischlampe, um es besser in Augenschein nehmen zu können und sagte: »Ja, die nehme ich.«

»Fünfhundertundvierzig Piaster, bitte.«

Nikolai bezahlte.

Der Sikh steckte die Briefmarke wieder in den Glassin-Umschlag, versiegelte ihn und packte ihn in einen größeren, gefütterten Umschlag, den er Nikolai übergab. Nikolai verstauete ihn in der Tasche seines Jacketts und ging. An einem Zeitungskiosk machte er halt, kaufte die aktuelle Ausgabe des *Journal d'Extrême-Orient* und ein Päckchen Cigarettes Nationales, ging weiter die Straße hinunter, setzte sich in einem

Café namens La Pagode an einen freien Tisch und bestellte ein Bier.

Er schlug die Zeitung auf und las, bis das Bier – wunderbar kalt – gebracht wurde. Dann nahm er den Umschlag, öffnete ihn, wobei er seine Hände mit der Zeitung vor fremden Blicken abschirmte, und las, was in der Lasche des größeren Umschlags geschrieben stand:

Morgen Nachmittag, ein Uhr. Gehen Sie zu Sarreaus Apotheke. Kaufen Sie zwei Päckchen Enterovioform, dann gehen Sie zum Neptuna-Bad und warten dort.

Elegante, in Seide gewandete Vietnamesinnen schlenderten langsam vorbei. Sie waren schüchtern, sich ihrer Wirkung aber vollkommen bewusst. Dann gab es noch die *métis* – Frauen gemischter asiatischer und europäischer Abstammung – sie waren wunderschön mit ihrem goldenen Teint und den Mandeläugen, deren Funkeln zu sagen schien, dass eine Begegnung zwischen Ost und West definitiv möglich ist und man ganz bestimmt das Beste aus beiden Welten haben kann. Und gelegentlich kam auch eine *colon* mit blondem Haar, wie das von Solange, vorbei.

Nikolai empfand mit der körperlichen Erregung gleichzeitig einen Anflug von schlechtem Gewissen.

Wenn der Anbruch der Nacht eine gewisse sexuelle Spannung versprach, so barg er auch Gefahren. Vietnamesische Polizei und französische Armee patrouillierten durch die Straßen und erinnerten daran, dass sich diese schöne Stadt mitten in einem Krieg befand. Die Restaurants auf dem Boulevard war-

en mit Granatenabwehrgittern gesichert und die Augen der Polizisten verrieten nicht die gewöhnliche Langeweile einer Streife, sondern besondere Wachsamkeit gegenüber ernsthafter Bedrohung. Die Binh Xuyen fuhren in grünen Jeeps die Straßen ab, manche hatten Maschinengewehre auf der Ladefläche befestigt.

Nikolai trank sein Bier aus, ließ ein paar Piaster liegen und machte sich auf den Weg.

107

Maurice de Lhandes traf den Chef der SDECE von Saigon in seinem Büro.

Service de Documentation Extérieure et de Contre-Espionage. Einen solchen Titel konnten sich nur französische Bürokraten ausdenken, dachte De Lhandes.

Sans prélude nahm er die Flasche Cassis vom Schreibtisch, schenkte sich ein Glas ein und ließ sich mit seiner winzigen Statur auf einem Sessel nieder. Über dem Schreibtisch hing eine Qualmwolke und Oberst Raynals Aschenbecher quoll bereits über.

Raynal war ein dicker Mann mit dunklen Ringen unter den Augen. De Lhandes glaubte, es kam wohl daher, dass er unzählige Stunden am Schreibtisch verbrachte, Zigaretten rauchte und schlecht aß, während er die Berichte las, die täglich hereinkamen und sich vor ihm stapelten. Wenn man die Aufgabe

hatte, den Überblick über sämtliche Spionageaktivitäten in Saigon zu behalten, hatte man viel zu tun.

»Es gibt einen neuen Spieler in der Stadt«, sagte De Lhandes. Die Korsen hatten ihn gebeten, so viel wie möglich über diesen Guibert herauszufinden, außerdem verdiente De Lhandes sein Geld mit dem An- und Verkauf von Informationen. Wenn er beides gleichzeitig hinbekam, umso besser.

Raynal seufzte. In der Stadt gab es schon zu viele alte Spieler, ein neuer war das Letzte, was er gebrauchen konnte. »Und wer soll das sein?«

»Ein gewisser ›Michel Guibert‹«, sagte De Lhandes. »Er ist im Continental abgestiegen.«

Raynal biss nicht an. »Wahrscheinlich nur ein Geschäftsmann.«

»Wahrscheinlich«, stimmte De Lhandes zu, schenkte sich ein weiteres Glas ein und bediente sich an Raynals Zigaretten. »Aber am Nachmittag hat er mit den Korsen Pastis getrunken.«

Raynal seufzte erneut. Als waschechter Pariser hielt er es für seine Bürgerpflicht, die Korsen zu verachten, und er ärgerte sich darüber, dass sein Beruf ihn zwang, sie hier in Saigon zumindest zu tolerieren, wenn nicht gar aktiv mit ihnen zu kooperieren.

»Was wollen die von diesem ... Guibert, heißt er so?«

»So heißt er«, sagte De Lhandes. »Und wer weiß das schon?«

Wer weiß überhaupt, dachte De Lhandes, was die Union Corse will? Die haben ihre schmierigen Finger überall drin. Er sank tiefer in den Sessel und betrachtete die langsamen Rotorbewegungen des Deckenventilators.

Raynal mochte den belgischen Zwerg, zudem war er ihm sehr nützlich. Hier und da ein paar Piaster, ein paar Chips in den Casinos, gelegentlich auch mal ein Mädchen, das war nicht viel. Und Raynal brauchte Spione nötiger denn je, vor allem solche, die ihn vor Neuankömmlingen warnten.

Operation X – auf einen einfallsloseren Namen hätte man kaum kommen können – lief bislang wie geplant, aber es durfte jetzt nichts mehr dazwischenkommen, dachte er. Wenn »X« in die Hose ging, würde Frankreich den Krieg verlieren und damit auch Indochina, die letzten Reste des französischen Weltreichs.

Persönlich war Raynal das scheißegal – er würde viel lieber in einer anständigen *boîte* in Montparnasse sitzen und trinken, aber von Amts wegen betraf es ihn durchaus. Seine Aufgabe bestand darin, den Aufstand der Viet Minh im Süden niederzuschlagen, und wenn dazu unangenehme Operationen wie die sogenannte Operation X gehörten, dann *c'est la guerre*.

Aber De Lhandes brachte überholte Neuigkeiten. Signavi hatte bereits angerufen und berichtet, dass dieser Guibert offensichtlich Waffen an Bay Vien verkaufte und in Laos Zeuge der geheimen Operation geworden war. Raynal hatte Signavis Entscheidung, Guibert in dem Flugzeug mit der Opiumladung mitfliegen zu lassen, heftig kritisiert, doch Signavi hatte ihm erklärt, Bay Vien habe ihm keine Wahl gelassen.

»De Lhandes?«

»Ja?«

»Macht es Ihnen was aus, bei diesem Guibert vorbeizugehen, was mit ihm zu trinken oder so?«, fragte Raynal. »Ihn ein bisschen auszuhorchen?«

»Wenn Sie das möchten, Patrice.«

»Bitte.«

»Natürlich.«

Raynal zog eine Schreibtischschublade auf, nahm einen gebrauchten Umschlag heraus und schob ihn über den Schreibtisch. »Für Ihre Auslagen.«

De Lhandes nahm das Geld.

108

Xue Xin schnitt eine Ranke vom Stein, blickte auf und sah einen jungen Mönch auf sich zukommen.

»Was ist?«, fragte er ungehalten.

»Ich habe eine Nachricht für Sie.«

»Was ist los?«

»Ich soll Ihnen ausrichten«, sagte der Junge und wirkte verwirrt, »dass die ›Go-Steine Perlen sind.«

»Danke.«

Der Junge blieb stehen.

»Du darfst gehen«, sagte Xue Xin.

Er kehrte an seine Arbeit zurück und lächelte.

Nikolai Hel war in Saigon.

Diamond nahm das Telegramm in Empfang und ging direkt zu Singletons Büro. Dort stand er sich gut vierzig Minuten im Wartezimmer die Beine in den Bauch, bis ihm die Vorzimmerdame mitteilte, dass er jetzt eintreten dürfe.

Der alte Mann sah nicht einmal von dem Berichtheft auf, das er gerade studierte. »Ja?«

»Hel ist in Saigon.«

Jetzt hob Singleton doch den Kopf. »Tatsächlich?«

Der Chef hatte eine seiner Launen, die man unter anderem daran erkannte, dass er ausschließlich mit knappen Gegenfragen antwortete. Diamond fuhr fort: »Sir, offenbar ist er mit einem französischen Militärtransport dort eingetroffen, zusammen mit einer Waffenlieferung. Gerüchten zufolge soll es sich um Bazookas handeln.«

Die Mitteilung machte Singleton gesprächiger.

»Woher kam der Flug?«

»X. K.«

»Steht das für ›Xieng Khouang‹?«

»Ja, Sir.«

Singleton überlegte einen Augenblick. »Das ist nicht gut.«

»Nein, das ist es nicht.«

Es war vor allem auch deshalb nicht gut, dachte Diamond, weil er diese Information nicht von Haverford, sondern von Signavi erhalten hatte, der ihn kurz nach Hells Abreise aus Cap St. Jacques angerufen hatte. Der Franzose hatte ihn gebeten, so

viel wie möglich über diesen Michel Guibert herauszufinden. Signavi war besorgt wegen Guiberts angeblicher Verbindungen zu den Viet Minh, insbesondere zu dem Agenten Ai Quoc. Signavis vietnamesische Sondereinsatzkräfte machten seit Monaten erfolglos Jagd auf ihn.

»Wer ist jetzt im Besitz der Waffen?«, fragte Singleton.

»Die BX«, erwiderte Diamond. Als er Singletons genervten Gesichtsausdruck sah, ergänzte er: »Die Binh Xuyen.«

»Hel ist kreativ.«

»So kann man's auch nennen.«

»Fällt Ihnen eine bessere Umschreibung ein?«

»Nein, Sir.«

Singleton lehnte sich zurück und dachte nach. Dieser Hel ist wirklich bemerkenswert, dachte er.

Bemerkenswert, unberechenbar und gefährlich.

»Kümmern Sie sich darum«, sagte Singleton.

»Was soll ich Haverford sagen?«

Singleton sinnierte über Hels bemerkenswerte Flucht aus Peking.

»Warum wollen Sie ihm überhaupt etwas sagen?«

Er widmete sich erneut dem Bericht.

Diamond blieb noch ein paar Sekunden stehen, bis er merkte, dass das Gespräch beendet war. Mit dem verächtlichen Blick der Vorzimmerdame im Rücken eilte er aus dem Büro zum Fahrstuhl, merkte, dass er schwitzte, und wischte sich mit dem Handrücken über die Stirn.

Dann wurde ihm klar, dass alles ausgezeichnet funktionierte. Hel sollte ausgeschaltet werden und ...

Aber was, wenn Hel mit Haverford über das sprach, was er in Laos gesehen hatte?

Und was, wenn Singleton jemals herausbekam, dass ...

Er beschloss, mit der nächsten Militärmaschine nach Saigon zu fliegen.

Der angeblich so geniale Hel war schnurstracks in die Falle getappt.

110

Städte, überlegte Nikolai, als er über den Boulevard Bonard ging, sind wie Frauen in einem gewissen Alter.

Der Abend kaschiert die Zeichen der Zeit, glättet Falten, taucht den beginnenden Verfall in gnädige Schatten, imitiert den goldenen Glanz jüngerer Jahre. So war es auch in Saigon, das sich abends in eine Dame im schlichten schwarzen Kleid mit Diamantencollier verwandelte.

Haverford war zweifellos ein hervorragender Geheimagent, aber als Straßendetektiv machte er eine miserable Figur, und seine ungeschickten Versuche, Nikolai unbemerkt zu folgen, wirkten fast schon komisch. Nikolai wurde das Spiel bald langweilig, und so wandte er sich in der Nähe des Uhrturms auf dem Marktplatz zu ihm um.

Er schien allein zu sein. Nikolai suchte die Menge mit Blicken nach weiteren Agenten ab, musste jedoch zugeben, dass sich unmöglich mit Sicherheit feststellen ließ, ob weitere da waren. Sie hätten sich in dem geschäftigen Treiben des Pavil-

lons mühelos unter die Einkaufenden oder Händler mischen können. Trotzdem hielt er nach auffällig wachsamen oder betont desinteressierten oder sonstigen Menschen Ausschau, die, wenn auch nur ganz kurz, Blickkontakt mit Haverford aufnahmen.

Nikolai verschwand in der Menge, lief einen Bogen und tauchte hinter dem Amerikaner wieder auf.

»Drehen Sie sich nicht um«, sagte Nikolai. »Und gehen Sie weiter.«

»Ganz ruhig«, sagte Haverford und gehorchte, indem er nicht stehen blieb. Trotzdem ging er in die Offensive. »Wo sind Sie gewesen? Ich habe mir Sorgen um Sie gemacht.«

»Nachdem Sie mich töten lassen wollten? Ich bin gerührt.«

»Ich weiß nicht, was in Peking passiert ist«, sagte Haverford. »Wir hatten ein Fluchthelferteam vor Ort und Sie sind einfach vom Radar verschwunden.«

»Sie hatten Auftragskiller vor Ort.«

»Wovon reden Sie?«, fragte Haverford, während sie an Ständen vorbeigingen, an denen von kalter Suppe bis Sonnenschirmen aus Seide so ziemlich alles verkauft wurde. »Wenn in Peking etwas schiefgegangen ist, dann hatte das nichts mit uns zu tun.«

Aber Haverford musste sich doch wundern. War es möglich, dass sich dieses dumme Arschloch Diamond die Fluchthelfer unter den Nagel gerissen und zu Auftragsmördern umfunktionierte, um Hel auszuschalten? Was glaubst du denn?, fragte er sich. Natürlich ist das möglich. Und jetzt gibt Hel dir die Schuld.

Nikolai führte ihn auf die Straße. Auf dem Boulevard de Somme herrschte dichter Abendverkehr. Wenn Haverford irgendetwas hätte versuchen wollen, dann wäre der Markt der richtige Ort dafür gewesen. »Sie können sich umdrehen.«

Haverford wandte sich zu ihm um, einen Ausdruck verletzter Unschuld im Gesicht. »Das sehen Sie falsch. Ich weiß nicht, was da passiert ist. Vielleicht ist Ihnen der chinesische Geheimdienst auf die Schliche gekommen, vielleicht ist jemand umgefallen, ich weiß es nicht. Wie sind Sie ...«

»Sie schulden mir Geld«, sagte Nikolai, »einen neuen Reisepass und gewisse Adressen in den Vereinigten Staaten. Ich will den finanziellen Teil vergessen, aber ...«

Da haben wir's, dachte Haverford. Hel hat genau das getan, was ich vermutet habe. Beeindruckend – und typisch. »Nikolai, haben Sie die Waffen nach ...«

»Ich verlange einen Reisepass und die Adressen.«

»Natürlich«, sagte Haverford, »das ist kein Problem. Je schneller desto besser. Sie müssen untertauchen, Nick. Die ganze Welt ist auf der Suche nach Ihnen.«

Nikolai vermutete, dass Haverford mit ›untertauchen‹ wohl ›unter die Erde‹ meinte, aber er hatte keine andere Wahl, als sich darauf einzulassen. »Wie schnell können Sie mir die Adressen und die Papiere besorgen?«

»Bis morgen«, erwiderte Haverford. »Oder spätestens übermorgen, ich werde einen Treffpunkt arrangier...«

»Ich sage Ihnen, wann und wo«, sagte Nikolai. Dann fragte er: »Wo ist Solange?«

»Ich weiß es nicht. Warum ...«

»Lügen Sie mich nicht an, das gefällt mir nicht«, fuhr Nikolai ihn an. »Sie haben sie hergebracht, weil Sie wussten, dass ich kommen würde.«

»Sie haben das ganz falsch verstanden, Nikolai.«

»Ja, und die Sache in Peking habe ich auch ganz falsch verstanden, nicht wahr?«

Er sah ein *cyclo-pousse* die Straße herunterkommen, winkte es heran und schob Haverford an den Bordstein. »Steigen Sie ein.«

»Ich will nicht ...«

»Steigen Sie ein.«

Haverford stieg ein.

Als er sich umdrehte, war Hel verschwunden.

111

Yu erhielt Nachricht aus Saigon.

Hel hatte Kontakt aufgenommen.

Du bist ein interessanter Mann, Nikolai Hel, dachte er.

112

Haverford saß in dem *cyclo-pousse* und dachte über Nikolai Hel nach.

War er wegen Solange nach Saigon gekommen?

Oder aus anderen Gründen?

Und wenn ja, welchen?

Und Solange, wie – und warum – war sie nach Saigon gekommen und was machte sie hier? Er erinnerte sich an Singletons Anweisungen zu Hause in Washington. *Sie sind beide aufgeweckte junge Männer. Lassen Sie sich was einfallen.*

Na ja, sieht so aus, als hätten wir das geschafft.

113

Nikolai fühlte sich in Cholon sehr wohl.

Das chinesische Viertel der Stadt erinnerte ihn an das feuchtere, ärmere Schanghai früherer Tage. Die kleinen Stände und winzigen Geschäfte waren dieselben, auch die Neonreklame, der Geruch des über Kohle gegarten Essens, der Weihrauchduft, der aus den Tempeln wehte, das Geschrei, das Gelächter, die Menschenansammlungen – das alles erinnerte ihn daran, dass die Chinesen große Wanderer waren, Pilger, die ihre Kultur mit sich nahmen und in neuen Städten die alten, die sie verlassen hatten, nachbildeten.

Er ging die Lao Tu, die Hauptstraße des Viertels, entlang und fühlte sich ganz und gar zu Hause. Cholon stand in dem Ruf, nachts gefährlich zu sein, besonders für einen *kweilo*, aber Nikolai hatte sich in den schlimmsten Slums von Schanghai nie bedroht gefühlt und auch hier nicht das Gefühl, in Gefahr zu sein, nicht einmal, als er von der breiten Straße abbog und durch die engen Gassen des Viertels in eine Gegend mit viers-töckigen Wohnhäusern ging.

Auch hier sahen alle Häuser gleich aus – rechteckige Holzgebäude mit winzigen Balkonen, an denen Wäsche hing. Männer in ärmellosen T-Shirts lehnten an den Geländern und rauchten Zigaretten, während die Frauen ihnen von drinnen in dem Versuch, ihre Ehemänner wenigstens in Form eines Gesprächs in die Abläufe des Haushalts einbeziehen zu können, Fragen zubrüllten.

Auf den Straßen versammelten sich junge Gauner in grellbunten Hemden und engen Hosen, standen an den Ecken, hielten Ausschau nach günstigen Gelegenheiten, ignorierten aber den großen *colon*, der aussah, als wüsste er, wohin er ging und was er vorhatte. Sie ließen ihn in Ruhe.

Nikolai fand die Adresse, die er suchte.

In der winzigen Lobby stank es nach abgestandenem Opiumrauch.

Über eine knarrende schiefe Treppe gelangte er in den zweiten Stock. Der Flur war schmal und ebenfalls geneigt, als wäre er müde und wollte sich hinlegen. Eine Tür öffnete sich, und eine Frau in dem engen roten Seidenkleid einer Prostituierten blickte ihn einen Moment lang an und ging dann weiter.

Nikolai klopfte an die Tür von Zimmer 211.

Niemand antwortete. Er klopfte noch zweimal, dann öffnete er die unverschlossene Tür.

Leotow saß in einem Rattansessel an dem kleinen Fenster und döste. Im Zimmer war es drückend heiß und eng, und Leotows blanke Brust glänzte vor Schweiß. Er trug eine Khakihose und Sandalen, sein Gesicht war fahl und er hatte sich seit mehreren Tagen nicht mehr rasiert.

Die Opiumpfeife lag auf seinem Schoß.

Er schlug die Augen auf und sah Nikolai. Seine Augen waren gelb und trüben, trotzdem hatte er sie in dem traumartigen Zustand des Opiumsüchtigen weit aufgerissen.

»Wo zum Teufel haben Sie gesteckt?«, murmelte er auf Russisch. »Ich dachte, Sie wären tot.«

»Es gab Momente, da war ich derselben Meinung.«

»Ich bin schon seit Wochen hier«, sagte Leotow verbittert und war ganz offensichtlich der Ansicht, Nikolais Unzuverlässigkeit sei schuld an seiner Opiumsucht.

»Ich wurde aufgehalten«, erwiderte Nikolai. »Ich hatte nicht damit gerechnet, so schwer verletzt zu werden. Dadurch habe ich Wochen verloren. Trotzdem, ich entschuldige mich – es ist sehr freundlich von Ihnen, dass Sie gewartet haben.«

Leotow zog sich langsam aus dem Stuhl hoch und schlurfte im Zimmer umher, als suche er etwas, könne sich aber nicht erinnern, was oder wo es sein könnte. »Sie haben keine Ahnung, wie das war«, jammerte er, »auf der Flucht zu sein, sich in dieser Bruchbude verstecken zu müssen, nie zu wissen wann ... und so fand ich Trost bei einheimischen Lastern.«

Nikolai konnte die Angst und Paranoia, die er ausströmte, förmlich riechen. »Das sehe ich.«

»Arrogantes Arschloch«, fauchte Leotow. »Sie und er, ihr seid beide arrogante Arschlöcher.«

Das »Er« bezog sich, wie Nikolai vermutete, auf den verstorbenen Juri Woroschenin. Leotow langweilte ihn bereits. »Haben Sie die Dokumente?«

»Ich habe sie«, sagte Leotow.

Wie bei ihrer Unterredung in Peking vereinbart, hatte Leotow Woroschenins Reisepass und seine persönlichen Papiere

mitgenommen, einschließlich seiner Sparbücher von der Banque de l'Indochine in Saigon, wo der Russe nicht nur ein Konto, sondern auch ein Schließfach auf seinen Namen angemeldet hatte.

»Und?«

»Ich suche ja schon, sehen Sie das nicht?«

Er schob ein paar Kleidungsstücke auf dem Fußboden zur Seite und zog eine kleine Aktenmappe aus Leder hervor, die er triumphierend hoch hielt. »Hier bitte. Hier haben Sie Ihre wertvollen Papiere. Arschlöcher, alle beide.«

Nikolai nahm die Mappe und sah deren Inhalt durch. Woroschenins Reisepass, mehrere Sparbücher, gekritzelte Notizen.

»Wo ist mein Geld?«

Nikolai zog einige Scheine aus der Tasche und gab sie ihm.

»Wo ist der Rest?«, wollte Leotow wissen.

»Ausgemacht war ein Drittel sofort«, erinnerte Nikolai ihn, »und der Rest, wenn ich mir Zugriff zu dem Schließfach verschafft habe.«

Die Dokumente sahen echt aus, aber das konnte man nie sicher wissen, bevor man sie nicht benutzt hatte.

»Wann wird das sein?«, fragte Leotow.

»Morgen. Wir können uns irgendwo treffen.«

»Ich bin kaum in der Lage, das Zimmer hier zu verlassen.«

»Sie gehen doch raus, um Opium zu kaufen oder nicht?«, fragte Nikolai.

»Ein Junge bringt es mir.« Leotow schmunzelte. »Zimmerservice.«

Ich sollte ihn töten, dachte Nikolai. Das wäre das Schlauste und vielleicht auch das Gütigste. Ein Opiumsüchtiger ist ein

Pulverfass, ein geistig Inkontinenter, der den Mund aufreißen und jedem alles erzählen wird, was er wissen will.

Tatsächlich hatte er seine Zweifel, ob Leotow es auf die andere Seite des Flusses schaffen würde, um sich den Rest seiner Bezahlung für Woroschenins Dokumente abzuholen, aber sie hatten eine Abmachung. »Ich kann Ihnen auch etwas hierher überweisen, wenn Ihnen das lieber ist. An eine Bank hier im Viertel.«

»Wenn mir das lieber ist«, murmelte Leotow, »wenn mir das lieber ist. Wo ist der verfluchte Junge? Wissen Sie zufällig, wie spät es ist? Ich habe meine Uhr verlegt.«

Nikolai wusste, dass er die Uhr beim Pfandleiher »verlegt« hatte oder sie ihm von dem Opium-Jungen oder einem anderen Bewohner der Absteige gestohlen worden war, während Leotow in Opiumträumen schwelgte. Er sah auf seine eigene Uhr und sagte: »Halb neun.«

»Wo ist der Junge?«, fragte Leotow. »Weiß er nicht, dass ich ... ich brauche das Geld, um aus diesem Dreckloch hier rauszukommen, einen sicheren Ort zu finden, wo ich nicht jede Sekunde über die Schulter gucken muss ...«

»Ich empfehle Costa Rica«, sagte Nikolai.

Leotow hörte nicht zu. Er ließ sich in seinen Sessel sacken und starrte aus dem Fenster. Nikolai nahm ihm die Geldscheine aus der Hand und steckte sie ihm in die Hosentasche, damit er zumindest eine Chance hatte, sie wiederzufinden.

Dann verabschiedete er sich.

Auf der Treppe kam ihm der Junge entgegen.

Die französische Saxophonistin leckte sich mit der Zunge über die Lippen, sah Nikolai an, nahm das Mundstück in den Mund und begann zu spielen.

Nikolai, der an einem Tisch in der ersten Reihe des Croix du Sud saß, hatte die indiskrete Geste nicht übersehen. Er lächelte zurück und nahm einen Schluck von seinem Brandy Soda, der Spezialität des Clubs. Die reine Frauenband – zwölf Französinen in hochgeschnittenen, paillettenbesetzten Kleidern – hatte die Swingmelodien von Glenn Miller und Tommy Dorsey ziemlich gut drauf.

Dann sah Nikolai einen gnomartigen Mann, einen Zwerg mit langen Haaren, rotem Bart und einem enormen Bauch, der auf kurzen Säbelbeinen an seinen Tisch gewackelt kam. Schweiß rann ihm über die dicken Wangen, und er ähnelte einer kleinen behaarten Lokomotive kurz vor der Entgleisung.

»Hier herrscht Jagdverbot«, sagte er freundlich, als er sich setzte und mit dem Kinn Richtung Band zeigte. »Das ist Antonuccis Privatrevier.«

»Alle zwölf?«

»Er ist ein sehr vitaler kleiner Mann.«

Die Saxophonistin warf Nikolai erneut Blicke zu.

»Sie will nur nett sein«, sagte er.

»Sie kassiert eine Tracht Prügel, wenn sie noch netter wird«, entgegnete De Lhandes. »Wenn Sie eine Frau wollen ...«

»Will ich nicht.«

Der Zwerg streckte seine Hand aus. »Maurice De Lhandes, ursprünglich aus Brüssel, jetzt hat es mich in dieses kulinarische Hinterland verschlagen, wo sich der Charme der Frauen umgekehrt proportional zur Primitivität der Küche verhält. Bei den salzigen Tränen des heiligen Timotheus, wie ein kultivierter Gourmet hier Völlerei treiben und sich zu Tode fressen soll, ist mir schleierhaft. Was nicht heißt, dass ich es nicht trotzdem versuche.«

»Michel Guibert.« Nikolai hob sein Glas. »*Santé*.«

»*Santé*.«

»*Comment ça va?*«

»Den Umständen entsprechend«, maulte der Gnom, »wenn man bedenkt, dass ich gerade im Le Givral gespeist habe – vorausgesetzt, man will es überhaupt so bezeichnen. Ich kann nur sagen, wer auch immer sich verschworen und diese Aioli verbrochen hat, muss in den weniger aufgeklärten Regionen von Sizilien geboren worden sein – vermutlich in einem Dorf, dessen umnachtete Bewohner ohne Geschmacksknospen und Geruchssinn das Licht der Welt erblickten – denn die Unausgewogenheit des Verhältnisses von Knoblauch und Olivenöl schmeckte nach schierer Barbarei.«

Nikolai lachte, was De Lhandes bewog, mit seiner Schimpftirade fortzufahren.

»Der Umstand, dass es mir dennoch gelang, den gesamten gedämpften Fisch und anschließend eine Lammkeule zu verzehren«, sagte De Lhandes, »deren Mittelmäßigkeit selbst einem chronisch ans Bett Gefesselten Tränen der Langeweile in die Augen getrieben hätte, mag Beweis sowohl für meine Tole-

ranz wie auch für meine Fresssucht sein, wobei Letztere sehr viel größer ist als Erstere.«

De Lhandes war ein angenehmer Zeitgenosse. Er war als Korrespondent einiger Nachrichtenagenturen in Saigon stationiert, um über den »verfluchten Krieg« zu berichten. Bei ein paar Drinks brachte er Nikolai auf den *status quo bellum*.

Die Viet Minh waren stark im Norden, wo auch die meisten Kämpfe stattfanden. Im Süden waren sie schwach, besonders im Mekong Delta, aber dennoch in der Lage, Guerillaangriffe und Terroranschläge – Bomben, Granaten und so weiter – in Saigon zu lancieren. Der legendäre Guerillaführer Ai Quoc war untergetaucht, aber Gerüchten zufolge plante er bereits eine neue Offensive im Delta.

Politisch betrachtet war Bao Dai eine Marionette der Franzosen und interessierte sich sehr viel mehr für Bestechung, Glücksspiel und teure Callgirls als für die Regierungsgeschäfte, von dem Bemühen, Unabhängigkeit gegenüber Frankreich zu erlangen, einmal ganz zu schweigen. Wenn man den Gerüchten Glauben schenkte – und das tat De Lhandes –, dann verwendete Bao Dai die riesigen Staatszuschüsse, die ihm die Amerikaner zahlten, für den Erwerb von Immobilien in Frankreich. Er hatte sich außerdem mit Bay Vien und der Union Corse verbündet und kassierte einen beachtlichen Anteil am Geschäft mit dem Opium, das Bay Vien in Vietnam verkaufte und das später nach Frankreich verschifft und dann in Form von Heroin in die Vereinigten Staaten gebracht wurde.

Im Gegenzug halfen ihm die beiden kriminellen Organisationen, in Saigon für Ruhe und Ordnung zu sorgen, auch in

Cholon, dem chinesischen Viertel auf der anderen Seite des Saigon River.

»Das ist die Heimat der Binh Xuyen«, sagte De Lhandes, »und dort gibt es das beste Essen, die besten Kasinos und die besten Bordelle.«

»Und was noch?«

»Rung Sat«, erwiderte De Lhandes. »Der Sumpf der Attentäter. Verirren Sie sich niemals dorthin, *mon pote*. Denn Sie würden nie mehr zurückkehren.«

Die Unterhaltung verebbte, als sie sich zurücklehnten und am Anblick des sexy Orchesters erfreuten. Das ging nicht nur ihnen so. An der Bar stand eine große und lärmende Gruppe – dem Anschein nach französische Soldaten außer Dienst – und warf bewundernde Blicke auf die Mädchen, dankbar, europäische Frauen zu sehen. Die Männer an den anderen Tischen sahen aus wie Journalisten oder Regierungsbeamte. Oder wie Spione, dachte Nikolai, so wie De Lhandes einer war.

Der »Korrespondent« ging für einen Europäer sehr diskret vor. Er hatte sachte versucht, Nikolai auszuhorchen und herauszubekommen, was er so tat, und Nikolai hatte ihm, abgesehen davon, dass er auf der Suche nach »Geschäftsmöglichkeiten« war, wenig bis gar nichts verraten.

Jetzt sagte De Lhandes: »Drogen, Waffen, Frauen und Geld.«

»Wie bitte?«

»Sie haben gesagt, Sie seien auf der Suche nach Geschäftsmöglichkeiten«, sagte De Lhandes. »In Saigon haben Sie die besten Möglichkeiten, wenn Sie mit Opium, Waffen, Huren oder Devisen handeln.«

Gespannt wartete er auf Nikolais Reaktion.

Doch dieser zeigte keine.

Die Musik verstummte und die Band machte eine Pause. Ein Kellner kam auf Nikolai zu und sagte: »Monsieur Antonucci würde Sie gerne in einem der hinteren Räume sprechen.«

Nikolai stand auf.

De Lhandes ebenfalls.

Der Kellner schüttelte den Kopf.

»Ihn«, sagte er und zeigte mit dem Kinn auf Nikolai. »Sie nicht.«

De Lhandes zuckte mit den Schultern und sagte: »Ich will später noch weiter nach Cholon. Wenn Sie Lust haben, begleiten Sie mich. Sie finden mich im L’Arc-en-Ciel. Das kennt jeder Taxifahrer.«

»Ich weiß nicht.«

De Lhandes sagte: »Wir lassen es uns gutgehen. Ein paar Drinks, vielleicht ein bisschen Glücksspiel im Grand Monde. Ich bin mit meinem Freund Haverford verabredet. Guter Mann – er sagt, er ist eine Art Diplomat, aber natürlich ist er ein Spion.«

»Klingt verlockend«, sagte Nikolai, »aber ich ...«

»Ach kommen Sie schon«, sagte De Lhandes. »Man munkelt, dass Bao Dai höchstpersönlich anwesend sein wird. Er wäre kein schlechter Kontakt für einen Mann, der hier geschäftlich Fuß fassen möchte.«

»Ich werd’s versuchen«, sagte Nikolai.

Dann folgte er dem Kellner ins Hinterzimmer.

Nikolai setzte sich Antonucci gegenüber an den Schreibtisch.

»Gefällt Ihnen mein Lokal?«, fragte der Korse.

»Recht gut, ja«, erwiderte Nikolai.

Das kleine Hinterzimmerbüro war erstaunlich vollgestopft. Irgendwie hatte Nikolai eine ordentlichere, geschäftsmäßigere Atmosphäre erwartet. Auf dem Schreibtisch herrschte ein einziges Chaos aus Dokumenten, Briefen, alten Zeitungen und überquellenden Aschenbechern. Über all dem hing eine Lampe, in deren Schirm tote Mücken klebten.

Einer von Antonuccis Aufpassern – ein großer, tumber Kerl – lehnte an der Wand. Seine Jacke wölbte sich sichtbar und zweifellos auch absichtlich an einer bestimmten Stelle. Antonucci zündete seine Zigarre erneut an und rollte die Spitze dabei vorsichtig in der Flamme seines Feuerzeugs. Als er mit der gleichmäßigen Glut zufrieden war, wandte er seine Aufmerksamkeit Nikolai zu und sagte: »Sie sind ein junger Mann. Ehrgeizig.«

»Ist das ein Problem?«

Antonucci zuckte mit den Schultern. »Vielleicht. Vielleicht auch nicht.«

Er wartete auf eine Reaktion, aber Nikolai wusste, dass jede Reaktion auf einen solch breit angelegten Eröffnungszug ein Fehler sein würde. Also trank er seinen Brandy und wartete darauf, dass Antonucci den nächsten Stein bewegte.

»Ehrgeiz ist gut für einen jungen Mann«, sagte Antonucci, »wenn er reif genug ist und weiß, dass immer auch Respekt dazugehört.«

»Die Jugend glaubt, die Welt neu zu erfinden«, sagte Nikolai. »In reiferem Alter respektiert man die Welt, so wie sie ist. Ich bin nicht nach Saigon gekommen, um es zu verändern oder seinen Traditionen respektlos zu begegnen, Monsieur Antonucci.«

»Das freut mich zu hören«, sagte Antonucci. »Zur Tradition gehört auch, dass niemand in Saigon bestimmte Geschäfte abwickelt, ohne bestimmten Leuten Respekt zu erweisen.«

Aha, dachte Nikolai, die Union Corse weiß also längst Bescheid über meinen Deal mit den Binh Xuyen. Hat Bay Vien sie informiert oder war das dieser korsische Landsmann Signavi? Nikolai wettete auf Letzteren. »Wenn zum Beispiel bestimmte Männer – nennen wir sie ›Respektspersonen‹ – zum Beispiel von jeher den Waffenhandel kontrollieren – wenn Sie so wollen –, dann ist dies eine Tradition, die ein junger Mann unbedingt achten sollte.«

»Sie sind klüger, als Ihre Jahre vermuten lassen.«

»Ohne Umschweife«, sagte Nikolai, »wie viel Prozent werden hier ›traditionell‹ abgeführt?«

»Mir wurde gesagt, das kommt ganz darauf an«, sagte Antonucci, »auf die Fracht, die verschickt wird. Aber sagen wir, drei Prozent wären üblich, jedenfalls habe ich das gehört.«

»Drei?« Nikolai zog eine Augenbraue hoch.

»Drei.«

Nikolai hob sein Glas. »Auf die Tradition.«

»Auf die Tradition«, sagte Antonucci. »*Per tu amicu.*«

Nikolai kippte seinen Brandy runter und stand auf. »Ich habe Ihre Zeit lange genug beansprucht. Danke für das Gespräch und die klugen Ratschläge.«

Antonucci nickte.

Als Nikolai gegangen war, wandte Antonucci sich an seinen Aufpasser: »Sag Yvette, ich will sie in der nächsten Pause sprechen.«

Fünfundzwanzig Minuten später betrat die Saxophonistin das Büro.

»Du machst Fremden schöne Augen?«, fragte Antonucci.

»Nein! Ich wollte nur nett zu den Kunden sein!«

Er zog seinen Gürtel aus den Schlaufen und fasste ihn doppelt.

116

Aha, dachte Nikolai, als er hinausging und ein Taxi suchte, die Union Corse verlangt also einen Anteil.

Warum nicht? Geschäfte haben ihren Preis.

Er stieg auf den Rücksitz des blauen Renault, der ihn über den Gallieni Boulevard und die Dakow Bridge zurück nach Cholon brachte.

Das Taxi hielt in der Trun Hung Dao Street vor einem zweistöckigen Jugendstilgebäude mit bunter, grün und malvenfarbener Fassade. Nikolai betrat das Arc-en-Ciel, überquerte die lange, mit Granatenabwehrgittern geschützte Terrasse, ging in das Restaurant und die Treppe hinauf in den Nachtclub. Die

Bar war brechend voll, attraktive chinesische Prostituierte in hautengen *cheong-sams* hatten Mühe, Kunden anzusprechen, weil das philippinische Orchester in ohrenbetäubender Lautstärke die Hits von Artie Shaw verunstaltete.

De Lhandes saß an der Bar.

»Was trinken Sie?«, fragte er Nikolai.

»Was soll ich trinken?«

»Nun, es gibt Tiger- und Kadling-Bier«, erwiderte De Lhandes, »sogar kalt, aber die mixen hier auch einen mittelprächtigen Gin Fizz.«

»Dann nehme ich einen«, sagte Nikolai und zog ein paar Piaster aus der Tasche. »Darf ich?«

»Sie sind ein Gentleman.«

Nikolai bestellte und bezahlte zwei Gin Fizz, lehnte anschließend höflich und auf Chinesisch das Angebot einer professionellen jungen Dame ab, die sich auf seinen Schoß gesetzt und ihm bislang völlig ungekannte fleischliche Wonnen in Aussicht gestellt hatte.

»Sie sind ein Mann mit einem eisernen Willen«, bemerkte De Lhandes. »Eine wahre Festung der Selbstbeherrschung.«

»Ich gestehe, es ist verlockend.«

»Geben Sie nach.«

»Nicht heute Abend.«

De Lhandes sah ihn lange abschätzend an, dann fragte er: »Oder sind Sie verliebt?«

Nikolai zuckte mit den Schultern.

»Ahhh«, sagte De Lhandes, »nicht nur ein Mann mit eisernem Willen und Selbstbeherrschung, sondern auch noch treu. Wie beeindruckend und anregend.«

»Freut mich, dass ich diese Wirkung auf Sie habe.«

»Aber ich werde trotzdem den Verlockungen des Fleisches nachgeben«, sagte De Lhandes, »später am Abend. Vorausgesetzt natürlich, dass ich über das nötige Bargeld verfüge. Ein höchst trauriger Zustand, wenn Größe und Umfang des männlichen Glieds von einer beklagenswerten Schmalheit der Brieftasche beeinträchtigt werden. Leider Gottes schließt meine ansonsten unverwechselbare Physiognomie libidinöse Verbindungen weniger kommerzieller Natur aus. Frauen halten mich für einen charmanten Gesellschafter bei Tisch, für einen Ausflug in ihre Gemächer aber weit weniger geeignet. Ich muss wohl nicht mehr sagen, als dass ich gezwungen bin, mich auf die Speisekarten zu beschränken, von denen ich wählen darf. Aufgrund dessen hängt meine sexuelle Zukunft von der flatterhaften Zuneigung des kleinen Rads im Grand Monde ab – Saigons feinstem, den Göttern des Glücks gewidmetem Tempel – wo ich unablässig den Versuch unternehme, ein Laster mit einem anderen zu finanzieren.«

»Und gelingt Ihnen das?«

»Selten«, sagte De Lhandes traurig. »Wenn Erfahrung der beste Lehrmeister ist, so bin ich ein außerordentlich schlechter Schüler. Wie lief das Gespräch mit Antonucci?«

»Gut«, erwiderte Nikolai. »Er wollte mich nur vor der Saxophonistin warnen.«

Beide wussten, dass das eine Ausflucht war.

»Er gehört zur Union Corse, wissen Sie«, sagte De Lhandes und beobachtete, wie Nikolai reagierte.

»Was ist das?«

»Halten Sie mich nicht zum Narren, *mon pote*«, sagte De Lhandes, »und ich werde Ihnen denselben Gefallen erweisen.«

»Dann sagen Sie mir, ob ich in Ihnen einen Freund oder einen Polizeispitzel gefunden habe?«

»Kann ich nicht beides sein?«

Sie lachten und Nikolai bestellte eine weitere Getränkeunde.

»Sie scheinen gut informiert zu sein«, sagte er.

»Das ist mein Geschäft.«

»Ich suche eine Gruppe französischer Filmschauspielerinnen«, sagte Nikolai.

»Wer tut das nicht?«

»Vergangene Woche sind sie hier eingetroffen«, fuhr Nikolai fort. »Sie wissen nicht zufällig, in welchem Hotel sie wohnen?«

»Ob ich das weiß?«, fragte De Lhandes. »Ich habe mich auf der anderen Straßenseite wie ein Hund auf die Lauer gelegt in der Hoffnung, einen Blick zu erhaschen. Sie sind im Eden Roc.«

Nikolai hätte am liebsten seinen Drink stehen lassen und wäre direkt zum Hotel gegangen. Sie war so nah. Doch er zügelte seinen Impuls und zwang sich, zunächst ans Geschäft zu denken. Das Wichtigste zuerst, sagte er sich, dann kannst du sie suchen.

»Haben Sie Interesse?«, fragte De Lhandes.

»Dasselbe wie Sie.«

»Nicht dasselbe«, bemerkte De Lhandes. »Sie haben eine Chance, mein Freund. Beim goldenen Schamhaar der Dorfjungfer, Sie haben eine Chance.«

Sie tranken aus und überquerten die Straße zum Grand Monde.

Das Casino befand sich in einem von einer hohen, verputzten und mit Stacheldraht bewehrten Mauer umgebenen Hof. Draußen patrouillierten Soldaten der Binh Xuyen zu Fuß und in Jeeps mit aufgebockten Maschinengewehren. Am Eingangstor wurden Nikolai und De Lhandes angehalten und flüchtig nach Waffen und Sprengkörpern durchsucht.

»Das moderne Saigon«, bemerkte De Lhandes, die Arme auf Schulterhöhe angehoben, damit der Türsteher ihn abtasten konnte. Er nickte De Lhandes durch, durchsuchte anschließend Nikolai und ließ auch ihn passieren. Dann traten sie durch die breiten Türen in das riesige weiße Gebäude.

Das Casino mit seinen hohen Decken und den Kronleuchtern konnte durchaus mit seinen Vorgängern an der Riviera und in Monaco mithalten. Die etwa dreißig Spieltische waren mit sattgrünem Filz überzogen und die Einrichtung dem Stil der Jahrhundertwende nachempfunden. Alles war sauber und gepflegt.

Die Gäste hätten – einmal davon abgesehen, dass es sich vorrangig um Asiaten handelte –, ebenso gut aus Südfrankreich stammen können, denn sie waren teuer und nach der neuesten Mode gekleidet. Die Prostituierten – und von ihnen gab es eine Menge – zeigten sich in ihrer aufreizenden Garderobe durchaus verhalten, und die Ehefrauen, Freundinnen und Mätressen der wohlhabenden Männer ignorierten würdevoll ihre Anwesenheit. Chinesische Croupiers in weißen Jacketts arbeiteten flink und effizient, während größere Männer, offen-

bar Sicherheitsleute, in den Ecken standen und alles wachsam beobachteten.

Der große Raum war von aufgeregtem Geplapper, Jubelschreien und Flüchen, dem Klackern der Würfel, dem Klappern der Chips und dem Knattern der Roulettescheiben erfüllt. Eine Wolke aus Zigarettenrauch schwebte wie eine schützende Glocke über den Triumphen und Enttäuschungen der Spieler.

Haverford saß an einem Roulettetisch. Er schenkte Nikolai nur einen flüchtigen Blick, schob ein paar Chips in die Mitte und beobachtete das sich drehende Rad.

Er gewann.

Bay Vien, glänzend herausgeputzt in einem Anzug aus grauer Kunstseide und mit einer wunderschönen Chinesin am Arm, stand dabei und beobachtete das Geschehen.

»Wer ist das?«, fragte Nikolai.

»Bay Vien«, antwortete De Lhandes. »Der Anführer der Binh Xuyen. Ihm und Bao Dai gehört der Laden. Möchten Sie ihn kennenlernen?«

»Nicht unbedingt«, sagte Nikolai.

»Früher oder später werden Sie nicht drum herumkommen«, sagte De Lhandes, »wenn Sie in Saigon Geschäfte machen wollen.«

»Im Moment«, sagte Nikolai, »möchte ich einzig und allein am Roulettetisch Geschäfte machen.«

Sie gingen zum Kassenschalter und erstanden Spielchips, dann kehrten sie wieder zum Tisch zurück, wo De Lhandes gleich bei seinem ersten Versuch prompt verlor.

»Beim haarigen Sack des heiligen Antonius!«, fluchte er.
»Beim unersättlichen Appetit der Töchter der Dordogne! Bei der unaussprechlichen Abartigkeit der Schwestern von ...«

»Läuft es nicht gut?«, fragte Nikolai.

»Die finanzielle Not zwingt mich zur Enthaltsamkeit«, erwiderte De Lhandes.

Nikolai trat näher heran und betrachtete das Spiel. Es schien recht einfach – die Spieler wetteten, auf welcher Zahl zwischen eins und sechsunddreißig die Kugel landen würde. Sie konnten zwischen schwierigeren »Innenwetten« und erfolgversprechenderen, wenngleich weniger einträglichen »Außenwetten« wählen, und entweder auf eine bestimmte Zahl, eine Gruppe von Zahlen, gerade oder ungerade, Rot oder Schwarz setzen. Die Kombinationsmöglichkeiten zwischen den jeweiligen Wetten schienen unendlich, doch selbst ein Kind würde bei näherer Betrachtung erkennen, dass die Spielbank immer die höchsten Gewinnchancen hatte.

»Ich hoffe, Sie haben mehr Glück als ich«, sagte Haverford. Er wirkte ein wenig bedrückt, der Stapel Chips auf dem Tisch vor ihm schwand. Er streckte seine Hand aus. »Ich bin übrigens Ellis Haverford.«

»*Un bon ami*«, sagte De Lhandes. »Ein sehr angenehmer Zeitgenosse, wenn man bedenkt, dass er Amerikaner ist.«

»Michel Guibert«, sagte Nikolai und setzte hinzu: »Und was machen Sie in Saigon, Mr. Haverford?«

»Ellis«, erwiderte Haverford. »Ich arbeite für den United States Information Service.«

»Geben Sie Informationen weiter«, fragte Nikolai, »oder beschaffen Sie welche?«

»Zunächst Letzteres und dann auch Ersteres«, sagte Haverford, der Spaß an dem Spielchen fand. »Und Sie? Was führt Sie nach Saigon?«

»Das Wetter.«

Haverford lachte. »Die grausame Hitze oder die lähmende Schwüle?«

»Zunächst Letzteres und dann auch Ersteres.«

»Wollen Sie Ihr Glück versuchen?«, fragte Haverford.

»Wo?«

»Am Roulettetisch.«

»Vielleicht lass ich's drauf ankommen«, sagte Nikolai.

Er begann zurückhaltend, setzte bescheidene zwei Piaster auf Schwarz und gewann. Er ließ seinen Gewinn auf dem Tisch liegen, legte weitere Chips dazu, setzte dreimal auf Schwarz, gewann und ging anschließend zu Rot über.

Der Croupier drehte das Rad, die Kugel ratterte und landete auf der Siebenundzwanzig.

Rot.

Zwei weitere Male Rot und eine kurze Rückkehr zu Schwarz und Nikolai hatte einen hübschen Stapel Chips gewonnen. Vom Herdeninstinkt der Spieler getrieben, die einen »Lauf« witterten, hatte sich eine kleine Gruppe um den Tisch herum versammelt. Unter den Zuschauern befand sich auch Bay Vien höchstpersönlich, der am entgegengesetzten Ende stand und Nikolai mit einem Ausdruck matter Neugier betrachtete.

Nikolai sah ihn an und fragte sich, ob und wann er sein Versprechen, seine Schulden zu begleichen, einlösen würde.

Nikolai bewegte seine Chips auf ein Feld mit der Zahl Zehn. »*Straight up*«, sagte er zu dem Croupier.

»Das sind tausend Dollar, Mann«, sagte Haverford.

»*Mon pote*, die Chancen ...«

»Betragen genau siebenunddreißig zu eins«, sagte Nikolai.
»Das ist mir bewusst.«

Es lag auf der Hand.

Mehrere Leute setzten hastig auf Schwarz; einige Mutigere setzten auf die Neun und auf die Zehn. Die Zweifler unter ihnen platzierten Chips auf Rot.

»*Rien ne va plus*«, sagte der Croupier, beendete das Setzen und drehte das Rad.

Die Kugel landete auf der Zehn.

»Woher haben Sie das gewusst?«, fragte Haverford.

»Außerordentlich«, murmelte De Lhandes, »bei den schrumpeligen Hoden des Papstes ...«

Nikolai verteilte seinen gesamten Gewinn auf vier Zahlen: Siebzehn, Achtzehn, Zwanzig und Einundzwanzig.

»Hören Sie auf, bei der runzligen Rosette des ...«

»Seien Sie nicht albern, Michel.«

Nikolai sah über den Tisch zu Bay, der lediglich lächelte, scheinbar unbesorgt, dass Guibert die Bank sprengen könnte. Andererseits, dachte Nikolai, muss er sich wahrscheinlich wirklich keine Sorgen machen.

»Ecke«, sagte Nikolai. Wenn die Kugel auf einer der vier Zahlen landete, würde er gewinnen.

Rasch wurden Wetten für und gegen ihn abgeschlossen.

»*Rien ne va plus*.«

Die Kugel landete auf der Achtzehn.

»Lassen Sie sich auszahlen.«

»Nehmen Sie das Geld.«

»Ein Festmahl, das sage ich Ihnen, selbst in diesem kolonialen Fegefeuer ... und beim Schamhaar der Mona Lisa, die Frauen, die Sie heute Nacht haben können, unzählige ...«

Nikolai schob die Chips erneut auf die Zehn.

»... Titten und Ärsche, groß wie die Heuhaufen von Cézanne, und ...«

Bay sah Nikolai an und nickte, als wollte er sagen, fühlen Sie sich eingeladen.

»... eine solche Auswahl, ein erotisches Buffet mit fünf Michelin-Sternen, beim kochend heißen Sperma des ...«

Nikolai blickte erneut zu Bay. »*Straight up.*«

»Das ist Wahnsinn«, sagte De Lhandes.

Haverford schüttelte nur den Kopf. Die Spieler drängten sich jetzt um den Tisch, um Gegenwetten abzuschließen.

»*Rien ne va plus.*«

Das Rad drehte sich. Die Kugel klackerte, ratterte und sprang. Nikolai aber sah gar nicht hin – er schaute unverwandt auf Bay, der seinem starren Blick mit unverändert festgefrorenem Lächeln begegnete. Nikolai hörte, wie das Rad langsamer wurde, anhielt und die Zuschauer kollektiv nach Luft schnappten, als der Croupier verkündete: »*Dix.*«

Zehn.

Nikolai machte keine Anstalten, seine Chips aus dem Spiel zu nehmen oder erneut zu setzen.

»Michel, Sie haben gewonnen«, hörte er De Lhandes sagen. »Seien Sie kein Narr, mein neuer Freund. Das ist viel Geld.«

»*Encore*«, sagte Nikolai. »*Straight up.*«

»*Mon pote*, Sie werfen Ihr Geld zum Fenster raus!«

»Ein Vermögen!«

Nikolai sah zu Bay, der mit den Schultern zuckte.

Der Croupier beendete das Setzen.

Die Kugel rollte.

Sprang ...

Landete auf der Zwölf ...

Und sprang auf die ...

Zehn.

Bay wandte sich vom Tisch ab, legte seinen Arm um die Frau an seiner Seite und ging zur Bar.

Nikolai nahm seine Chips im Wert von knapp über hunderttausend Dollar.

Bay hatte die Bazookas bis auf den letzten Cent bezahlt.

Der Neuankömmling mit der Glückssträhne war in aller Munde.

Nikolai ging zur Bar und bestellte Getränke.

»Gut gespielt«, sagte De Lhandes.

»Allerdings«, setzte Haverford trocken hinzu.

»Bei den blau geäderten heiligen Brüsten von Jane Russell«, schwärmte De Lhandes, »das war spektakulär! Einen Augenblick lang dachte ich, die zugegebenermaßen fettverstopften Arterien meines schweren Herzens – die eher einer Gänsestopfleber als Blutgefäßen ähneln – würden platzen! Thors pochender Schwengel, Mann, Sie haben mir einen Schrecken eingejagt! Aber ich bin glücklich, glücklich – nein, außer mir vor Freude – über Ihren beispiellosen Gewinn. *Santé!*«

»*Santé*«, sagte Nikolai.

»Niemand knackt diese Spielbank«, sagte De Lhandes.

Es sei denn, dachte Nikolai, der Casinobetreiber schuldet dir eine große, illegale Summe und lässt sich was einfallen, wie er sie schlau, unterhaltsam und konspirativ auszahlen kann.

Die Geschäfte mit dem Glücksspiel hier waren so krumm wie die Hinterbeine eines Straßenköters.

Am Eingang des Casinos kam es erneut zu Tumult und Stimmengewirr. Die Sicherheitsleute eilten dem Lärm draußen entgegen. Durch die Tür sah Nikolei einen Konvoi großer glänzend schwarzer Limousinen vorfahren. Capitaine Signavi erschien, dann eine Abordnung von Soldaten der Binh Xuyen, die einer nach dem anderen mit Maschinenpistolen bewaffnet aus dem vorderen Wagen stiegen, während andere eilig eine Absperrkette zwischen Wagen und Tür bildeten.

»Ja, ist es möglich?«, fragte De Lhandes sarkastisch. »Königlicher Besuch!«

Ein dritter Wagen fuhr vor, Soldaten öffneten die Tür im Fond und ein Vietnamese mittleren Alters im weißen Smoking stieg aus, während sich die Wachleute so beflissen umsahen, als säßen ihre Köpfe auf Kugellagern.

»Das ist Bao Dai«, erklärte Haverford Nikolai. »Der Playboy-Kaiser.«

Er bewegte seine Finger und ahmte einen Puppenspieler nach.

Bao Dai drehte sich um und griff noch einmal ins Innere des Wagens, offenbar um einem weiteren Fahrgast beim Aussteigen zu helfen.

»Ich hoffe, es ist seine neueste Geliebte«, sagte De Lhandes.
»Ich habe gehört, sie soll fantastisch aussehen.«

Nikolai beobachtete, wie die Frau elegant aus dem Wagen glitt.

Sie sah wirklich fantastisch aus.

Es war Solange.

117

Sie trug ein schwarzes Abendkleid, tief dekolletiert, wie es gerade Mode war, und die blonden Haare hochgesteckt, so dass ihr langer Hals zur Geltung kam. Nur eine einzige Strähne floss ihr auf die Schulter.

Solange nahm den ihr von Bao Dai angebotenen Arm und erlaubte ihm, sie durch den Gang zu geleiten, den die Soldaten gebildet hatten, während jeder einzelne von ihnen vergeblich versuchte, die große elegante Französin, die jetzt die Geliebte des Kaisers war, nicht anzustarren.

»Ich habe gehört, sie ist ›Filmschauspielerin‹«, sagte De Lhandes. »Zumindest bezeichnet sie sich als solche.«

»In dem Film würde ich auch gerne mitspielen«, sagte Haverford.

Nikolai konnte sich gerade noch davon abhalten, ihm eine Ohrfeige zu verpassen, aber nicht verhindern, dass ihm das Blut ins Gesicht schoss und auf seinen Wangen brannte. Als die Röte nachließ, erlaubte er sich, Blickkontakt zu Haverford

aufzunehmen, doch falls der Amerikaner sich schämte, so ließ er es sich nicht anmerken.

»Ich habe nichts damit zu tun«, raunte er Nikolai zu.

Wenn nicht er, fragte sich Nikolai, wer dann?

»So ein Kaiser hat kein schlechtes Leben«, behauptete De Lhandes, als Bao Dai mit Solange das Kasino betrat.

Nikolai sah zu, während Bao Dai ihr verschiedene wichtige Männer vorstellte, und beobachtete, wie sie ihnen ihre Hand zum Handkuss reichte, wie sie lächelte, kurze geistreiche Bemerkungen machte und alle betörte. Sie schien sich in dieser Gesellschaft wohlfühlen, für Nikolais Geschmack ein wenig zu wohl, und er ärgerte sich über sich selbst, weil er so empfand ...

Mach dir nichts vor, sagte er sich, man nennt es »Eifersucht«.

Am liebsten wäre er hingegangen und hätte Bao Dai mit einem einzigen Schlag getötet. Der Mann betatschte Solange, streichelte ihren nackten Arm, signalisierte allen im Raum, dass sie ihm gehörte. Es war widerwärtig, und er war wütend auf sie, weil sie es zuließ.

Heuchler, warf er sich vor.

Du bist ebenso eine Hure wie sie, ihr beide verkauft euch, ihr beide spielt eure Rollen. Wenn sie ihre gut spielt, dann lässt sich dasselbe auch über dich sagen, »Michel Guibert«.

»Ich denke nicht, dass man uns vorstellen wird«, sagte De Lhandes.

Haverford lächelte. »Dafür stehen wir in der Hackordnung zu weit unten.«

De Lhandes seufzte. »Dann kann ich also nur von fern nach ihr lechzen.«

»Schlecht für Sie, gut für Le Parc à Buffles«, sagte Haverford.

Die Kurtisanen des Casinos überstiegen De Lhandes' bescheidene Mittel, aber im Le Parc war für jeden Geldbeutel etwas zu haben.

Dann sah sie ihn.

Groß, wie sie war, blickte sie ihrem Begleiter über die Schulter und entdeckte Nikolai. Nur der aufmerksamste Beobachter hätte das unterdrückte Zucken im Moment des Wiedererkennens wahrgenommen, bevor ihre grünen Augen weiterwanderten und kurz auf Haverford ruhten, doch Nikolai hatte es gesehen.

Er ging auf sie zu.

Bay Vien wirkte erstaunt, als Nikolai sich so dreist zu ihnen gesellte.

Nikolai sah Bao Dai an, richtete seine Worte aber an Solange. »Michel Guibert, ursprünglich aus Montpellier und Hongkong. *Enchanté*, Mademoiselle.«

»*Enchanté*, Monsieur«, sagte Solange und bedeutete ihm mit ihren Blicken, er solle verschwinden, bevor sie sich wieder Bao Dai zuwandte.

Dem Kaiser war aufgefallen, wie unhöflich sich der *colon* seiner Geliebten genähert hatte, doch er ließ sich seine Verärgerung nicht anmerken. »Willkommen in Vietnam, Monsieur Guibert. Was führt Sie nach Saigon?«

»Danke sehr, Eure Exzellenz«, sagte Nikolai. »Ich möchte ein Unternehmen gründen – eine Manufaktur.«

»Ausgezeichnet«, sagte Bao Dai, »und was soll dort hergestellt werden?«

»Ich dachte an Marionetten«, erwiderte Nikolai und sah Bao Dai unverwandt in die Augen. »Sie wissen schon ... Spielfiguren.«

Die Beleidigung war beabsichtigt und jeder, der mitgehört hatte, wusste das. Bao Dai aber lächelte lediglich und fragte: »Welche Art von Marionetten?«

»Französische, denke ich«, sagte Nikolai. »Oder halten Sie amerikanische für zeitgemäßer?«

»Ich hätte nicht gedacht, dass die Amerikaner für so etwas bekannt sind«, sagte Solange.

»Doch, dort gibt es Bauchredner. Man nennt sie, lassen Sie mich nachdenken ...« Nikolai blicke Bao Dai direkt ins Gesicht. »Ja, *dummies*. Das ist eigentlich ganz schlau. Die Puppe scheint zu sprechen, aber natürlich spricht in Wirklichkeit der Bauchredner. Wenn man es nicht besser wüsste, würde man schwören, dass ...«

»Ja, ich glaube, wir haben die Methode verstanden, Monsieur«, sagte Solange, wandte sich um und gab Bao Dai zu verstehen, dass sie weiterzugehen wünschte.

»Nun, viel Glück für Ihr Vorhaben, Monsieur Guibert«, sagte Bao Dai. »Wenn es etwas gibt, womit wir Sie und Ihr Unternehmen unterstützen können, hoffe ich, dass Sie nicht zögern werden, es uns wissen zu lassen. Wir bemühen uns stets, Unternehmern Mut zu machen.«

»Ja, davon habe ich gehört«, sagte Nikolai. »Selbst in fernen Ländern wie Laos spricht man von Ihrer Kooperationsbereitschaft.«

Bao Dai schloss für einen kurzen Augenblick die Lider und öffnete sie wieder. Seine Augen waren schwarz vor unterdrückter Wut. »Spielen Sie, Monsieur Guibert?«

»Ein bisschen, Eure Exzellenz.«

»Er hat die Spielbank gerade um ein kleines Vermögen gebracht«, sagte Bay Vien.

»Hat er das?«, fragte Bao Dai und zog die Augenbrauen hoch. »Vielleicht hätten Sie Lust auf ein Spiel mit mir?«

»Es wäre mir eine Ehre.«

»Ich ziehe normalerweise Spiele vor, bei denen ein Spieler gegen einen anderen antritt.«

»Geht mir genauso.«

»Gut«, sagte Bao Dai. »Tatsächlich habe ich großen Gefallen an dem amerikanischen Spiel namens Poker gefunden.«

Solange hatte ihr starres Lächeln beibehalten, doch Nikolai merkte, dass sie vor Wut kochte. Sie starrte ihn mit einem Blick an, der sagte: Geh einfach.

Er lächelte.

»Der Einsatz wird hoch sein«, sagte Bao Dai in der Hoffnung, ihn in Verlegenheit zu bringen.

Nikolai sah Solange an und erwiderte: »Ich mag hohe Einsätze.«

»Wir spielen ohne Limit«, fuhr Bao Dai fort.

»Umso besser.«

»Ich lasse einen Tisch in meinen Privaträumen herrichten«, sagte Bay.

»Werden Sie uns Gesellschaft leisten?«, fragte Nikolai Solange.

Die Kunde von der Brüskierung Bao Dais durch den Neuankömmling und von dem bevorstehenden Pokerspiel machte schnell die Runde im ganzen Haus.

Bay Vien ging an Nikolai vorbei und murmelte: »Dieses Mal ist nichts gezinkt.«

»Ich verlasse mich darauf, dass Sie dafür Sorge tragen.«

Er ging zur Bar.

»Um Gottes willen, Mann«, zischte De Lhandes, »sind Sie noch ganz bei Trost? Den Kaiser beleidigen. Er wird Ihnen die Gurgel durchschneiden. Aber bei der Liebe, mit der mich meine Mutter überhäuft hätte, wäre sie angesichts dessen, was ihrem Schoß entkroch, nicht viel zu entsetzt gewesen, Sie haben Eier, Guibert. Dicke, prachtvolle Eier.«

»Was haben Sie vor?«, fragte Haverford.

»Pokern«, erwiderte Nikolai. »Was haben Sie vor?«

»Pokern, denke ich«, gab Haverford zurück. Er machte sich auf die Suche nach Bay Vien.

Bay war ein begehrter Mann. Wenige Augenblicke später zog Bao Dai ihn beiseite. »Ich will den Franzosen ruiniert sehen. Bis auf den letzten Piaster.«

Und De Lhandes fragte jeden, der ihm Gehör schenkte: »Beim speckigen Bauch des Buddha, was würden Sie darum geben, in den Raum hineinzudürfen?«

118

Sechs Männer saßen an dem runden Tisch. Nikolai, Bao Dai, Bay Vien, Haverford, Signavi und der Kartengeber.

Bay Vien gab die Regeln bekannt – das Casino gab die Karten, aber ein Button würde von Spieler zu Spieler wandern und anzeigen, in welcher Reihenfolge gesetzt wurde. Zudem durfte derjenige, vor dem der Button lag, zwischen zwei Spielvarianten wählen, Seven Card Stud oder Five Card Draw. Alberner Schnickschnack wie Wild Cards oder Joker waren bereits aus dem Kartensatz entfernt worden. Und das Wichtigste: Es gab kein Limit.

Nikolai saß mit einem gedrungenen Glas Single-Malt-Scotch aufrecht am Tisch und betrachtete Solange, die hinter Bao Dai stand und diesem wie ein Maskottchen über die Schulter blickte. Es war erniedrigend, dachte er, erniedrigend und billig und weit unter ihrer Würde.

Es sei denn, dachte er, sie spielt eine Rolle, die ihr die Amerikaner zugewiesen haben. So wie auch du deinen Part in deren Melodram spielst. Aber worin besteht Solanges Rolle?

Bao Dai stapelte seine Chips zu mehreren ordentlichen Türmchen. Haverford saß zu Nikolais Linken, Bay zu seiner Rechten.

Die Karten wurden abgehoben. Bay gewann und zog fünf. Nikolai nahm sein Blatt auf.

Zwei Stunden später hingen schaler Zigarettenqualm und elektrisierende Anspannung zum Schneiden dick in der Luft. Haverford war so gut wie raus, ebenso Bay Vien. Signavi hatte einen bescheidenen Stapel Chips vor sich, aber Nikolai und Bao Dai waren die großen Gewinner und bereiteten sich auf einen Showdown vor.

Nikolai fand das kindische Spiel unfassbar langweilig, so wie schon damals im Gefängnis, als er drei Jahre lang die amerikanischen Wärter bei ihren endlosen Runden belauscht hatte. Im Poker gab es keinerlei Feinheiten oder Kreativität, und im Vergleich zum Go war es ein schrecklich infantiles Spiel. Es ging um nichts anderes als schlichte Risikoanalyse und Finanzverwaltung. Die grundlegenden Gesetze der Mathematik besagten, dass fünf Spieler im Verlauf mehrerer Runden ungefähr dieselben Karten bekommen würden. In diesem Sinne war Poker dem Go nicht unähnlich, denn auch hier musste man entscheiden, wann man aggressiv auftrat und wann es besser war, sich zurückzuziehen.

Trotzdem fand er das Mann-gegen-Mann-Duell gegen Bao Dai unwiderstehlich. Er staunte darüber, wie unbedingt er dem Kaiser Geld abknöpfen und ihn vor Solange in die Knie zwingen wollte.

So viel zum Mangel an Feinheiten, dachte er.

Er nahm seine Karten auf und sah, dass er zwei Damen und ein Zehner-Pärchen hatte. Das reichte, um weiter zu setzen, und er warf seine Chips in die Mitte, gerade als Bao Dai erhöhte.

Er bekam seine Karte, die Kreuz-Zehn.

Bao Dai eröffnete, Nikolai ging mit und erhöhte.

Haverford warf die Karten auf den Tisch. »Nicht mein Abend heute.«

Signavi sah Nikolai prüfend an, doch dessen Gesicht war ruhig und undurchdringlich. Er grunzte verächtlich und schob seine Chips in die Mitte.

Bao Dai lächelte über den Tisch. »Sie bluffen.«

»Von mir aus.«

Der Kaiser bediente und erhöhte.

Nikolai und Signavi gingen mit.

Bao Dai deckte seine Karten auf – ein Red Flush.

»Full House«, sagte Nikolai und sammelte die Chips ein.

Signavi fluchte angewidert.

Bao Dai lächelte bloß, aber Nikolai entgingen seine vor Zorn und Frustration geröteten Wangen nicht. Er blickte Solange an, die sich jedoch hastig abwandte, zur Bar ging und Bao Dai einen weiteren Whiskey brachte.

Nikolai sah auf seinen Stapel Chips. Sie entsprachen einem Wert von über zweitausend Piastern – ungefähr einhundertzwanzigtausend Dollar.

Der Button lag jetzt vor Bay Vien. Er verlangte einen frischen Kartensatz und sagte Seven Card Stud an. Der Kartengeber mischte und Bay Vien hob ab.

Nikolai warf einen Blick unter seine beiden verdeckten Karten.

Wenig vielversprechend – Kreuz-Vier und Kreuz-Fünf.

Seine erste offene Karte war ein Herz-Bube.

Bao Dai zeigte eine Karo-Dame und setzte.

Nikolai blieb im Spiel.

Die nächste Runde brachte ihm die Kreuz-Acht und Bao Dai die Pik-Dame. Der Kaiser sah auf, lächelte ihn an und erhöhte um dreihundert Piaster. Nikolai warf die Chips in die Mitte, um seine nächste Karte zu sehen.

Ein Kreuz-Bube.

»Bube-Paar«, sagte der Kartengeber.

Haverford stieg aus.

Bao Dai zog eine Zwei. Immer noch triumphierend setzte er weitere fünfhundert Piaster. Nikolai ging mit und bekam eine Kreuz-Sechs.

Der Kaiser zog die Kreuz-Dame.

»Dame-Drilling.«

Solanges Augen wirkten fast traurig. Bao Dai setzte noch einmal fünfhundert, lehnte sich zurück und sah Nikolai an. »Bevorzugen Sie immer noch Spiele, bei denen die Spieler direkt gegeneinander antreten?«

Nikolai war nicht sicher, ob er gegen einen Spieler oder einen Spieler im Verein mit der Spielbank antrat, aber er antwortete: »Ja, an meinen Vorlieben hat sich nichts geändert.«

»Also dann ...«

Bay Vien stieg aus.

Auch Signavi warf das Handtuch. »Nicht mein Abend, ich seh's ein.« Er stand auf, ging an die Bar und ließ sich einen Pernod einschenken.

»Bleiben also nur noch wir beide«, sagte Bao Dai zu Nikolai.

»So wie vorgesehen«, erwiderte dieser. Dreist sah er Solange direkt ins Gesicht, sie wandte sich ab.

»Die Dame ist müde, denke ich«, sagte Bao Dai. »Lassen wir dies die letzte Runde sein?«

»Von mir aus«, sagte Haverford. Bay und Signavi stimmten rasch zu.

Bao Dai zog eine Augenbraue hoch und sah Nikolai erneut an.

»Solange es einen Gewinner und einen Verlierer gibt«, sagte Nikolai.

»Ich denke, dafür kann ich garantieren.«

Ich frage mich, ob du das kannst, dachte Nikolai, der sich darüber im Klaren war, dass der Verbündete und Geschäftspartner des Kaisers, dem das Casino und auch der Kartengeber gehörten, gerade einen frischen Satz bestellt hatte. Ich habe heute Abend ein Vermögen gewonnen, und mir bleibt immer noch genug, um ein neues Leben zu beginnen.

Der Kaiser hat bereits einen Drilling aufgedeckt. So aggressiv, wie er setzt, hat er eine weitere Karte unter den Verdeckten. Ich kann nur dann überhaupt noch an seine offenen Karten herankommen, wenn ich eine Kreuz-Sieben ziehe. Die Chancen stehen niederschmetternd gegen mich.

Bao Dai hob die Hand und strich Solange über die Finger.

Nikolai warf seine Chips in die Mitte.

Die Karte wurde gegeben.

Bao Dai griff nach seiner verdeckten Karte.

Nikolai sagte: »Wir wollen beide nicht nachsehen.«

»Wie bitte?«

»Wir wollen beide nicht nachsehen, Eure Exzellenz«, schlug Nikolai vor und schob all seine Chips in die Mitte. »Und dies soll die letzte Runde bleiben.«

»Das ist der helle Wahnsinn«, sagte Haverford.

Solanges grüne Augen funkelten wie Smaragde.

»Der könnte längst vier Damen da drunter haben und es wissen«, zischte Haverford.

Nikolai war sich dessen bewusst. Er betrachtete Bay, um herauszufinden, ob das Spiel manipuliert war.

Er vermochte es nicht zu sagen.

Bao Dai holte tief Luft und schob seine Chips in die Mitte.

»Ich gehe mit«, sagte er. Dann sah er Bay an und fragte: »Bin ich hier kreditwürdig?«

»Selbstverständlich«, sagte Bay in scherzhaftem Ton, doch sein Gesicht wirkte angespannt, so als hoffte er, der Kaiser würde nicht tun, was er befürchtete.

Doch er tat es.

»Ich gehe mit«, wiederholte Bao Dai, »und erhöhe auf zweitausend Piaster.«

»Die habe ich nicht.«

»Ich weiß«, sagte Bao Dai vergnügt. »Ich habe Sie gewarnt, kein Limit. Das Traurige ist, dass Sie in diesem Kreis gar nichts zu suchen hatten. Ich habe mit Ihnen gespielt wie mit einer ... Marionette.«

Bay wirkte angewidert. Signavi tat, als habe er etwas Interessantes auf dem Tisch entdeckt, während Haverford den Fußboden scheinbar ungemein faszinierend fand.

Sie alle schämten sich für Bao Dai. Er hatte sich eine Blöße gegeben.

Doch Solange sah Bao Dai direkt in die Augen, und aus ihrem Blick sprach Verachtung. Es war nur ein flüchtiger Moment, der sogleich von einer gleichgültigen Maske abgelöst

wurde, doch Nikolai hatte es gesehen, und es war ihm Sieg genug.

»Dann wünsche ich eine Gute Nacht«, sagte Nikolai und wollte aufstehen.

»Sie sind ebenfalls kreditwürdig«, sagte Bay zu ihm und funkelte Bao Dai wütend an.

»Bis zweitausend Piaster?«, fragte Nikolai.

»Ganz recht.«

Unterbreitet mir Bay ein aufrichtiges Angebot oder ist der Satz gezinkt und legt er mich rein, damit ich noch höher verliere? Ich habe dich vor einer Kugel gerettet, dachte Nikolai und sah ihn an. Würdest du mich jetzt in eine Falle locken?

Er setzte sich wieder.

Und sah Solange an, die ihn ihrerseits anblickte.

»Ich gehe mit«, sagte Nikolai.

Bao Dai deckte seine Karten auf und zeigte, was er in der Hand hatte.

Die erste verdeckte Karte war eine Herz-Dame.

Ein Vierling.

Er sah Nikolai an, und sein anzügliches Grinsen sagte: Ich hab dir doch gesagt, dass du hier nichts zu suchen hast. Meine Runde, mein Gewinn, meine Frau.

Nikolai deckte seine letzte Karte auf.

Eine Kreuz-Sieben.

»Mein Gott, Sie sind reich«, stellte De Lhandes fest.

Es stimmte – Nikolai hatte Bao Dai so viel Geld abgeknöpft, dass er für den Rest seines Lebens ausgesorgt hatte.

Eins musste man dem Marionettenkaiser allerdings lassen, er hatte seinen Verlust mit Würde hingenommen. Kaum verwunderlich, dachte Nikolai allerdings, denn er konnte das Geld ohne weiteres durch das, was er von den Amerikanern bekam, sowie seine Anteile am Glücksspiel, der Prostitution und den Drogengeschäften ersetzen.

Trotzdem verlangte es Mut, dem mächtigen Bao Dai auf diese Weise entgegenzutreten, und Michel Guiberts Name war in Cholon bereits in aller Munde, noch bevor er das Casino verlassen hatte.

»Ich werde Ihnen ein paar Sicherheitsleute mitgeben«, bot Bay an.

So viel Geld, dachte der Verbrecherfürst. Auch wenn die Banditen von Cholon die Binh Xuyen normalerweise nicht provozierten, indem sie einen Raubüberfall auf deren Gebiet verübten, könnte ein solcher Betrag sie zu überstürzten Handlungen verleiten. Für ein derart großes Vermögen war unter Umständen durchaus jemand bereit, das eigene Leben und das seiner Familie zu riskieren.

»Das wird nicht notwendig sein«, erwiderte Nikolai.

»Ich schlage vor«, sagte Bay, »dass Sie mir erlauben, Ihre Chips im Safe unterzubringen. Morgen früh kann ich Ihnen

eine bewaffnete Eskorte zur Verfügung stellen, die Sie zur Bank begleitet.«

»Das ist sehr freundlich von Ihnen«, sagte Nikolai. »Und ich nehme das Angebot an.«

Haverford trat auf Nikolai zu und flüsterte: »Das war dumm und gefährlich.«

»Ganz Ihrer Meinung.«

»Morgen in der Sporting Bar. Fünf Uhr.«

»Gut.«

Im Hauptraum verbreitete sich Unruhe, als Bao Dai sich bereitmachte, zu gehen. Der Kaiser drehte sich zu Nikolai um, winkte und wartete, bis seine Leibwächter sich aufgestellt hatten.

Solange sah Nikolai über des Kaisers Schulter hinweg an.

»Wohin jetzt?«, fragte De Lhandes.

»Ins Parc à Buffles«, sagte Nikolai laut genug, damit Solange es hören konnte.

Sie wandte sich ab.

Momma, die Leiterin des Bordells, hatte bereits von Guiberts plötzlichem Wohlstand erfahren und erwartete ihn.

»Monsieur Guibert, *bienvenu*«, zwitscherte sie mit bebendem Doppelkinn. »Die besten Glückwünsche zu Ihrem Triumph! Ihre Freude ist auch meine.«

»Danke.« Meine Freude ist Ihr Profit, dachte er, aber was soll's.

»Dieses Etablissement ist für einen Mann von Ihrem Rang nicht das Richtige«, sagte Momma, »begleiten Sie mich in den

hinteren Bereich, der unseren besonderen Gästen vorbehalten ist.«

Nikolai konnte De Lhandes' Neid fast körperlich spüren. »Ich gehe davon aus, dass Ihnen meine Freunde ebenfalls willkommen sind, Madame.«

»Selbstverständlich«, sagte Momma und lächelte noch breiter, um auch De Lhandes einzuschließen. »Alle Freunde von Monsieur ...«

Sie folgten ihr über einen Hof, wo bewaffnete Wachen der Binh Xuyen eine lange Schlange von Soldaten im Auge behielten, die geduldig auf weniger exklusive Dienstleistungen warteten. Das Bordell war ein Paradebeispiel der Assimilation, und Nikolai fiel auf, wie unterschiedlich die in Vietnam stationierten französischen Streitkräfte waren – Fallschirmjäger aus der *métropole*, Fremdenlegionäre aus ganz Europa, schlaksige senegalesische Soldaten und gedrungene Vietnamesen.

Momma führte sie in ein separates Gebäude, das im Stil des Fin de Siècle aufwendig verziert war. Im Vergleich zur zurückhaltenden Eleganz der japanischen Geisha-Häuser empfand Nikolai es als grotesk und geschmacklos.

Das House of Mirrors war ein so exklusives Etablissement, dass nur die Reichsten der Reichen überhaupt von seiner Existenz wussten oder sich die dort angebotenen Dienste leisten konnten. Wie in den feinsten französischen Restaurants galt auch hier, dass derjenige, der nach dem Preis fragen musste, dort nichts verloren hatte.

Momma klingelte mit einem kleinen Glöckchen, und sogleich reihten sich hinter ihr die Mädchen auf, eine Auswahl für jeden Geschmack und jede Vorliebe. Die meisten der Frauen

waren Asiatinnen in engen, bunten *cheong-sams* oder weißen *ao dais* aus Satin, doch auch einige Europäerinnen in durchsichtigen Negligés waren darunter, die die Asiatinnen um einen ganzen Kopf überragten. Eine von ihnen hatte blondes schulterlanges Haar und große Brüste, die ihr hauchdünnes Nachtgewand kaum zu verhüllen vermochte.

Madame merkte, dass Nikolais Blick auf ihr ruhte.

»Das ist Marie«, flüsterte sie. »Belgierin – ähnlich wie die Französinen ... nur schmutziger.«

Nikolai entschied sich stattdessen für eine Chinesin. Ihr schwarzer, mit Blumenmuster verzierter *cheong-sam* war bis zum Hals zugeknöpft, ihr schwarzes Haar zu einem strengen Knoten gebunden.

»Ling Ling wird Ihnen gefallen«, sagte Momma.

»Daran habe ich keinen Zweifel«, erwiderte Nikolai. »Und bitte setzen Sie die Wahl meines Freundes ebenfalls auf meine Rechnung.«

»Sie sind ein guter Freund.«

»Ich fühle mich wie neugeboren«, sagte De Llandes und suchte mit dem Blick eines ausgehungerten Feinschmeckers, der in einem Pariser Vier-Sterne-Restaurant die Karte studiert, die Reihe der Frauen ab. Er litt unter der Qual der Wahl, war hin- und hergerissen zwischen einer kurvenreichen Slawin aus Belgrad und einer Japanerin, die aussah wie aus Alabaster gemeißelt. »Man wird ja nicht gerne für einen Vielfraß gehalten, Michel, aber ...«

»Es macht mir nichts aus, Bao Dais Geld zu verjubeln«, antwortete Nikolai. »Nehmen Sie beide.«

»Beim Priapismus eines Papstes, Michel!«

Ling Ling – wobei Nikolai wusste, dass »Hübsch Hübsch« mit Sicherheit nicht ihr richtiger Name war – nahm Nikolai an der Hand und führte ihn in ihre Kammer. Er verletzte ihre Privatsphäre nicht, indem er sich nach ihrem richtigen Namen erkundigte. Das Pseudonym war eine Möglichkeit, das wenige, das ihr von sich geblieben war, zu bewahren.

»Soll ich mich ausziehen oder möchtest du das lieber tun?«, fragte sie.

»Du kannst dich ausziehen«, erwiderte Nikolai. Er machte sich keine Illusionen, was den Charakter ihrer Verbindung betraf. Er wünschte keine vorgetäuschte Romantik oder Verführung. Hier ging es um eine schlichte Geschäftsbeziehung.

Sie knöpfte ihren *cheong-sam* auf und hängte ihn in den kleinen Schrank. Nikolai zog sich aus, sie hängte seine Kleider ebenfalls in den Schrank. Dann nahm sie ihn in die Hand, ging in die Knie und deutete eine Geste des Vorspiels an, bei der es sich allerdings, wie Nikolai wusste, um einen dezenten Gesundheitscheck handelte. Zufrieden zog sie ihn aufs Bett. Nikolai war froh, dass sie schlank und zart war, ein »schmales Pferd«, wie es die Chinesen nennen, eher ein Zen-Garten als ein üppiges, großzügiges Gewächshaus wie Solange.

Ist sie jetzt mit Bao Dai im Bett?, fragte er sich. Zieht sie die Fäden der Marionette, bringt sie ihn mit ihren Reizen dazu, nach ihrer Pfeife zu tanzen?

Nikolai wunderte sich über seinen Anfall sexueller Eifersucht. Das war so ... westlich. Unpragmatisch und albern. Er widmete seine Aufmerksamkeit erneut der reizenden nackten Frau auf dem Bett, die ihn erwartungsvoll ansah.

»Öffne bitte dein Haar«, sagte er.

Sie griff sich an den Hinterkopf und zog eine Cloisonné-Spange aus ihrem Haar.

Es fiel ihr schwarz glänzend über die Schultern. Froh darüber, dass sie sich auf Chinesisch unterhalten konnten, erkundigte sie sich offen nach seinen Präferenzen.

»Möchtest du mit dem ›Mittelweg‹ beginnen?«, fragte sie, »und zum Schluss vielleicht ›Feuer von der anderen Seite des Berges holen‹?«

»Eigentlich keins von beidem«, sagte Nikolai.

»Findest du mich nicht attraktiv?«

»Ich finde dich sehr attraktiv«, erwiderte Nikolai. »Aber es ist mir ein so großes Vergnügen, dein wunderbares Chinesisch zu hören, dass es mir die größte Freude machen würde, wenn wir unsere Zeit mit einer Unterhaltung verbrächten.«

Sie sah ihn eigentümlich an, plauderte aber drauflos. Er warf gelegentlich eine knappe Bemerkung ein und machte höfliche Geräusche, die signalisieren sollten, dass er zuhörte, war aber mit den Gedanken woanders.

Es war dumm, Bao Dai derart zu brüskieren, sagte er sich, deine Wut auf Solange ist unfair. Sich absichtlich den Herrscher des Landes zum Feind zu machen, hieß Gefahr heraufzubeschwören, und was deine Einstellung gegenüber Solange betrifft – wolltest du sie unbedingt einem anderen Mann in die Arme treiben?

Du hast Glück, wenn sie dich überhaupt jemals wiedersehen möchte.

Er wartete im Foyer auf De Lhandes' Rückkehr vom Buffet. Eine Weile später kam der Zwerg auf gummiweichen Beinen in den Vorraum gewankt.

»Verdammt großzügig von Ihnen, Michel«, sagte De Lhandes, »fast schon übertrieben großzügig, wenn ich das so sagen darf, aber wenn die Schwelgerei Ihrer Freunde, selbst derer, die Sie erst kürzlich kennengelernt haben, zu Ihren Lastern zählt, dann sage ich: Hurrah dem Laster in all seinen vielfältigen Ausprägungen und Formen. Apropos ...«

»Sie handeln doch mit Informationen?«, unterbrach Nikolai ihn.

»Ja«, sagte De Lhandes. »Möchten Sie mir welche verkaufen?«

»Ich möchte welche erwerben.«

»Und Sie bekommen großzügigen Rabatt, mein Freund«, sagte De Lhandes. »Über wen, wenn ich fragen darf, was ich in der Tat darf, ja, sollte, und sogar, genau genommen, muss, wenn ich Ihnen zu Diensten sein soll.«

Auf der Taxifahrt zurück nach Saigon erklärte Nikolai De Lhandes, was er brauchte.

»Ihre Glückssträhne hält an«, erwiderte De Lhandes, »bei meiner zufrieden erschöpften, wenn auch grausam rangenommenen Männlichkeit, Ihre Glückssträhne hält an.«

Das wollen wir hoffen, dachte Nikolai.

120

Solange stellte sich vor, sie läge in Frontignan am Strand und Bao Dai sei eine kleine Welle, die über sie hinwegspülte.

Die Welle brach – endlich.

Sie wartete genau so lange, wie es der postkoitale Anstand gebot und gegenseitig Komplimente ausgetauscht waren, dann rollte sie sich herum und griff nach der Zigarettenschachtel.

»Er schien sich für dich zu interessieren«, sagte Bao Dai und stand selbst auf, um eine Zigarette und ein Glas Scotch zu holen. »Möchtest du etwas trinken?«

»Nein danke. Wer?«

Bao Dai lächelte nachsichtig. »Bitte, Liebling, glaub mir, wenn ich sage, dass ich heute mehr als genug Spielchen hatte. Wir wissen beide, dass ich von deinem gut aussehenden Landsmann spreche.«

»Diesem Guibert?«

»Diesem Guibert.«

Solange stand auf, warf sich einen weißen Morgenmantel aus Seide über und band den Gürtel fest um ihre Taille. Dann setzte sie sich auf das kleine Louis-XIV-Sofa und sah zu ihm hinüber. »Männer finden mich nun mal attraktiv. Soll ich mich dafür entschuldigen?«

»Nur wenn die Anziehung auf Gegenseitigkeit beruht«, erwiderte Bao Dai. »Tut sie das?«

Solange zuckte mit den Schultern. »Du hast selbst gesagt, dass er gut aussieht. Die Welt ist voll solcher Männer. Vielleicht könntest du mich blenden lassen ...«

»Du weichst mir aus.«

»Was bleibt mir anderes übrig«, fragte sie, »wenn du so albern bist? Das verletzt mich ein bisschen – schließlich bin ich mit dir zusammen, Darling, nicht mit ihm, ich dachte, du hättest das gemerkt.«

Er ging hinüber und legte ihr seine Arme um den Hals.

Sie hasste es, von ihm berührt zu werden.

»Tut mir leid«, sagte er. »Vielleicht liegt es daran, dass er mir heute Abend so viel genommen hat. Ich hatte Sorge, er könnte mir dich vielleicht auch wegnehmen.«

»Oh, jetzt bist du aber wirklich albern«, entgegnete sie und wandte sich um, küsste seine Finger. »*Vous me faites briller.*«

Später zog er sich in sein privates Arbeitszimmer zurück, ging zum Telefon und befahl: »Tötet ihn.«

121

Nikolai lag auf dem Bett und versuchte, Solange aus seinen Gedanken zu vertreiben.

Er konzentrierte sich auf sein mentales *go-kang* und betrachtete den aktuellen Stand der Partie.

Ich befinde mich in einer starken, aber ganz und gar nicht abgesicherten Position, konstatierte er. Ich habe ausreichende Mittel, um meine nächsten Züge vorzubereiten und durchzu-

führen, aber welche Züge sollen das sein? Woroschenins Papiere zu bekommen ist vielversprechend, aber das Versprechen muss sich erst einmal erfüllen – eine heikle Aussicht.

Auch kann ich mich auf Haverfords Zusage, mir einen neuen Pass zu besorgen, nicht verlassen. Genauso gut könnte er mich in eine Falle locken und erneut versuchen, mich umzubringen. Und selbst wenn nicht, wäre er eine Spur, der die CIA nachgehen könnte. Dann sind da noch die Papiere, die ich von den Viet Minh bekommen soll, aber will ich ihnen und den Chinesen wirklich die Möglichkeit geben, mich aufzuspüren? In beiden Fällen wäre ich meinem Wandergefängnis nicht entronnen. Aber beide sollen denken, dass ich auf den Pass von ihnen angewiesen bin.

Oder besser *wir*.

Solange war so schwer zu durchschauen. Sie hätte eine hervorragende Go-Spielerin abgegeben – vielleicht wird sie das noch, dachte er, falls sie sich entscheidet, mit mir zu kommen und wir es schaffen. Aber sie schien völlig gleichgültig, eiskalt und wütend – genauer gesagt: außer sich vor Zorn –, als ich Bao Dai das Geld abgenommen habe.

Hat sie nur gespielt? Das theatralische Talent einer erstklassigen Kurtisane präsentiert? Oder ist sie wirklich mit Bao Dai zusammen und fertig mit mir? Jedenfalls hat sie mir nicht den geringsten Anlass gegeben, etwas anderes zu vermuten – und dann wiederum, wenn man ihre Situation bedenkt, musste sie vorsichtig sein. Oder war ich derjenige, dem ihre »theatralischen Talente einer erstklassigen Kurtisane« galten?

Er empfand seine Zweifel als erstaunlich schmerzhaft und zwang sich, seine Gedanken auf die Position der weißen Steine zu konzentrieren, die ihn noch immer umstellten.

Sie waren zahlreich, und sie befanden sich in Bewegung.

Fangen wir mit Haverford und den Amerikanern an. Trotz seiner Beteuerungen ist es am wahrscheinlichsten, dass er es war, der mich in Peking hatte töten lassen wollen, und nun ist er erstaunt und bestürzt darüber, dass ich überlebt habe. Jetzt, da ich in Saigon aufgetaucht bin, tun wir zumindest so, als wären wir Freunde und Verbündete.

Aber werden die Amerikaner einen weiteren Versuch unternehmen?

Wenn ja, welche Amerikaner? Sehr wahrscheinlich war Diamond für das Attentat im Steingarten in Tokio verantwortlich (die Zeit dort kam Nikolai jetzt vor wie aus einem anderen Leben). Würde er in Saigon einen weiteren Versuch wagen, mit oder ohne Haverfords Zustimmung?

Dann waren da noch die Franzosen, zweifellos machte der Gedanke an einen Fremden in der Nähe ihrer Opium-Schmuggel-Geschäfte sie äußerst nervös. Sie werden misstrauisch werden, vielleicht auf fatale Weise, und wenn die Armee nicht eingreift, dann tun es die Behörden, vor allem angesichts des Chaos, das sich auf ihren Schreibtischen ausbreitet, sobald man in Moskau und Peking mitbekommt, dass Michel Guibert lebt und sich in Saigon aufhält.

Und was ist mit der Union Corse? Der Opiumhandel ist die Quelle ihres Wohlstands, und sie finanzieren damit ihre Hotels, Clubs und Restaurants. Doch selbst wenn sie sich kooperativ geben und wie es ihrer Art entspricht einen »Anteil am Ge-

schehen« fordern, ist »korsisch« praktisch synonym mit »verräterisch«.

Und wo wir gerade über die Bereitschaft sprechen, andere zu verraten, dachte Nikolai, kannst du Bay Vien wirklich vertrauen, einem Mann, der bereits in der Vergangenheit die Seiten gewechselt hat und es zweifelsohne wieder tun wird? Sein Bündnis mit Bao Dai ist zwar zeitlich begrenzt, aber wird er dich nicht vielleicht trotzdem verraten? Und wenn ja, an wen? Bao Dai wäre naheliegend, aber du darfst nicht vergessen, dass Bay immer noch Chinese ist, auch wenn er schon vor vielen Generationen aus seiner Heimat vertrieben wurde. Cholon ist chinesisch, und sicher wimmelt es dort von Spionen, die von Peking aus gelenkt werden, auch wenn Bay selbst keiner von ihnen ist.

Peking wird es ganz sicher auf mich abgesehen haben.

Ebenso Moskau. Selbst wenn Leotow die Nerven noch nicht verloren und Kontakt aufgenommen hat, werden sie schon bald mitbekommen – wenn sie es nicht schon getan haben –, dass sich Woroschenins Mörder in Saigon aufhält. Der KGB kann sich nicht erlauben, so etwas ungesühnt zu lassen. Sie werden kommen. Wenn nicht hierher, dann woandershin, und sie werden unerbittlich sein.

»Michel Guibert« muss verschwinden, und zwar schnell.

Hoffentlich, dachte er, wird Solange Picard mit ihm untertauchen.

Jetzt kommt es ganz darauf an, was morgen passiert.

Ironischerweise hängt meine Zukunft von Juri Woroschenin ab.

Er schob das Spielbrett in Gedanken beiseite und schlief ein.

Michel Guibert war *das* Gesprächsthema auf der Rue Catinat.

Sogar die Kellner beim Frühstück behandelten ihn mit gesteigerter Hochachtung, und Nikolai sah, dass die Belegschaft und die anderen Gäste diskret auf ihn zeigten und tuschelten.

Er fand sein neu gewonnenes Ansehen amüsant.

De Lhandes ging es ebenso. Nach den Exzessen der vorangegangenen Nacht auffallend erfrischt, traf er im Frühstückssaal ein, setzte sich zu Nikolai an den Tisch und schnüffelte ungehalten an den Speisen.

»Aber mein Freund«, schnaubte er, »das ist Mist, erst recht für einen Mann von Ihrem Geschmack und Reichtum. Die Korseen würden eine gute *cuisine* nicht erkennen, wenn sie ihnen in den Arsch kröche und die Melodien der Piaf zwitscherte. Bei denen wird selbst ein einfaches Frühstück zum Debakel. Wäre Ihnen ein echtes Croissant lieber?«

»Ich denke schon.«

»Dann kommen Sie.«

De Lhandes führte ihn hinaus und weiter bis an die Kreuzung Rue Catinat und Le Loi zu einem Café namens La Pagode, das sich störrisch weigerte, seine Tische draußen durch ein Granatenabwehrgitter zu schützen.

»Die Inhaber benehmen sich, als gäbe es den Krieg gar nicht«, sagte De Lhandes. »Sie halten diese ordinären Gitter für den Anfang vom Ende. Auf diese Art, mein neureicher Freund, halten sie die Qualität aufrecht.«

Bei einem Café au Lait, Croissants – die, wie Nikolai einräumen musste, wirklich köstlich waren – und Aprikosenmarmelade steckte De Lhandes ihm einen Umschlag zu. »Genau das, worum Sie gebeten haben.«

»Und was bin ich Ihnen schuldig?«

De Lhandes winkte mit seiner kleinen Hand ab. »Geht aufs Haus, mein Freund.«

»Das kann ich nicht ...«

»Sie können und Sie werden«, sagte De Lhandes knapp. »Darf ich mich für ein Geschenk nicht auf meine Weise revanchieren? Mit den Mitteln, die mir zur Verfügung stehen? Bei den alten Glocken von St. Germain! Ich hätte Notre Dame gesagt, aber Sie werden verstehen, dass ich wegen der Assoziation zu Quasimodo vorsichtig bin.«

»Danke«, sagte Nikolai.

»Gern geschehen.«

Nikolai war beeindruckt, dass De Lhandes ihn nicht fragte, wozu er den Inhalt des Umschlags benötigte und wie er ihn verwenden wollte.

Es ist lange her, dachte er, dass ich einen Freund hatte.

Später an diesem Morgen holte Bay Vien Nikolai persönlich ab, damit er seinen Gewinn bei der Bank hinterlegte. Sie fuhren in seinem gepanzerten Privatwagen, von Wachen mit Maschinengewehren begleitet.

»Sie sind ein schwieriger Freund«, sagte Bay auf der Fahrt.

»Warum?«

»Sie haben den Kaiser bloßgestellt«, sagte Bay. »In seiner Stadt, vor seiner Frau.«

Meiner Frau, dachte Nikolai. Aber er sagte: »Sie haben mir dabei geholfen.«

»Alle haben bemerkt, wie Sie sie angesehen haben«, sagte Bay. »Allein schon dafür könnte er Sie töten, vom Geld einmal ganz zu schweigen.«

»Wahrscheinlicher ist, dass er Sie beauftragt.«

»Stimmt.«

»Und, würden Sie es tun?«

Bay sagte: »Es würde mir leidtun – Sie sind ein guter Mann, jedenfalls für einen *colon*, und Sie haben Eier in der Hose. Aber machen Sie sich nichts vor, Michel – Typen wie Sie kommen und gehen, ich aber werde noch lange mit Bao Dai leben müssen. Wenn er mich bittet, Sie aus dem Weg zu schaffen ...«

Er beendete den Satz nicht.

»Ich würde es verstehen«, sagte Nikolai.

»Verlassen Sie Saigon«, sagte Bay. »Nehmen Sie das Geld und verschwinden Sie. Morgen. Heute noch, wenn Sie können.«

»Ich habe hier noch was zu erledigen.«

»Die Bazookas?«, fragte Bay. »Glauben Sie bloß nicht, dass ich Ihr Angebot vergessen habe, mehr davon zu beschaffen. Machen Sie das von Laos aus. Dafür müssen Sie nicht in Saigon sein.«

»Etwas anderes.«

»Was?«

»Das ist meine Sache«, sagte Nikolai.

»Bitte sagen Sie, dass Sie nicht hinter dieser Frau her sind«, sagte Bay. »Ich habe ein Dutzend blonde Französinen ...«

»Wie gesagt«, blaffte Nikolai ihn an. »Das ist meine Sache.«

Bay betrachtete ihn einen langen Augenblick. »Machen Sie schnell, *xiao*. Machen Sie schnell und sehen Sie zu, dass Sie von hier verschwinden, bevor ich gezwungen bin, etwas zu tun, das ich wirklich nur sehr ungern tun möchte.«

Sie erreichten die Banque de l'Indochine. Die Wachen der Binh Xuyen geleiteten Nikolai und sein Vermögen hinein.

123

Der Bankier, ein *colon* Mitte fünfzig, empfing ihn in seinem Büro.

»Ich möchte bitte an mein Schließfach«, sagte Nikolai.

Laval hatte von diesem Guibert gehört. Jeder in Saigon hatte das. Er sagte: »Bedaure, Monsieur, aber mir war nicht bewusst, dass Sie ein Schließfach bei uns haben.«

»Das habe ich«, entgegnete Nikolai. »Unter dem Namen Juri Woroschenin.« Er schob Woroschenins Pass über den Tisch. Laval warf einen Blick darauf und sah anschließend wieder Nikolai an. »Mir wurde mitgeteilt, Monsieur Woroschenin sei kürzlich verstorben.«

»Wie Sie sehen«, sagte Nikolai, »handelt es sich dabei offensichtlich um eine Fehlinformation.«

»Das scheint mir nicht den Vorschriften zu entsprechen.«

»Monsieur Laval«, sagte Nikolai, »die ganze Banque de l'Indochine entspricht nicht den Vorschriften.«

Laval wirkte beleidigt. Er lehnte sich zurück und fuhr sich mit seinen langen Fingern über die hohe Stirn. »Haben Sie Dokumente dabei, die Ihre Identität bestätigen, Monsieur ... wer auch immer Sie sind?«

Nikolai nickte, zog einen Umschlag aus seiner Jackentasche und überreichte ihn Laval. Der Bankier nahm ihn, öffnete ihn, wurde kreidebleich und stammelte: »Das ist ungeheuerlich.«

»Das sehe ich ähnlich«, erwiderte Nikolai. »Ich denke, Madame Laval würde dem ebenfalls zustimmen.«

»Wie sind Sie daran gekommen?«, fragte Laval, verblüfft über die Fotografien, die ihn mit einer jungen Kambodschanerin im Bett zeigten.

»Spielt das eine Rolle?«

»So benimmt sich kein Gentleman.«

»Und wieder bin ich ganz Ihrer Ansicht. Diese Abzüge dürfen Sie behalten, ich habe andere sicher verwahrt. Und falls Ihnen das als Nachweis meiner Identität nicht genügt« – er schob ein Bündel Piaster-Scheine über den Schreibtisch –, »werden diese Bilder hier Sie vielleicht zufriedenstellen.«

Laval zögerte. Dann nahm er das Bündel und stopfte es sich zusammen mit den Fotos in die Jackentasche.

Murrend führte er ihn in den Tresorraum und überreichte ihm den Schlüssel.

Nikolai öffnete die Stahlbox.

Sparbücher für Konten in der Schweiz und in den Vereinigten Staaten. Außerdem Aktien und Wertpapiere – ein bisschen ironisch für einen Kommunisten, dachte Nikolai. Er verstand nichts von alldem, hoffte aber, Woroschenin habe sich besser

ausgekannt und das Vermögen der Iwanows klug angelegt. Dann waren da Codes für weitere Schließfächer. In Zürich, Bonn, Paris, New York, Buenos Aires.

Natürlich konnte Nikolai nicht wissen, was sie enthielten, aber das Geld hier genügte zur Finanzierung dessen, was er vorhatte, und für ein einigermaßen bequemes und abgesichertes Leben mit Solange.

Und was das Thema Sicherheit anging, so war Nikolai ho-cherfreut, das vorzufinden, was er sich erhofft hatte, und was jeder Mann mit Woroschenins Beruf an einem sicheren Ort aufbewahren würde ...

Reisepässe.

Ein französischer und ein deutscher und – was für eine herrliche Ironie – auch einer aus Costa Rica, die Nationalität, die ihm die Amerikaner versprochen hatten. Und apropos Amerikaner, Woroschenin hatte sich sogar einen amerikanischen Reisepass verschafft.

Ein gewisser »Michael Pine«, wohnhaft in der Park Avenue in New York City.

Nikolai nahm den Inhalt der Box, verstaute ihn in seiner Ak-
tentasche und verließ den Tresorraum.

Laval wartete auf ihn.

»Jetzt möchte ich bitte ein Konto eröffnen«, sagte Nikolai und überreichte ihm den amerikanischen Reisepass, »unter diesem Namen.«

Das Konto wurde eröffnet. Nikolai behielt genug für anstehende Ausgaben zurück, zahlte den Rest ein und wies Laval an, das Geld an die Filiale in Marseille zu überweisen.

Laval gehorchte.

Nikolai wünschte ihm einen guten Tag und ging.

124

Die Männer saßen in Antonuccis Büro.

Mancini, Antonucci, Guarini, Ribieri, Sarti, Luciani – die gesamte Führungsriege der Union Corse saß am Tisch und lauschte den Ausführungen von Capitaine Signavis Gast, einem *amerloque*, der sich »Mr. Gold« nannte.

»Dieser sogenannte Michel Guibert«, sagte Diamond, »ist ein Beamter der amerikanischen Drogenfahndung, und er hat den Auftrag, sich in die Heroin-Connection zwischen Indochina, Marseille und New York einzuschleichen.«

Die Männer schwiegen eine Weile.

Schließlich sagte Mancini: »Das kommt davon, wenn man Geschäfte mit Fremden macht.«

»Er schien ein respektvoller junger Mann zu sein«, erwiderte Antonucci, nahm eine Zigarre aus dem Humidor und zündete sie sorgfältig an, ohne sich seine Wut darüber, von dem jungen Guibert getäuscht worden zu sein, anmerken zu lassen.

»So sind die Zeiten«, versuchte Guarini zu trösten.

»Da ist noch mehr«, sagte Diamond. »Sein Betreuer ist ein Amerikaner, der in Saigon unter der Tarnung des USIS arbeitet.«

»Haverford«, sagte Mancini. »Ich hab's gewusst.«

Wieder wurde geschwiegen, Espresso geschlürft und langsam und bedächtig geraucht. Dann sagte Mancini: »Die Sache

mit Haverford muss nach was anderem aussehen. Ein Raubüberfall ... nimmt ein paar von den einheimischen Jungs dafür.«

»Was ist mit Guibert?«, fragte Antonucci.

Signavi warf ein: »Der ist was anderes. Der weiß sich zu wehren.«

Die Männer überlegten.

Antonucci sagte: »Ich setz die Kobra auf ihn an.«

125

In der Lobby des Continental wartete ein mürrischer, übergewichtiger Franzose auf Nikolai. Während dieser am Empfang seinen Zimmerschlüssel abholte, schälte er sich langsam aus dem Sessel und ging auf ihn zu.

»Monsieur Guibert?«

»Ja?«

Der Anzug des Mannes hing an ihm wie nasse Wäsche. Dunkle Augenringe verstärkten den Eindruck kolonialer Trägheit.

»Patrice Raynal«, sagte er. »SDECE. Kann ich mit Ihnen sprechen?«

»An der Bar?«, schlug Nikolai vor.

»Vielleicht in Ihrem Zimmer?«, erwiderte Raynal. »Dort sind wir ungestörter.«

Sie zogen sich in Nikolais Zimmer zurück, wo Raynal den ihm angebotenen Drink ablehnte, sich in einen Sessel fallen

ließ und direkt zur Sache kam: »Ich kann Sie nicht leiden, Guibert.«

»Die meisten Menschen«, erwiderte Nikolai, »lassen sich für eine solche Entscheidung ein oder zwei Tage Zeit.«

»Diese Leute hatten nicht den Vorteil«, sagte Raynal, »Telegramme aus Moskau und Peking zu erhalten, in denen Ihre sofortige Festnahme und Auslieferung verlangt wird, noch haben sie ebenso dringlich vorgetragene Anfragen aus dem Norodom Palace nach der Identität des Franzosen erhalten, der den Kaiser beleidigt und seiner Begleiterin unschickliche Avancen gemacht hat. Und ihnen sind keine Berichte zu Ohren gekommen, denen zufolge Sie den Binh Xuyen eine Fracht extrem tödlicher und wahrscheinlich gestohlener Waffen zugeführt und an einem Flug nach Cap St. Jaques teilgenommen haben sollen.«

»Die Bin Xuyen sind Ihre Verbündeten«, sagte Nikolai freundlich.

Raynals Stimme war müde. »Offiziell nicht, wie Sie wissen. Die französische Regierung macht sich nicht gemein mit Piraten und Drogenschmugglern. Und erst heute Morgen, Guibert, noch bevor ich Gelegenheit hatte, meinen Kaffee mit einem stärkenden Schuss Cognac zu versehen, erreichte mich die Nachricht, dass ein gewisser, zugegebenermaßen unbedeutender sowjetischer Funktionär, der ehemals der Delegation in Peking angehörte, tot in einer Absteige in Cholon gefunden wurde. Offensichtlich Selbstmord, aber als der abgebrühte Zyniker, der ich bin, komme ich nicht umhin, mich zu fragen, ob Ihre Anwesenheit dort einem reinen Zufall geschuldet war. Sie

scheinen die Angewohnheit zu haben, sich ständig in der Nähe toter Russen aufzuhalten.«

Leotow tot? Nikolai überlegte, ohne dass seine Gesichtszüge etwas davon verrieten. Eine Überdosis oder die Russen oder die Chinesen? »Ich glaube, das habe ich mit einer Vielzahl von, sagen wir mal, Deutschen gemein.«

»Sehr witzig«, sagte Laval. »Meine Abneigung gegen Sie wächst von Minute zu Minute.«

»Sie verhaften mich also?«, fragte Nikolai, der die verbale Rangelei satthatte. Mit seiner Auslieferung an eine der kommunistischen Hauptstädte wäre natürlich alles vorbei.

»Nein«, sagte Raynal. »Wir nehmen keine Befehle aus Moskau oder Peking entgegen. Nicht einmal aus Washington, bis jetzt zumindest nicht. Aber Ihr Aufenthalt in Saigon ist beendet. Sie konnten sich gestern Abend im Kasino ein hübsches kleines Taschengeld sichern. Verschwinden Sie, Guibert, so schnell wie möglich.«

»Bay Vien hat mir dasselbe geraten.«

»Er hat Recht«, fuhr Raynal fort, »mir ist wirklich egal, was mit Ihnen passiert, Hauptsache, es passiert nicht in meinem kleinen Garten. Ohne um den heißen Brei herumzureden, haufen Sie ab. *Va t'en*.«

Er stemmte sich aus dem Sessel und wirkte jetzt noch zerknautschter als bei seiner Ankunft.

»Eins noch«, sagte er auf dem Weg zur Tür. »Lassen Sie die Frau Seiner Exzellenz in Ruhe.«

Nikolai ging zu dem Zettel, der auf seinem Tisch lag. Wenn er Raynal aufgefallen war, so hatte dieser es sich nicht anmerken lassen.

Er öffnete den Umschlag.

Ciné Catinat? À deux heures?

Nicht unterschrieben, aber es war ihre Handschrift.

Er sah auf die Uhr.

Er hatte gerade noch genug Zeit, um seine Verabredung bei Sarreau einzuhalten, bevor er sich mit Solange traf.

126

Nikolai ging bei Sarreau an die Theke und verlangte zwei Päckchen Enterovioform. »Haben Sie Magenbeschwerden?«, fragte der Verkäufer.

»Sonst hätte ich nicht darum gebeten.«

Er bezahlte die Tabletten und ging zurück auf die Rue Catinat und weiter Richtung Neptuna-Bad.

Der Vietnameser, der ihm bereits vom Hotel aus gefolgt war, hing noch immer an seinen Fersen.

Egal, für wen er arbeitet – die Viet Minh oder die Franzosen –, man sollte sie über die Unfähigkeit ihres Mitarbeiters in Kenntnis setzen, dachte Nikolai. Es sei denn, er soll entdeckt werden, dann hätte er sich natürlich eine Beförderung verdient.

Nikolai schlenderte zum Schwimmbad.

Es war ein glühend heißer Tag und das Becken war voller Menschen. Kinder planschten herum und ärgerten die ernsthaften Schwimmer, die versuchten, diszipliniert ihre Bahnen zu

schwimmen. Nikolai verweilte unter einer Platane am Rande des kleinen Parks, zündete sich eine Zigarette an und beobachtete das bunte Treiben.

Sein Verfolger gab sich Mühe, in der Menge »unterzutau-chen«.

So viele Spielchen, dachte Nikolai, um die Instrumente des Todes an den Mann zu bringen.

Er wartete fünfzehn Minuten, dann wurde ihm langweilig. Genervt beschloss er, dass es genug war. Als er sich vom Nep-tuna-Bad entfernte, näherte sich ihm ein Mann und lief neben ihm her. Der Mann war sehr klein und trug ein khakifarbenes Hemd, eine kurze Hose und Plastiksandalen.

»Sie haben Polizei mitgebracht«, sagte der Mann.

»Die hat sich selbst mitgebracht«, erwiderte Nikolai.

»Ich wäre ihn ohne Probleme losgeworden«, bemerkte der Mann spöttisch. »Aber Sie ...«

»Ich entschuldige mich für meine Statur.«

»Kaufen Sie Zigaretten.«

»Es ist ein bisschen zu spät, um mein Wachstum auf diese Weise zu hemmen.«

»Kaufen Sie Zigaretten.« Der Mann zeigte mit dem Kinn auf einen Tabakladen und verschwand in der Menschenmenge.

Nikolai ging zu dem Tabakgeschäft. Der Inhaber, ein alter Mann, überreichte ihm ein Päckchen. Auf die Rückseite war eine Adresse gekritzelt.

»Nehmen Sie ein *cyclo-pousse*«, blaffte der Alte.

Nikolai trat wieder hinaus auf die Straße und winkte eine Rikscha heran. Der erste Fahrer in einer langen Schlange beeilte sich, ihn einsteigen zu lassen, Nikolai gab ihm die Adresse,

der Fahrer trat in die Pedale und fädelt sich in den lebhaften Verkehr von Saigon ein.

Nikolai sah noch, wie der Polizeispitzel die nächste Rikscha in der Schlange bestieg, doch der Fahrer diskutierte mit ihm, es gab viel Geschrei und Händefucheln. Bis sein Verfolger einen Fahrer gefunden hatte, der bereit war, ihn zu befördern, war Nikolai längst im Verkehr verschwunden.

Die Route führte über die Dakow Bridge nach Cholon, und Nikolai erinnerte sich an den traurigen Witz, dass es in jeder Stadt der Welt ein chinesisches Viertel gibt, außer in Schanghai.

Saigon war jedenfalls keine Ausnahme. Die dreistöckigen Wohnhäuser waren in lebhaften Grün-, Blau- und Rottönen gestrichen, und frisch gewaschene Wäsche zierte die winzigen Balkone, die sich über die engen Straßen neigten, als wollten sie jeden Moment einstürzen. In jedem zweiten Straßenabschnitt befand sich ein kleiner buddhistischer Tempel oder ein Schrein für einen weniger bekannten chinesischen Gott.

Der Fahrer lenkte das Fahrzeug durch die verstopften, lärmenden Straßen und fuhr vor einem Laden vor, der augenscheinlich einen Schneider beherbergte. Er weigerte sich, die von Nikolai angebotene Bezahlung entgegenzunehmen.

Nikolai betrat den Laden und wurde unverzüglich durch eine Tür in ein Hinterzimmer geführt. Sein Proximitätssinn war aktiviert, meldete jedoch keine Gefahr. Offenbar hatten die Viet Minh ihn nicht hierhergebracht, um ihn zu töten. War es möglich, dass sie von seiner Waffenlieferung gar nichts wussten?

Der Mann, der am Schwimmbad mit ihm gesprochen hatte, war bereits da. Er stellte sich nicht mit Namen vor, sondern

sagte barsch: »Sie haben Ihre Verabredung in Luang Prabang nicht eingehalten.«

»Nein«, antwortete Nikolai, »*Sie* haben die Verabredung in Luang Prabang nicht eingehalten.«

»Unser Mann wurde kurz zuvor ermordet.«

»Sie können mich kaum für seine Versäumnisse verantwortlich machen«, erwiderte Nikolai.

»Sie sind sehr kaltblütig.«

»Passen Sie auf, dass Sie das nicht vergessen.«

Der Agent runzelte die Stirn angesichts der abscheulichen Aufgabe, mit dieser Söldnernatur Geschäfte machen zu müssen. »Wo sind die Waffen?«

Aha, dachte Nikolai, entweder sie wissen es nicht oder sie sind nicht sicher. Er brauchte Zeit und Raum, um seine Manöver auf dem Spielbrett zu vollenden, etwas mehr Platz, um die Steine in Stellung zu bringen.

»Wo ist mein Geld?«

»Wenn wir die Waffen bekommen«, antwortete der Viet-Minh-Agent. »Wo sind sie?«

»An einem sicheren Ort«, entgegnete Nikolai.

»Wir haben Gerüchte gehört ...«

Die Viet Minh hatten also von seinem Flug mit den Binh Xuyen und den Franzosen nach Saigon gehört. Dass er jedoch über den Briefmarkenladen Kontakt mit ihnen aufgenommen hatte, musste sie verwirrt haben. Sonst hätten sie sofort versucht, mich zu töten, dachte er. »Sie sollten Gerüchten keinen Glauben schenken. Das wirkt moralisch zersetzend.«

»Sie spielen ein gefährliches Spiel«, sagte der Agent. »Wenn Sie die Waffen an die Binh Xuyen verkauft haben, werden Sie dafür geradestehen.«

»Ich bin nur mir selbst Rechenschaft schuldig«, erwiderte Nikolai. »Abgesehen von dem Geld war, soviel ich weiß, auch noch von einem neuen Reisepass die Rede.«

Der Agent sagte: »Sie werden Ihr Geld bekommen, wenn wir die Waffen haben, und Ihre neuen Papiere, wenn die Waffen ihren Zielort erreicht haben.«

»Das ist dieser Ai Quoc?«

Der Agent antwortete nicht.

Was als Antwort genügt, dachte Nikolai. Er wusste, er würde in die Offensive gehen müssen. »Sie werden mir Geld und Papiere geben, sobald ich die Waffen liefere.«

»Das kann ich mir nicht vorstellen.«

»Unsinn«, erwiderte Nikolai, »ich habe es mir ja auch gerade vorgestellt. Vielleicht halten Sie es für unwahrscheinlich, unbequem, vielleicht sogar unmöglich, aber unvorstellbar? Nein.«

»Ich werde Ihren Wunsch weiterleiten«, sagte der Agent steif.

»Das ist kein Wunsch«, sagte Nikolai. »Das ist eine nicht verhandelbare Forderung.«

Nikolai wusste, dass er sich viel zu westlich benahm – streitsüchtig und direkt – aber er hatte keine Zeit für langwierige asiatische Höflichkeiten. Und sie sollten glauben, dass die Papiere von allerhöchster Bedeutung für ihn waren.

»Kontaktieren Sie mich nicht noch einmal«, herrschte Nikolai ihn an, »ich werde in den nächsten zwei Tagen Kontakt mit

Ihnen aufnehmen und Sie wissen lassen, wo und wann die Übergabe stattfindet. Wenn Sie das Geld nicht haben, platzt der Deal. Wenn Sie die Papiere nicht haben, platzt der Deal auch. Haben wir uns verstanden?»

»Ich verstehe Sie viel zu gut.«

»Schön«, sagte Nikolai. »Jetzt habe ich noch einen Termin.«

Er nahm das *cyclo-pousse* zurück in die Stadt und ließ sich in der Nähe des Ciné Catinat absetzen.

127

Sie glänzte silbrig im reflektierten Licht der Leinwand.

Solange saß zwei Reihen vor ihm, hatte ihre langen Beine in den schmalen Gang gestreckt, eine Zigarette angezündet und die Augen auf die Leinwand gerichtet.

Simone Signoret spielte die Hauptrolle in *Casque d'or*.

Es war ein Krimi der Belle Epoque, dessen Handlung Nikolai kaum interessierte, und er war froh, als Solange nach zwanzig Minuten aufstand und das Kino verließ. Er wartete einige Sekunden, dann folgte er ihr auf die Rue Catinat hinaus. Sie ging schnell, mit langen Schritten, und schaute sich nicht um, bis sie zum Eden Roc Hotel kam, wo sie ihr Spiegelbild in der gläsernen Tür überprüfte und ihn hinter sich erblickte.

Nikolai wartete, bis sie hineingegangen war, dann folgte er ihr in die kleine Lobby, wo er den vietnamesischen Mitarbeiter am Empfang lächeln sah, als er sie erkannte und ihr den Schlüssel gab. Damit wusste er also, dass dies ihre offizielle

Adresse war, wobei sie wahrscheinlich, wie er vermutete, die Nächte größtenteils im Palast verbrachte.

Sie stieg in den Fahrstuhl. Nikolai hielt Abstand und beobachtete den Messingpfeil über der Tür, der anzeigte, dass sie in den zweiten Stock fuhr. Er ging an dem kleinen Verkaufsstand vorbei, kaufte ein *Journal*, überflog die Überschriften und näherte sich der Tür zum Treppenhaus, wobei er darauf achtete, dass ihn weder der Mann am Empfang noch der Concierge sahen, dann lief er über die Treppe hinauf in den zweiten Stock.

Die Tür zu Zimmer 231 stand offen. Einen Moment lang blieb er davor stehen und erlaubte seinen Sinnen, ihm zu bestätigen, dass es ihr Parfüm war.

Er ging hinein und schloss die Tür hinter sich.

Solange stand in dem kleinen Wohnzimmer.

»Das war sehr albern«, sagte sie und zündete sich eine Zigarette an. »Albern und infantil.«

»Was?«

»Dein Verhalten gestern Abend.«

Sie ist wunderschön, dachte Nikolai. Ihr goldenes Haar, ein *casque d'or* im wahrsten Sinne des Wortes, sanft glänzend im gedämpften Licht des Nachmittags, die Hüfte wütend vorgeschoben. Die hohen Absätze ließen ihre langen Beine noch länger wirken. Sie wandte sich von ihm ab, stieß die Fensterläden aus Bambus auf und sah auf die Straße hinunter.

»Was hätte ich deiner Meinung nach tun sollen?«, fragte Solange. »Verhungern? Auf der Straße leben?«

»Ich habe dich nicht verurteilt.«

»Wie weltgewandt von dir«, höhnte sie. »Wie tolerant du bist.«

Nikolai wusste, dass er die verbale Ohrfeige verdient hatte. Er fragte: »Hat Haverford dich hierhergeschickt?«

»Nein«, sagte sie und schüttelte den Kopf. »Ein anderer. Ein ›Mr. Gold‹ ... er hat ein Treffen mit Bao Dai für mich arrangiert. Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Ich wusste nicht mal, ob du lebst oder tot bist ...«

Diamond, dachte Nikolai, ist so einfallsslos wie brutal. Er hat das Feingespür eines Bullen. Wobei Bullen sehr gefährlich sein können, wenn sie sich plötzlich umdrehen, mit den Hörnern festhaken und zustoßen.

»Das ist in Ordnung«, sagte er.

»Ist es nicht«, sagte sie. »Die haben mich hierhergeschickt, um dich in die Falle zu locken, nicht wahr? Selbst wenn wir entkommen, können sie mich benutzen, um dich aufzuspüren. Du solltest mich verlassen, Nikolai. Geh und komm nie mehr zurück.«

»Nein.«

Wieder sah sie zum Fenster hinaus, und Nikolai erkannte, dass sie fürchtete, vom Kino aus verfolgt worden zu sein. »Ich muss zurück, bevor der Film zu Ende ist.«

»Damit du erfährst, wie die Geschichte ausgeht?«, fragte er.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich hab ihn schon dreimal gesehen. Die ersten beiden Male habe ich geweint.«

»Und dieses Mal?«

»Werde ich wahrscheinlich wieder weinen.«

Er zog sie an sich und küsste sie. Ihre Lippen waren weich und warm.

Nikolai strich ihr die Haare vom Hals, küsste sie auch dort und wurde mit einem Stöhnen belohnt. Auf diese Weise ermutigt, öffnete er den Reißverschluss ihres Kleids und fuhr mit der Hand über ihren warmen Rücken.

»Wir sollten das nicht tun«, murmelte sie. »Das ist verrückt.«

Aber sie ließ ihr Kleid mit einer leichten Bewegung ihrer Schulter auf die Hüfte gleiten. Dann löste sie den Verschluss ihres BHs und presste ihre Brüste an ihn.

»Du fühlst dich so gut an.«

Nikolai hob sie hoch und trug sie ins Schlafzimmer.

Er legte sie aufs Bett und zog ihr das Kleid über die Beine, wobei ein schwarzer Strumpfhalter und Strümpfe zum Vorschein kamen.

Solange öffnete ihre Beine, schob ihr Höschen zur Seite und sagte: »Schnell.«

Er zog den Reißverschluss seiner Hose auf und warf sich auf sie. Mit einem einzigen Stoß drang er in sie ein und merkte, dass sie feucht und bereit war. Sie packte seinen Hintern und stieß ihn tiefer.

»Komm in mir.«

»Was ist mit dir?«

»Komm einfach in mir. Heftig. Bitte.«

Sie übernahm die Kontrolle über ihr gemeinsames Liebespiel, stieß ihn immer tiefer in sich hinein, bis sie spürte, dass er anschwell und mit einem Aufschrei zum Höhepunkt kam.

Nikolai lag auf dem Bett und sah ihr beim Anziehen zu, selbst postkoital und leicht bekleidet wirkte sie noch elegant. Sie saß am Bettrand und rollte sich die Strümpfe über die Beine.

»Frühstück morgen?«, fragte er. »Ich hab ein Café gefunden, La Pagode, in dem es recht gute Croissants gibt.«

»Ein *rendez-vous*?«, fragte sie mit ironischem Unterton.

»Wir könnten an verschiedenen Tischen sitzen«, sagte Nikolai. »Oder wird der Kaiser dich vermissen?«

»Er wird mit Staatsangelegenheiten beschäftigt sein«, erwiderte sie. »Und sich überlegen, ob er sich lieber von den Franzosen oder den Amerikanern gängeln lässt.«

»Und zu welchem Schluss wird er kommen?«

»Zu keinem«, sagte sie, stand auf und zog sich das Kleid über die Hüften. Sie runzelte die Stirn, als hielte sie ihre Hüfte für zu breit. »Die Amerikaner werden ihm die Entscheidung abnehmen. Sie nehmen allen die Entscheidung ab.«

»Uns nicht.«

»Nein?« Sie lächelte wie eine Mutter angesichts der Heldenfantasien eines kleinen Jungen.

»Nein«, antwortete er.

Sie beugte sich herab und küsste ihn. »Und welche Entscheidung werden wir treffen?«

»Zusammen zu sein.«

»Ja?«

»Ja.«

Er hatte jetzt Geld, genug Geld, so dass sie irgendwo an einem anderen Ort glücklich miteinander leben konnten. Er erzählte ihr von Woroschenin, dessen Verbindung zu seiner Mut-

ter und dem Vermögen seiner Familie, von dem Schließfach, den Konten, den Pässen.

»Wir können überallhin«, sagte er. »Vielleicht nach Frankreich.«

»Ja, das wäre schön.«

»Vielleicht ins Baskenland«, sagte er. »Wusstest du, dass ich Baskisch spreche?«

Sie lachte. »Das ist eigenartig, Nikolai.«

»Ich hab's im Gefängnis gelernt.«

»Natürlich«, sagte sie. »Ja, das Baskenland ist sehr schön. Wir könnten ein Chateau kaufen und in aller Stille leben ...«

Ihr Gesichtsausdruck wurde ernster, als er es je gesehen hatte. »Ich liebe dich.«

»Ich liebe dich.«

Sie löste sich aus seiner Umarmung, ging ins Wohnzimmer, suchte ihre Handtasche und nahm einen Lippenstift heraus. Anschließend kam sie ins Schlafzimmer zurück, setzte sich vor den Spiegel und schminkte sich. »Du hast mir den Lippenstift verschmiert.«

»Freut mich.«

Sie prüfte ihr Aussehen im Spiegel und erhob sich zufrieden. Nikolai stand ebenfalls auf und hielt sie fest. Sie ließ sich umarmen, machte sich los und hielt ihn auf einer Armeslänge Abstand. »Ich muss zurück.«

»Der Film«, sagte Nikolai. »Wie endet er?«

Ihr Lachen war bezaubernd.

Die Heldin sieht zu, wie sie ihren Liebhaber töten.

Nikolai war es peinlich, sich heimlich die Treppe hinunterzuschleichen, aber er verstand Solanges Sorge – Bao Dai würde keinen duldsamen Betrogenen abgeben, und er würde es an ihr auslassen, nicht an ihm.

Er ging die Straße hinunter in die Sporting Bar.

Haverford war bereits da und trank ein kaltes Bier. Eine kleine Papiertüte stand auf dem freien Stuhl neben ihm.

Nikolai setzte sich an den Nachbartisch und beide Männer sahen auf die Straße.

»Sie sind Stadtgespräch«, sagte Haverford.

»Hab davon gehört.«

»Keine gute Idee für einen Mann in Ihrer Position«, sagte Haverford. »Als Faustregel gilt übrigens – wobei mir klar ist, dass Sie in solchen Dingen noch ein relativer Anfänger sind –, dass ein ›Geheimagent‹ möglichst vermeiden sollte, bekannt zu werden.«

»Ich will versuchen, mir das zu merken.« Er wandte sich um und sah Haverford direkt in die Augen. »Diamond hat Solange hergebracht.«

Haverford hatte es nicht gewusst. Überraschung – und vielleicht auch Wut – machten sich in seinem Blick bemerkbar.

»Er jagt Sie«, sagte Haverford.

»Weil ...«

»Sie sind vom Radar verschwunden, Nikolai«, sagte Haverford. »Weil Sie Sachen wissen, die äußerst ...«

»Ich hätte den Tempel der Grünen Wahrheit nicht überleben dürfen, nicht wahr?«, fragte Nikolai. »Diamond hatte veranlasst, dass man mich dort tötet.«

Nikolai hätte es für unmöglich gehalten, doch Haverford wirkte tatsächlich beschämt. »Ich war es nicht, Nikolai.«

»Aber die Chinesen haben mich gerettet. Warum?«

»Sagen Sie's mir«, antwortete Haverford. »Sie haben die Waffen hierhergebracht, oder? Sie waren längst unterwegs nach Saigon, bevor Sie erfahren haben, dass Solange ...«

»Aber Sie waren hier«, sagte Nikolai. »Sie haben es gewusst.«

»Ich habe es vermutet«, korrigierte Haverford. »Ich wusste nicht, ob Sie noch leben oder tot sind ...«

»Seltsam, Sie sind heute schon der Zweite, der mir das sagt.«

»... aber ich habe mir die größte Mühe gegeben, mich in den äußerst interessanten Geist des Nikolai Hel hineinzusetzen«, sagte Haverford. »Ich habe am *go-kang* gesessen und Ihren Part übernommen. Es war Ihr einziger Zug, Nikolai.«

Haverford berührte die Tüte auf dem freien Stuhl. »Ein costa-ricanischer Reisepass, ausgestellt auf den Namen Francisco Duarte sowie die Privatadressen Ihrer künftigen Opfer. Gehen Sie jetzt, verschwinden Sie und vergessen Sie Solange ...«

»Sie stecken heute voller kluger Ratschläge.«

»Mein Abschiedsgeschenk an Sie«, sagte Haverford und stand auf.

»Was ist mit Diamond?«

»Um den kümmer ich mich«, sagte Haverford. »Es wird ein paar Auseinandersetzungen innerhalb des Büros geben, aber

ich werde mich durchsetzen. Sie sind frei, Nikolai. Genießen Sie Ihre Freiheit. *Sayonara*, Hel-san.«

Er ging die Straße hinunter und davon.

Nikolai nahm die Tüte und sah hinein. Wie versprochen waren da ein Reisepass und, was noch wichtiger war, die Privatadressen der Männer – einschließlich Diamond –, die ihn damals in Tokio gefoltert hatten, was ihm jetzt vorkam, als sei es in einem anderen Leben geschehen.

Er bestellte ein Bier und ließ es sich in der drückenden Hitze schmecken. Die Temperaturen hatten mittlerweile Rekordwerte erreicht, und es war so feuchtschwül wie unter einer Dusche. Die Luft war schwer und der Monsun konnte jeden Tag losbrechen. Er hoffte, ihn nicht mehr zu sehen, hoffte, er und Solange würden dann bereits weit weg in einem Flugzeug sitzen. Vielleicht unterwegs an einen sonnigen, trockenen Ort.

Es war verlockend sich vorzustellen, sie könnten wieder nach Japan zurückkehren. Seine Auswahl an neuen Identitäten würde dies sogar zulassen, aber er wusste, dass sich das Land verändert hatte und nie wieder so sein würde, wie es einmal war. Japan war jetzt amerikanisiert, und das wollte er nicht erleben.

Außerdem gab es da noch eine bestimmte Angelegenheit zu regeln – drei, um genau zu sein –, und zwar in Amerika. Vorher konnte er nicht entscheiden, wo er sich niederlassen wollte. Aber Solange würde während seiner Abwesenheit irgendwo bleiben müssen.

Möglicherweise in Frankreich, vielleicht irgendwo im Basenland.

Immerhin, dachte er, spreche ich die Sprache.

Nikolai trank aus, zahlte seine Rechnung und ging auf die Straße hinaus. Er war erst einige hundert Meter weit gekommen, als er einen Wagen hinter sich heranhfahren hörte.

Der Motor des Renault stotterte, als der Fahrer die Geschwindigkeit auf Schritttempo drosselte. Nikolai sah sich nicht um – er wusste, dass sie es auf ihn abgesehen hatten, und es würde nichts bringen zu signalisieren, dass er sich dessen bewusst war. Ein rascher Blick in ein Schaufenster verriet ihm, dass es sich um einen blauen Renault mit einem Fahrer und zwei Passagieren handelte.

Nikolai ging weiter. Würden sie wirklich versuchen, ihn hier zu erwischen? Am späten Nachmittag, auf der Rue Catinat? Und sollte es eine Tracht Prügel, Mord oder Entführung werden? Er hielt sich die *Paris Match* vor die Brust, entzog die Zeitschrift damit ihren Blicken und rollte sie zu einem festen Zylinder zusammen.

Dann sah er die beiden Männer auf sich zukommen.

Einer von ihnen machte einen entscheidenden Fehler – er sah Nikolai in die Augen. Dann wanderte sein Blick über Nikolais Schulter, was ihm signalisierte, dass die Männer aus dem Renault jetzt direkt hinter ihm auf dem Bürgersteig waren.

Er würde es also mit Messern zu tun bekommen – falls sie auf einen Mord aus waren –, oder aber es ging um eine Entführung, denn der Wagen fuhr immer noch im Schritttempo hinter ihnen her, anstatt einfach davonzurauschen. Nikolai wollte nicht warten, bis er es sowieso herausfinden würde.

Zuerst kümmerte er sich um die Männer hinter sich. Er holte mit der zusammengerollten Zeitschrift aus, als würde er ein Ruder ins Wasser schlagen, traf den ersten Angreifer im

Schritt, wirbelte herum, schwang sein Zeitschriftenrohr jetzt wie einen Kricketschläger und erwischte den zweiten Mann damit im Genick. Beide gingen zu Boden – der erste vor Schmerzen, der zweite war bereits bewusstlos, bevor er auf dem Bürgersteig aufkam.

Nikolai ging tief in die Knie, beugte sich vor und stieß die Zeitschrift über seine Schulter, traf so den nächsten Mann am Auge und löste den Augapfel aus seiner Höhle. Der vierte streckte die Arme aus und packte ihn an der Schulter. Nikolai ließ die Zeitschrift fallen, hielt die Hand auf seiner Schulter fest, drehte sich abrupt, brach so den Arm des Mannes und schleuderte ihn zu Boden.

Dann rannte er.

Er lief in eine Seitenstraße, die rechts von der Catinat abzweigte. Der Wagen folgte ihm. Kugeln zischten durch die Luft, als der Fahrer versuchte, durch den Verkehr zu steuern und gleichzeitig zu schießen. Fußgänger schrien, fielen zu Boden oder duckten sich in Türeingänge, versuchten, sich vor den schwirrenden Kugeln in Sicherheit zu bringen. Nikolai drängte durch die Menge.

Der Wagen raste an ihm vorbei und krachte vor ihm auf den Bürgersteig.

Der Fahrer stabilisierte seine Schusshand auf dem Rahmen des heruntergekurbelten Fensters und zielte. Nikolai warf sich zu Boden und rollte bis unter die Fahrertür, während der Schütze versuchte, die Pistole neu zu justieren, um erneut auf sein Ziel anzulegen.

Nikolai griff nach oben, umklammerte das Handgelenk des Schützen und zerrte ihn herunter, wobei er ihm den Arm am

Ellbogen brach. Dann stieß er sich vom Boden ab, rammte seinem völlig überrumpelten Gegner den Pistolengriff ins Gesicht, packte ihn an den Haaren und donnerte ihn immer wieder mit dem Gesicht auf den Fensterrahmen. Schließlich öffnete er die Tür, zog den Mann auf den Bürgersteig hinaus und stieg selbst in den Wagen.

Ein zweites Auto kam röhrend die Straße hinauf.

Ein Mann beugte sich aus dem Fenster der Beifahrerseite und schoss.

Nikolai legte sich flach auf den Sitz, während die Kugeln die Windschutzscheibe durchschlugen und Glassplitter auf ihn herabregneten. Er nahm die Pistoie in die eine Hand, streckte die andere aus, öffnete die Beifahrertür und ließ sich auf den Bürgersteig fallen. Im Schutz des von Schüssen zersiebten Wagens kroch er bäuchlings weiter und sah, als er aufschaute, einen verdatterten Boten auf einem Motorroller vor sich.

»Tut mir leid«, sagte Nikolai, holte aus und stieß den Mann vom Roller.

Er sprang auf und raste davon.

Der Fahrer des Wagens sah ihn und nahm die Verfolgung auf.

Nikolai beugte sich so tief wie möglich über den Lenker, während die Kugeln über seinen Kopf hinwegpiffen. Die Polizeisirenen übertönten das Geschrei und die Rufe der Schaulustigen, als er sich durch den Verkehr schlängelte, seine Verfolger dicht hinter ihm.

Er musste einen größeren Vorsprung gewinnen.

Seine Gedanken wanderten zum *go-kang* zurück, wo es zwei Möglichkeiten gab, Raum zu schaffen. Nach der traditionellen

und berechenbaren Vorgehensweise hätte man einen Stein möglichst weit vom Gegner entfernt platziert, was in diesem Fall bedeutet hätte, möglichst stark zu beschleunigen, um Abstand zu gewinnen.

Die andere Methode bestand darin, den gegnerischen Stein auszuschalten, der einem am nächsten war.

Nikolai bremste ab und ließ den Wagen näher herankommen. Dann riss er den Lenker herum, wendete und griff an. Er feuerte mit der einen Hand, gab Gas mit der anderen und fuhr direkt auf den verdutzten Fahrer zu, wie ein Kamikaze-Pilot, der wild entschlossen ist, sein Leben für einen möglichst hohen Preis zu verkaufen.

Dem Schützen gelang es, noch einmal abzudrücken, bevor er aus der Tür fiel. Der Fahrer duckte sich hinter das Lenkrad. In letzter Sekunde wich Nikolai aus, verfehlte den Wagen nur um wenige Zentimeter und verschwand im tosenden Verkehr auf der Rue Catinat. Im Chaos der Hauptverkehrszeit gelangte er bis zum Hafen, über die Brücke und nach Cholon.

129

Der Tiger knurrte.

Nikolai erschrak zunächst, denn er befand sich in einer dicht bevölkerten Stadt und nicht im Dschungel. Dann fiel ihm wieder ein, dass Bay Vien in seiner riesigen Villa am Rand von Cholon einen Privatzoo unterhielt. Er erstarrte einen Augen-

blick, schlich sich dann aber weiter an der hohen Steinmauer entlang, die Bay Viens Stadtfestung umgrenzte.

Er hatte die Stunden bis zum Anbruch der Nacht in den dunklen Ecken der Quan Am Pagode in der Lao Tu Street im Herzen Cholons ausgeharrt. Die wenigen Pilger, die in der Dämmerung hereinkamen, um dem Amithaba Buddha zu huldigen, verbeugten sich und sangen ihr »Namu Amida Butsu«, schenkten Nikolai aber keinerlei Beachtung. Als die Sonne untergegangen war und das Viertel nur noch von Laternen erleuchtet wurde, riskierte er es, sein Versteck zu verlassen. Doch er blieb in den engen Hintergassen und mied die Umgebung des Grand Monde und des Parc à Buffles.

Noch wusste er nicht, auf wessen Konto der Mord- oder Entführungsversuch ging. Es hätten Bao Dai, Diamond oder Haverford sein können. Der Angriff erfolgte zehn Minuten, nachdem Haverford ihn in der Sporting Bar in seine Schranken verwiesen hatte. Vergeudete keine Zeit, der überaus tüchtige Ellis Haverford.

Trotzdem, sicher war Nikolai nicht.

Vielleicht steckte auch die Sûreté oder das Deuxième Bureau dahinter. Es hätten sogar die Viet Minh gewesen sein können, wenn sie zu dem Schluss gekommen waren, dass er sie hintergangen hatte.

Nikolai wartete, bis es dunkel war, und machte sich dann auf den Weg zu Bay Viens prunkvollem Anwesen. Und wenn es Bay Vien war, der mich umbringen wollte? Nikolai überlegte. Dann bin ich so gut wie tot.

Aus einer offenen Straßenküche hatte er ein warmes Stück Kohle stibitzt und sich in die Tasche gesteckt. Jetzt, an der

Mauer von Bay Viens Villa, nahm er es heraus, schwärzte sich damit Gesicht und Hände und warf es anschließend ins Gebüsch. Ein doppelter Strang Stacheldraht säumte die zweieinhalb Meter hohe Mauer mit Glasscherben – hauptsächlich Coca-Cola-Flaschen, wie Nikolai registrierte –, die auf der Oberkante in den Mörtel eingelassen waren. Auf einer Seite des Eisentors, das den Haupteingang versperrte, stand ein klotziger Wachturm, und Suchscheinwerfer schwenkten umher wie in einem Gefängnishof.

Ich habe keine andere Wahl, dachte Nikolai, ich muss über die Mauer.

Es war schade um das maßgeschneiderte Jackett, aber Nikolai zog es aus, wartete, bis der Scheinwerfer seinen Bogen vollendet hatte, und warf es auf den Stacheldraht. Dann sprang er, hielt sich am Jackett fest, das von den Stacheln fixiert wurde, und zog sich auf die Mauer. Dort blieb er liegen, balancierte vorsichtig, bis der Scheinwerfer seinen nächsten Bogen vollendet hatte, und ließ sich dann fallen.

Unter ihm bewegte sich etwas.

Nikolai unterdrückte einen Aufschrei, als eine Boa Constrictor unter ihm hervorglitt und dabei ihre kräftigen Muskeln an seinen Rippen entlangschob. Die Schlange war gut vier Meter lang und glänzte im Mondlicht. Sie wandte den Kopf, betrachtete Nikolai einen Augenblick und schnalzte mit der Zunge, als wollte sie prüfen, ob er sich zum Fressen eignete.

»Nein«, murmelte Nikolai.

Die Schlange zog weiter, sehr viel langsamer, als Nikolai lieb war. Ein *sensei* hätte eine Schlange als Omen betrachtet, ein chinesischer *sifudage*gen hätte ihm geraten, es der Schlange

gleichzutun – sie ist eine der fünf Tierarten, die im Shaolin Kung-Fu nachgeahmt werden.

Nikolai schlängelte sich also über den kurzgemähten, penibel gepflegten Rasen. Der Abendtau durchnässte sein Hemd. Er hielt sich dicht am Boden, fror und presste sein Gesicht ins Gras, immer wenn der Scheinwerfer zu ihm herüberschwenkte.

Dann sah er den Tiger.

Er war in seinem Käfig, vielleicht fünfzehn Meter entfernt zu seiner Linken.

Das wilde Tier stieß ein tiefes, bedrohliches Knurren aus, und Nikolai spürte, wie Urängste ihn durchzuckten – atavistische Überreste, dachte er, aus der Zeit, als unsere Spezies noch auf Bäumen lebte. Die Augen des Tigers waren wunderschön anzuschauen, bezaubernd im wahrsten Sinne des Wortes, und Nikolai spürte, wie die Kreatur ihn in ihren Bannkreis zog.

Funktioniert das so?, fragte er sich. Kurz vor dem Tod erstarrt man ehrfürchtig auf dem Opferaltar? Erkennt man die Herrlichkeit der Welt in dem Moment, in dem man von ihr scheidet?

Sein Blick begegnete dem des Tigers.

Zwei Raubtiere, dachte er, die nachts aufeinandertreffen.

Dann erinnerte er sich an das alte chinesische Sprichwort: *Wenn Tiger kämpfen, wird einer getötet und der andere tödlich verletzt.*

Das sollte man nicht vergessen.

Nikolai nickte dem gefangenen Tiger zu und kroch langsam weiter.

Etwa dreißig Meter vor dem Haus machte er halt und beobachtete die Wachen, die dort patrouillierten. Sie waren zu viert und schritten das Haus auf unterschiedlichen, einander überschneidenden Routen ab. Sie waren mit amerikanischen Gewehren bewaffnet, traten leise auf und sprachen nicht, wenn sie aneinander vorbeigingen. Nur ein kurzes Nicken zeigte an, dass alles in Ordnung war.

Das Gute an Wachen, dachte Nikolai, ist, dass sie einem den Weg weisen. Jeder von ihnen richtete sich fast unmerklich auf und hielt sein Gewehr bereit, wenn er an einem bestimmten Fenster im ersten Stock der Villa vorbeikam. Licht schien durch den Vorhang. Das Fenster war geöffnet, wenn auch durch ein Eisengitter geschützt.

Bay Vien war zu Hause in seinem Schlafzimmer.

Mit unendlicher Geduld – und Dankbarkeit gegenüber seinen japanischen Lehrern, die ihm diese Tugend vermittelt hatten – kroch Nikolai in einem großen Bogen um die gesamte Villa herum und suchte nach einer Schwachstelle.

Er fand sie am hinteren Teil des Hauses, an der Küche.

Ein Koch in weißer Kochjacke saß auf einem Hocker vor der geöffneten Tür. Mit gesenktem Kopf, die Ellbogen auf die Oberschenkel gestützt, rauchte er eine Zigarette.

Nikolai kroch näher heran und konnte den charakteristischen Geruch von *nuoc mom*, der typischen vietnamesischen Fischsuppe wahrnehmen, die zu den Grundnahrungsmitteln eines jeden Bauern gehörte. Er setzte all seine Konzentration auf seinen Hörsinn und lauschte. Der Koch unterhielt sich zwanglos mit jemandem im Inneren des Hauses. Zum Glück sprach er Chinesisch, und so erfuhr Nikolai, dass der Junge drinnen

ein Untergebener war, ein Diener namens Cho, und die Suppe fast fertig, weshalb Cho lieber nicht verschwinden und ein Nickerchen halten sollte, sofern er nicht wollte, dass man ihm die Eier abriss.

Nikolai wartete und stoppte die Zeit, die die Wachen für ihre Runden benötigten, bis er herausfand, dass sie in einem Rhythmus von zweiunddreißig Sekunden an der Küchentür vorbeikamen.

Nikolai schloss die Augen und befahl seinem Geist fünf Minuten Ruhe. Er wusste, dass ihn der Kampf auf der Straße und die Flucht nach Cholon ermüdet hatten und dass er seine Energie einteilen musste – der nächste Angriff sollte rasch und gezielt erfolgen.

Als er aufwachte, hatte der Koch seine Pause beendet und war in der Küche verschwunden.

Nikolai stemmte sich auf die Unterarme und wartete auf die Ankunft der nächsten Wache. Der Wachposten kam an der Küchentür vorbei und ... blieb stehen, als der Koch herauskam und ihm etwas reichte, das wie ein Stück Fisch aussah. Der Wachmann warf sein Gewehr über die Schulter, dankte dem Koch und aß.

Verdammt, dachte Nikolai.

Er ließ sich wieder ins Gras gleiten.

Der Wachmann aß schnell, aber durch die Pause geriet die Rotation durcheinander, und es dauerte eine halbe Stunde, bis die Runden der Wachen wieder gleichmäßig ineinandergriffen. Nikolai wartete, bis ein Wachmann die Küche passiert hatte, sprang auf und rannte zur Tür.

Der Koch rührte in seiner Suppe und bemerkte nichts, bis Nikolai ihm mit der Faust ins Genick schlug und ihn auffing, bevor er vornüber auf den Herd fallen konnte, ihn dann in eine Ecke zog und sachte hinunterließ.

Es wäre einfacher gewesen, ihn zu töten, aber der Mann war unschuldig und Nikolai wusste, dass Bay Vien ihm nicht so leicht verzeihen würde, wenn er einen seiner Männer umbrachte.

Nikolai stellte sich hinter die Tür, die zu den anderen Räumen des Hauses führte und rief auf Chinesisch: »Cho, du faules, nutzloses Stück! Die Suppe ist fertig!«

Der junge Kellner kam durch die Tür geeilt, direkt in Nikolais *shuto*, und sackte in sich zusammen.

Nikolai presste sich an die Wand, bis der nächste Wachmann draußen vorbeigegangen war, dann entdeckte er eine etwas längere Kellnerjacke an einem Haken in der Vorratskammer, setzte die schwarze Mütze des Kellners auf, stellte zwei Schalen Suppe auf ein Tablett und ging nach oben.

Der Wachmann am Fuß der Treppe nickte kurz und zuckte zusammen, als ihm die ungewöhnliche Statur des Kellners auffiel.

Doch es war zu spät.

Nikolais Leopardenfote war schneller. Seine Fingerknöchel trafen den Wachmann direkt auf die Nase – fest genug, um ihm den Knochen ins Gehirn zu treiben, aber nicht stark genug, um ihn zu töten.

Nikolai fing ihn mit einem Arm auf und ließ ihn langsam zu Boden gleiten, damit seine Schusswaffe nicht klapperte. Er be-

freite ihn von der .45er, schob sich die Pistole in den Ärmel und stieg die Treppe hinauf.

Sein Proximitätssinn verriet ihm, dass vor Bay Viens Tür ein weiterer Wachmann postiert war.

Tatsächlich hörte dieser seine Schritte und rief: »Cho?«

»Ich habe das Essen für den Herrn.«

»Wird auch Zeit.«

Wie Nikolai befürchtet hatte, befand sich die Tür am Ende des Gangs, was dem Wachmann mehr als genug Zeit ließ zu erkennen, dass Nikolai nicht Cho war. Er verfluchte seine große westliche Statur, senkte sein Kinn auf die Brust und hoffte, einen günstigen Moment zu erwischen.

Nikolai schaute auf, nahm den Löffel vom Tablett und schleuderte ihn wie einen Ninjastern, genau in dem Moment, in dem der Wachmann seine Pistole zog. Der Löffel wirbelte ihm in die Augen und riss seinen Kopf zurück.

Der Schuss verfehlte sein Ziel.

Nikolai sprang vor, packte die Schusshand des Wachmanns und zerrte sie hoch. Als er spürte, dass der Mann die Hand zurückziehen wollte, passte er sich der Bewegung an und riss dessen Arm in einem weiten Bogen zurück, bis er das Schultergelenk herauspringen hörte. Dann kehrte er den Bewegungsfluss um, stieß den Wachmann von den Füßen, zog ihn zu Boden und schlug ihm auf die Kehle.

Er stieg über den ausgestreckt am Boden liegenden Wachmann hinweg, zog seine Pistole und trat die unverschlossene Tür ein.

130

Bay setzte sich im Bett auf, seine Pistole zielte direkt auf Niko-lais Brust. Eine wunderschöne Asiatin zog sich die Bettdecke über den Körper.

»Meine Freunde klingeln normalerweise an der Haustür«, sagte Bay.

»Ich wusste nicht, ob ich noch Ihr Freund bin.«

»Sie wissen«, sagte Bay, »dass ein Ruf von mir genügt, damit meine Wachen kommen und Sie meinem Tiger zum Fraß vorwerfen.«

»Aber Sie würden nicht lange genug leben, um es mit anzusehen.«

Bay runzelte die Stirn. »Aus dem Geklapper schließe ich, dass Sie meine Suppe verschüttet haben.«

»Ich fürchte, ja.«

»Sie entwickeln sich zur Plage, Michel.«

Er stieß die Frau neben sich mit dem Ellbogen an. »Zieh dir was über, Schatz, und steh auf. Ich muss mich mit unserem ungehobelten Gast unter vier Augen unterhalten.« Die Frau beugte sich aus dem Bett, fischte einen seidenen Morgenmantel vom Boden und zog ihn über. Bay sagte: »Geh runter und sag dem Koch, dass wir noch mehr Suppe brauchen. Der Koch lebt doch noch, Michel?«

»Ja.«

Die Frau schob sich an Nikolai vorbei, und er hörte sie den Gang hinunterlaufen.

»Die Pistole wird schwer in meiner Hand«, klagte Bay. »Wollen wir beide die Waffen ablegen? Wir werden uns doch nicht gegenseitig erschießen, oder?«

»Ich hoffe nicht.« Nikolai senkte langsam seine Waffe.

Bay tat es ihm gleich. »Sie sehen albern aus in der Jacke.«

»Ich komme mir auch albern vor.«

»Macht es Ihnen was aus, wenn ich mich anziehe?«

»Es wäre mir sogar lieber.«

Bay stieg aus dem Bett und verschwand in dem angrenzenden Badezimmer, kam aber schon einen Augenblick später in einem schwarzen seidenen Morgenmantel, der mit einem rotgrün gestickten Drachen verziert war, wieder heraus. Er band sich den Gürtel mit einem Knoten um die Taille, ging an Nikolai vorbei und sagte: »Wir wollen ins Esszimmer gehen.«

Dann kletterte er über den benommenen Wachmann, der auf dem Boden lag und sich noch immer die Kehle rieb.

»Nutzloser Scheißeffresser«, sagte Bay. »Ich sollte ihn Beauty zum Fraß vorwerfen.«

»Ihrem Tiger?«, fragte Nikolai.

»Eine Tigerdame. Sie ist hübsch, nicht wahr?«

Nikolai folgte ihm nach unten.

131

Die Suppe war köstlich.

Sie wurde von einem verängstigten Cho und einem recht aufgebrachtten Koch serviert und kam heiß und dampfend auf

dem Esstisch aus Teakholz an. (»Ich habe ihm versichert, wenn er in Ihre Schüssel spuckt, schneide ich ihm die Eier ab«, beruhigte Bay Nikolai.)

Geschickt suchte Bay sich mit seinen Stäbchen die zarten Fischstücke heraus. »Mit der Frau des Kaisers schlafen«, sagte er und schüttelte den Kopf. »Das ist nicht gut.«

Sie ist nicht seine Frau, dachte Nikolai. Sie gehört mir.

»Siebenundfünfzig französische Huren gibt es in meinem Bordell«, sagte Bay, »aber Sie müssen sich ausgerechnet diese aussuchen.«

»Weiß Bao Dai davon?«

»Ich weiß nicht, ob er's weiß«, erwiderte Bay. »Ich weiß es. Er hat mich gebeten, Sie im Auge zu behalten. Und ich hab's ihm nicht gesagt, falls Sie das meinen.«

»Wer hat versucht, mich umzubringen?«

Bay zuckte mit den Schultern. »Ich war's nicht.«

»Geschah es nicht auf Befehl von Bao Dai?«

»Vielleicht hat er es befohlen«, sagte Bay, »aber nicht mir. Ich nehme an, er ist verärgert, weil ich die Karten nicht zu Ihren Ungunsten gezinkt habe. Vielleicht vertraut er mir nicht mehr.«

»Ich muss Sie um einen Gefallen bitten«, sagte Nikolai.

Bay zuckte erneut mit den Schultern und aß seine Suppe. Endlich legte er seine Stäbchen weg, nahm die Suppenschale auf und schlürfte die Brühe. Dann sagte er: »Sie brechen in mein Haus ein, verprügeln meine Leute, erschrecken die Dame, die mir Gesellschaft leistet, fast zu Tode, zielen mit einer Pistole auf mich, drohen abzudrücken, und dann bitten Sie mich um Hilfe? Und das, nachdem Sie meinem wichtigsten

Partner sein Geld abgenommen, seine Frau gevögelt und in den Straßen von Saigon Zeter und Mordio veranstaltet haben? Nicht zu vergessen, dass offensichtlich auch noch der Tod irgendeines Russen auf Ihre Rechnung geht, weshalb die halbe Welt Ihren Kopf fordert? Sie haben Nerven aus Stahl, Michel. Ich sollte Sie wirklich Beauty zum Fraß vorwerfen, damit sie sich die Zähne an Ihnen ausbeißt.«

»Aber das werden Sie nicht tun«, sagte Nikolai.

»Was wollen Sie?«

Mein Leben, dachte Nikolai. Nein, mehr als das, meine Ehre.

»Ich möchte meine Waffen zurückkaufen«, sagte er. »Ich bin bereit, Ihnen einen kleinen Gewinn für Ihre Mühen einzuräumen.«

»Sind Sie auch bereit zu sterben?«

»Ja.«

Bay sah ihn lange an. »Ich glaube Ihnen. Aber sagen Sie, wenn ich Ihnen die Waffen verkaufe, was haben Sie dann damit vor?«

»Ich werde sie dem ursprünglich vorgesehenen Kunden liefern.«

Bay wirkte überrascht. »Den Viet Minh. Warum?«

»Ich habe mein Wort gegeben.«

»Das ist der Grund, weshalb *Sie* es tun sollten«, sagte Bay. »Aber warum sollte *ich* es tun?«

Nikolai antwortete: »Egal, was Sie sind oder nicht sind, Sie sind ein Ehrenmann und Sie verdanken mir Ihr Leben.«

»Die Viet Minh sind der Feind.«

»Heute sind sie das«, pflichtete Nikolai ihm bei. »Vor vier Jahren waren sie noch Ihre Verbündeten. Und wer weiß, was in vier Jahren sein wird? Bao Dai wird irgendwann auch gegen Sie vorgehen, und wenn nicht er, dann die Amerikaner. Außerdem werden die Viet Minh siegen.«

»Glauben Sie?«

»Genau wie Sie«, erwiderte Nikolai. »Aber das sind Spekulationen. Die eigentliche Frage ist, werden Sie Ihre Schuld einlösen?«

»Habe ich schon erwähnt, dass Sie ein schwieriger Freund sind?«

»Ja.«

»Sie haben mir das Leben gerettet«, sagte Bay. »Aber das war's dann. Danach sind wir quitt.«

»Danke.«

»Ich bringe Sie aus der Stadt«, sagte Bay. »Bis wir Sie auf ein Schiff schleusen können.«

Nikolai schüttelte den Kopf. »Ich muss zurück nach Saigon.«

»Sind Sie verrückt?«, fragte Bay. »Halb Saigon will Sie töten und die andere Hälfte würde Sie nur allzu gerne an diese Leute verkaufen.«

»Ich muss noch eine Nachricht überbringen.«

Bay runzelte die Stirn. »Wem, der Frau?«

Nikolai antwortete nicht.

132

Das Zimmer in dem Bordell war klein, aber ausreichend.

Irgendwann landen Nutten nun mal im Puff, dachte Nikolai. Nikolais neues Quartier lag am Ende eines langen schmalen Flurs. Es hatte ein Himmelbett, Wände und Decke waren verspiegelt.

»Unsere Gäste sind Narzissten«, erklärte Momma, denn sie führte dieses Etablissement ebenso wie das Parc à Buffles. Ihr Schweigen war großzügig erkaufte und durch das Versprechen abgesichert, dass man sie bei lebendigem Leibe häuten würde, sollte sie irgendjemandem auch nur flüsternd von Nikolais Anwesenheit hier berichten. »Sie lieben es, sich aus allen möglichen Blickwinkeln in der Schönheit ihrer Ekstase zu bewundern.«

Nikolai empfand die ständige und unausweichliche Besspiegelung als beunruhigend. Egal, wohin er blickte, er sah eine verzerrte Ansicht seiner selbst. Auch konnte er nicht weg – er war gefangen im Schlafzimmer und dem angrenzenden (ebenfalls verspiegelten) Bad mit Wanne, Waschbecken und Bidet. Seine Mahlzeiten würden ihm gebracht werden, und frische Luft kam gar nicht infrage.

»Was Ihre anderen Bedürfnisse betrifft«, flötete Momma lasziv. »So habe ich an alles gedacht.«

»Ich habe keine anderen Bedürfnisse«, erwiderte Nikolai.

»Das wird sich ändern.«

Sie schloss die Tür hinter sich.

Haverford setzte ein paar Piaster am Roulettetisch, verlor, langweilte sich und beschloss, die Nacht im Parc à Buffles durchzumachen.

Er trat auf die Straße, um ein Taxi anzuhalten, und dachte an Nikolai Hel.

Sämtliche Zeitungen hatten über die dramatische Schießerei auf der Straße berichtet und behauptet, bei dem versuchten Attentat auf den angesehenen französischen Unternehmer Michel Guibert habe es sich um einen Terroranschlag der Viet Minh gehandelt. Der Geschäftsmann habe den Anschlag überlebt, sei nun aber spurlos verschwunden und die französischen Beamten seien sehr besorgt, er könne sich in den Händen kommunistischer Terroristen befinden.

Haverford wusste, dass Diamond dahintersteckte.

Jetzt war Hel entweder tot oder wurde in einem Tigerkäfig verhört. Vielleicht war er aber auch entkommen und hatte sich in ein Versteck verzogen. Wenn ja, dann war er wirklich spurlos untergetaucht, denn Haverford hatte alle seine Leute darauf angesetzt, herauszufinden, wo Hel sich aufhielt (oder wo sich seine Leiche befand), und niemand hatte etwas herausbekommen.

Auch hatte Hel nicht versucht, ihn zu kontaktieren, was bedeutete, dass er ihm wohl nicht mehr vertraute. Vielleicht dachte er, die Amerikaner seien für den Mordanschlag verantwortlich. Einen Agenten ins Herz zu schließen war immer ein

Fehler, aber Haverford mochte Nikolai Hel oder zumindest schätzte er ihn sehr.

Die Klinge glänzte in der Dunkelheit.

Eine Sekunde später, und sie hätte ihm die Kehle bis zum Halswirbel durchtrennt, aber Haverford sah sie und duckte sich. Doch schon sauste sie erneut auf ihn zu. Er blockte sie mit dem Handgelenk, spürte den Schnitt und schrie vor Schmerz und Wut.

Seine Ausbildung bei den Marines zahlte sich aus.

Er packte die Messerhand, drehte sich herum und warf den Angreifer über die Schulter auf den Bürgersteig, so dass er hart auf dem Rücken landete. Haverford trat ihm fest auf die Kehle. Dann zog er die Pistole aus der Innentasche seines Jacketts.

Einer der Angreifer floh, doch der andere kam auf ihn zu, und Haverford schoss ihm mitten in die Brust.

Inzwischen kamen die Wachsoldaten der Binh Xuyen aus dem Parc à Buffles gerannt.

»Banditen«, sagte einer von ihnen.

»Meinen Sie?«, fragte Haverford. Er atmete schwer, Blut rann ihm den Ärmel hinunter. Das Adrenalin sank bereits wieder, und er wusste, dass er schon bald den Schmerz spüren würde. Er untersuchte seine Schnittwunde und sagte: »Das muss genäht werden.«

Einer der Angreifer war tot, ein weiterer geflohen und die Binh Xuyen bearbeiteten jetzt den verbliebenen Messerstecher mit Bambusknüppeln.

»Lebend«, fuhr Haverford sie an. »Ich will ihn lebend.«

»Banditen«, Blödsinn.

Kein Bandit, der noch ganz bei Trost war, würde versuchen, vor dem Parc à Buffles eine Brieftasche zu stehlen; nur ein Wahnsinniger würde Bay Viens Kunden ausrauben.

Die Wachleute zerrten den Mann weg.

134

Antonucci sah seinen Mädchen beim Spielen zu.

Im Club war für einen Donnerstagabend viel los, jede Menge trinkfeste französische Fallschirmspringer und Fremdenlegionäre, und Antonucci behielt sie vorsichtshalber im Auge, falls sie vorhatten, eine Schlägerei in seinem Etablissement anzuzetteln. Bislang benahmen sich die Soldaten einwandfrei und würden es wahrscheinlich auch weiterhin tun, schon weil sie Angst hatten, Hausverbot erteilt zu bekommen und keine hübschen Musikerinnen mehr angaffen zu können. Später würden sie zweifellos in ein Bordell weiterziehen, um das Feuer zu löschen, das die Mädchen entfacht hatten, und andere würden den Profit einstreichen.

Sei's drum, dachte Antonucci, Menschenhandel ist Sünde.

Er zündete ein Streichholz an und drehte die Zigarrenspitze in der Flamme.

Eine kubanische, das sind die Besten.

Er sah auf die Uhr. Dieser verhurte Amerikaner müsste inzwischen längst für seine Sünden bezahlt haben. Sie hatten drei ihrer besten Leute mit der Anweisung losgeschickt, es wie einen Raubüberfall aussehen zu lassen. Bay Vien würde das

nicht gefallen, aber zur Hölle mit ihm. Früher oder später würde man sich dieser Straßenratte aus Cholon auch noch annehmen müssen.

Und ihn zu töten würde viel schwieriger werden als diesen Amerikaner, diesen Haverford.

Les amerloques, sinnierte Antonucci, während er den dicken Rauch einsog, solch entsetzliche Amateure auf dem Gebiet der Intrige, so ungeschickt, so durchschaubar. Um eine Kultur der Verschwörung aufzubauen, braucht es Jahrhunderte und generationenübergreifende Verbindungen unter den Familien. Im jugendlich naiven Amerika, in dem sich alle mit allen mischten, waren Hopfen und Malz verloren.

Ein Amerikaner in Asien? Das war wie ein Schwerhöriger im Sinfoniekonzert.

Haverford liegt jetzt also auf der Straße, die französische Polizei wird sich entschuldigen, wie es für Gallier typisch ist, mit den Schultern zucken, und Operation X kann weiterlaufen. Das Opium wird durch das französische Militär und nicht durch die Viet Minh weitergeleitet, nach Laboratorien in Marseille verschifft, wo es zu Heroin verarbeitet und schließlich nach New York versendet wird. Wir scheffeln Geld und das Leben geht weiter.

Für manche.

Er gestattete sich einen ausgiebigen Blick auf die langen Beine der Saxophonistin. Hat Glück gehabt, dass sie auf dem Stuhl sitzen kann. Das nächste Mal überlegt sie es sich dreimal, bevor sie einem gut aussehenden Fremden schöne Augen macht.

Und was ist aus Guibert geworden?, fragte sich Antonucci. Die Geschichte in der Zeitung über die Viet Minh war offensichtlich eine Erfindung der Franzosen. Es ging das Gerücht, dass Guibert zu allem Überfluss, nachdem er Bao Dai am Spieltisch gedemütigt und ihm sein Geld abgenommen hatte, auch noch mit seiner neuen Geliebten rumgemacht hatte. Ja, Bao Dai hatte Leute beauftragt, Guibert zu töten, um nicht als Vollidiot dazustehen, und dann haben seine Jungs es vermasselt. Er hätte gleich zu uns kommen sollen.

Antonucci widmete seine Aufmerksamkeit erneut der Saxophonistin, Yvette. Vielleicht fick ich sie heute Abend, dachte er, um ihr zu zeigen, dass ich nicht nachtragend bin. Sie ist sensibel, so leicht in ihren Gefühlen verletzt. Dünnhäutig, das ist sie.

Er sah Mancini zur Tür hereintreten und nach ihm Ausschau halten. Als der Chef der Union Corse ihn entdeckte, schüttelte er den Kopf.

Eine so dezente Geste, dass nur ein alter Freund wissen konnte, was sie bedeutete.

Antonucci wusste es, und ihn packte die Wut.

Der Mordversuch an dem Amerikaner war gescheitert.

135

Der Tag hatte sich für De Lhandes bezahlt gemacht. So gut, dass er am Parc à Buffles vorbei direkt zum House of Mirrors ging, wo er einen Großteil seiner Einnahmen für ein Mädchen aus Sri Lanka von solch ausgesuchter Fingerfertigkeit und

Schönheit verwendete, dass er wohlwollend bereit war, die Möglichkeit der Existenz eines gütigen Gottes in Erwägung zu ziehen. Er zog sich an, küsste das Mädchen auf die Wange, ließ ein großzügiges Trinkgeld auf dem Nachttisch liegen und ging. Es war noch nicht zu spät für die Pho-Suppe im La Bodega.

Aber so bin ich nun mal, dachte er wehmütig, als er die Tür hinter sich schloss. Die Ansprüche eines Gourmets und die Brieftasche eines trocken Brot fressenden Bauern.

Eine riesige Pranke legte sich fest auf seinen Mund, er spürte, wie starke Arme ihn hochhoben, dann befand er sich in einem Zimmer.

»Halten Sie jetzt ausnahmsweise mal die Klappe«, hörte er Guibert sagen.

136

Haverford ging neben dem überlebenden Angreifer in die Hocke, steckte ihm eine Zigarette in den Mund und zündete sie für ihn an. »Sprichst du Französisch?«

Der völlig verängstigte Mann nickte.

»Gut«, sagte Haverford. »Pass auf, die Sache ist die, *mon ami*, ich kann dich aus der Scheiße rausholen, in der du steckst – ich bin nicht nachtragend, schließlich ging's nur ums Geschäft, stimmt's? Ich kann mich aber auch einfach umdrehen und gehen, und dich den Binh Xuyen überlassen. Du hast die Wahl.«

»Was muss ich tun?«

»Du musst gar nichts tun«, sagte Haverford. »Du musst mir nur etwas verraten.«

»Was?«

»Wer hat dich bezahlt?«, fragte Haverford.

»Die Korsen«, krächzte der Mann.

»Wer?«, fragte Haverford noch einmal, weil er nicht damit gerechnet hatte.

»La Corse«, sagte der Mann.

137

»Mein Leben liegt in Ihrer Hand«, sagte Nikolai, als er De Lhandes absetzte.

Er wusste, es war grob und unflätig gewesen, den Zwerg einfach hochzuheben, aber er hatte keine andere Möglichkeit gehabt.

»Bei der syphilitischen Fotze einer Marseiller Hure ...«

»Viele Menschen«, sagte Nikolai, »würden eine Menge Geld zahlen, um zu erfahren, wo ich mich aufhalte.«

»Das ist richtig«, ereiferte sich De Lhandes, noch immer wütend über die unsanfte Behandlung. »Warum legen Sie Ihr Leben dann ausgerechnet in meine Hand?«

»Ich brauche einen nützlichen Verbündeten, dem ich vertrauen kann«, entgegnete Nikolai.

»Ich gebe Ihnen Recht, dass ich nützlich bin«, erwiderte De Lhandes, »ganz außerordentlich nützlich sogar. Aber wie kommen Sie auf die Idee, dass Sie mir vertrauen können?«

Nikolai wusste, dass alles von seiner Antwort abhing, also überlegte er genau, bevor er fortfuhr. Endlich sagte er: »Sie und ich, wir sind uns sehr ähnlich.«

De Lhandes sah zu dem groß gewachsenen, breitschultrigen, gut aussehenden Mann auf, und Nikolai sah, wie sein Rückgrat sich versteifte. »Das glaube ich kaum.«

»Dann denken Sie weiter«, erwiderte Nikolai. Jetzt, wo er damit angefangen hatte, konnte er keinen Rückzieher machen. Sowohl sein Leben wie auch das von De Lhandes standen auf dem Spiel, denn der Zwerg würde diesen Ort entweder als sein Verbündeter oder überhaupt nicht mehr verlassen. Nikolai musste sich entweder mit ihm anfreunden oder ihn töten. »Wenn Sie über die augenfälligen Unterschiede hinwegsehen, werden Sie erkennen, dass wir beide Außenseiter sind.«

Nikolai merkte, dass De Lhandes darauf ansprang, also fuhr er fort: »Ich bin ein Mensch aus dem Westen, der in Asien aufwuchs, und im Westen sind Sie ...«

Er wusste, dass er sich vorsichtig ausdrücken musste, doch dann führte De Lhandes den Gedanken für ihn zu Ende. »Ein kleiner, hässlicher Mann in einer Welt voller großer, schöner Menschen.«

»Wir stehen immer draußen und schauen zu«, sagte Nikolai. »Wir können also entweder ewig an der Peripherie der Welt stehen bleiben oder wir erschaffen uns unsere eigene.«

»Eine eigene Welt erschaffen?«, wiederholte De Lhandes spöttisch.

Aber Nikolai sah, dass ihn die Idee faszinierte. »Wenn Sie natürlich mit der aktuellen glücklich sind, wenn Ihnen das ein oder andere Schäferstündchen mit einer erstklassigen Hure oder ein gutes Essen hier und da genügt, schön. Aber das sind Almosen, die man Ihnen zuwirft wie einem Hund einen Knochen. Ich spreche von Reichtum, von Wohlstand, der Ihnen ein Leben in Würde und einer gewissen, wie soll ich sagen, Qualität ermöglicht.«

»Wie soll das gehen?«, fragte De Lhandes.

»Es ist riskant.«

»Was hab ich zu verlieren?«

Nichts, dachte Nikolai. Aber ich kann alles verlieren, vielleicht sogar mein Leben. Wenn ich dich von hier fortlasse und mich in dir getäuscht habe, dann bin ich ein toter Mann. Aber jetzt ist es zu spät, es sich anders zu überlegen. Er sagte: »Sie müssen etwas für mich tun.«

Er gab De Lhandes Woroschenins Papiere und bat ihn, Kontakt zu Solange aufzunehmen.

138

Bernard De Lhandes verließ das Bordell und winkte ein *cyclo-pousse* heran, das ihn in die Stadt zurückbrachte.

Bei den aufgedunsenen Eiern eines Bischofs, das war keine leichte Entscheidung.

Guiberts Aufenthaltsort war ein Mädchen aus Sri Lanka wert, vielleicht sogar eine Frau von den Seychellen, die für ih-

re Fähigkeiten und sexuellen Geheimnisse bekannt war, außerdem ein Abendessen mit Wein im Le Perroquet. Bei der Erinnerung an die Weinkarte, die ihm der Sommelier einmal zur Ansicht vorgelegt hatte, lief ihm das Wasser im Munde zusammen.

Hervorragend.

Natürlich musste er überleben, um seine Freude daran zu haben, und Guiberts Gesichtsausdruck nach zu urteilen, durfte er nicht zwangsläufig damit rechnen. Ganz Saigon sprach über Guiberts Flucht vor den Attentätern und darüber, dass er mehrere von ihnen tot auf der Straße zurückgelassen hatte.

Einen solchen Mann verriet man nicht.

Andererseits, dachte er, wenn du die Information verhörst, musst du dir wegen seiner Rache keine Sorgen machen. Die Frage war vielmehr, wen man darauf ansprechen würde, und das wiederum hing davon ab, wer den fehlgeschlagenen Versuch unternommen hatte.

Oh, Gerüchte gab es im Überfluss.

Einigen zufolge hatte Bao Dai den Überfall höchstpersönlich angeordnet, um Vergeltung für Guiberts Sieg am Spieltisch zu üben; oder noch besser, es wurde behauptet, Guibert habe die weißen Schenkel der kaiserlichen Geliebten gespalten und das Attentat sei Bao Dais Versuch gewesen, sich die Hörner vom Kopf zu schlagen.

Bei den verschollenen Armen der Venus von Milo, für eine Kostprobe der Reize von La Solange würde er sein Leben geben.

Mit diesem Gedanken kehrte er zum Geschäftlichen zurück. Wenn er Guiberts Aufenthaltsort verkaufen wollte, an wen

würde er sich wenden? Jeder würde gutes Geld dafür bezahlen, denn alle wussten, dass sich die Informationen jederzeit meistbietend weiterverkaufen ließen. Aber warum sollte ich mich an den Großhandel wenden, wenn der Einzelhandel so viel lukrativer ist? In dieser Hinsicht hatte Guibert Recht. Warum sollte ich mich mit den Krümeln vom Tisch anderer bescheiden?

Er lehnte sich zurück und dachte noch einmal über alles nach.

Das *cyclo-pousse* zuckelte über die Brücke zurück nach Saigon.

139

Antonucci betrachtete die Blondine, die auf dem Hocker saß und ihren Strumpf am Strumpfband befestigte.

Und hätte fast schon wieder einen Ständer bekommen.

Aber fürs Erste reichte es ihm.

Das Mädchen hatte sein Saxophon ausgezeichnet geblasen, anschließend hatte er sie über den Tisch gelegt und es ihr besorgt, und jetzt wusste sie, wer der Chef war, und fühlte sich nicht mehr vernachlässigt. Er wartete, bis sie gegangen war, dann schloss er das Büro ab und verließ das Gebäude durch die Hintertür.

Antonucci hörte den Mann nicht.

Er spürte nur die Pistole, die sich ihm fest in den Rücken bohrte.

»Wie geht's den Nieren, alter Mann?«, fragte die Stimme auf Französisch mit starkem amerikanischen Akzent. »Keine Beschwerden beim Pissen? Wie denkst du, wird sich das anfühlen, wenn ich jetzt abdrücke?«

»Sie wissen nicht, mit wem Sie sich anlegen, *minet*«, knurrte Antonucci. »Hosenscheißer wie Sie verspeise ich zum Frühstück.«

Der Pistolenknopf krachte ihm auf den Rücken und ließ ihn vornüberfallen. Der Mann stieß ihn fest gegen die Wand, wirbelte ihn herum und hielt ihm den Lauf vor die Nase.

»Warum?«, fragte Haverford.

»Warum was?«

»Warum der Anschlag auf mich?«, drängte Haverford. »War das Ihre Idee? Oder wer hat Sie beauftragt?«

Antonucci spuckte aus. »Sie sind ein toter Mann.«

»Mag sein«, sagte Haverford. »Aber Sie sind vor mir dran.«
Er spannte den Hahn.

Antonucci sah ihm in die Augen und erkannte, dass er es ernst meinte. Wen interessierte es überhaupt, was *les amerloques* einander antaten? Ein Eid der Verschwiegenheit gegenüber einem anderen Korse? Er würde lieber sterben, als ihn zu brechen. Aber für diese Leute? Und so antwortete er sogar mit einem gewissen Vergnügen: »Einer von Ihren eigenen Männern.«

Haverford kannte die Antwort schon, bevor er die Frage gestellt hatte.

»Welcher von meinen eigenen Leuten?«

»Hat den Namen Gold benutzt.«

Diamond, dachte Haverford, ist ein ausgemachter Vollidiot.
»Und was hat ›Gold‹ Ihnen gesagt?«

»Er hat gesagt, Sie wollen sich in unsere Geschäfte einmischen.«

»Ihre Drogengeschäfte.«

»Natürlich.«

Antonucci gefiel der bestürzte Gesichtsausdruck des Amerikaners. Er lachte und sagte: »Sie kapieren's nicht, was, *mimi*? Ihr Mann, dieser Gold, hat die Finger mit im Spiel. Von jedem Kilo Heroin, das wir nach New York schmuggeln, kassiert er seinen Anteil.«

Haverford fühlte rasenden Zorn in sich aufsteigen.

»Der Killer für Guibert«, sagte er. »Blasen Sie ihn ab.«

»Zu spät.«

»Was soll das heißen?«

Antonucci hob die Hand und wedelte damit.

»Die Kobra«, sagte er, »ist schon unterwegs.«

140

Solange saß auf einem Hocker vor dem Spiegel und zog vorsichtig einen Lidstrich.

Bao Dai mochte ihn ein wenig dicker, als ihr lieb war – der Kaiser stand auf diesen verruchten Leinwandstil.

Na gut, ihr konnte es egal sein.

Aber im Licht des Morgens fragte sie sich, wie lange er sie noch reizvoll und anziehend finden würde. Was würde passie-

ren, wenn sie keine neuen Tricks mehr parat hatte und die alten ihn zu langweilen begannen? Dasselbe, was dann immer passiert. Er würde anfangen, an ihr herumzunörgeln, ihre Grammatik korrigieren, Kleinigkeiten an ihrer Kleidung monieren und behaupten, er habe nur Spaß gemacht. Dann würde er aufhören, über ihre Scherze zu lachen, würde ungeduldig werden, wenn sie zu lange brauchte, um sich fertig zu machen, und sein Blick würde zur Nächsten wandern.

C'est l'amour.

Saigon gefiel ihr nicht besonders. Zu schwül, die Luft war stickig vor Intrigen. Die Stadt war ein Treibhaus, und sie empfand es als erdrückend. Manchmal kam ihr der Gedanke, nach Frankreich zurückzukehren – nicht nach Montpellier, das so voller Erinnerungen steckte, sondern nach Paris oder vielleicht nach Lyon. Der Marionettenprinz sprach immer wieder von einer Reise nach Paris. Vielleicht konnte sie ihn bei der Stange halten, bis sie dort waren, dann würde sie zulassen, dass er sich mit ihr langweilte, bis er sie verließ.

Mit einer entsprechenden Apanage, versteht sich.

Ist Nikolai Hel wirklich tot?

Der Gedanke traf sie wie ein Faustschlag in die Magengrube. Ihre Hände zitterten, und sie musste die Rechte mit der Linken stützen, um den Lidstift zu stabilisieren.

Ist er wirklich tot und bin ich schuld daran? Wurde unsere Unbesonnenheit entdeckt, hat der Kaiser herausgefunden, dass ihm Hörner aus der Krone wachsen, und Nikolai aus Eifersucht töten lassen? Nein, dachte sie, Bao Dai hätte nicht widerstehen können, es mir zu sagen, oder zumindest Anspielungen ge-

macht. Und sein Feuereifer im Schlafzimmer schien auch unvermindert.

Solange wusste, wie Männer sich verhalten, die den Verdacht hatten, betrogen worden zu sein. Sie waren übel gelaunt und albern – sie wollten Sex, ihren Füller aber nicht in ein verunreinigtes Tintenfass stecken. Abwechselnd schmolten und prahlten sie, gingen dann entweder fort oder kamen ins Bett, je nachdem, wie man sie manipulierte. Aber Bao Dai war so gut aufgelegt wie immer und unverfroren lüstern.

Heute Abend würde sie wieder mit ihm ausgehen, irgendwo essen und dann zweifellos im Grand Monde spielen. Ebenso sicher würden sie danach im Bett landen, wo sie sich schleunigst eine neue Attraktion einfallen lassen sollte, um sein Interesse nicht zu verlieren.

Es sei denn, er hat etwas herausgefunden, dann könnte der Abend ebenso gut damit enden, dass er mich schlägt oder irgendwo hinbringt, um mich ermorden zu lassen.

Wenn Nikolai nicht tot ist, wo ist er?

Gerade, als sie dies dachte, klopfte es leise an der Tür. Das Mädchen brachte endlich das Handtuch, um das sie vor einer Stunde gebeten hatte.

»Herein!«, rief sie aus dem Badezimmer.

Im Spiegel sah sie den bärtigen Zwerg De Lhandes.

141

»Lassen Sie sie verhaften«, sagte Diamond noch einmal.

»Weswegen?«, fragte Bao Dai.

»Wenn schon aus keinem anderen Grund«, beharrte Diamond, »dann deshalb, weil sie sich Ihnen gegenüber respektlos verhalten hat.«

»Das ist eine Schande«, pflichtete Bao Dai ihm bei, »aber kein Verbrechen.«

Das Wortgefecht in Bao Dais Palastbüro war bereits seit einiger Zeit im Gange und der Kaiser wurde es allmählich leid. Er mochte diesen Amerikaner nicht. Naja, eigentlich mochte er gar keine Amerikaner, aber sie zahlten jetzt die Rechnungen und würden schon bald die Franzosen ablösen, deshalb war er verpflichtet, zuzuhören. Dieser »Gold« schien einen persönlichen Groll gegen Solange und Guibert zu hegen. Ersterer konnte man unmöglich feindselige Gefühle entgegenbringen, Letzterem allerdings unbedingt und unvermeidlich.

»Sie weiß, wo er ist«, drängte Diamond. »Geben Sie mir ein paar Männer, ich nehme sie mit und wir quetschen die Wahrheit aus ihr raus.«

»Und wenn sie's Ihnen nicht verrät?«, fragte Bao Dai.

»Sie wird.«

Obwohl er es instinktiv besser wusste, musste Bao Dai einräumen, dass die Vorstellung einen gewissen Reiz hatte. Immerhin hatte die Frau ihm Hörner aufgesetzt, und der Stachel saß tief. Noch schlimmer war, dass die Kunde davon schon bald in ganz Saigon die Runde machen und Gegenstand schmutzigen Geflüsters und schlüpfriger Scherze sein würde. Der Gedanke, Solange den zarten Krallen des Tigers zu überlassen, war durchaus verlockend.

Es gab aber auch sehr praktische Gründe, ihre Hilfe beim Aufspüren von »Guibert« in Anspruch zu nehmen. Der Opiumstrom brachte eine Menge Gold mit sich. Rechnete man die großzügigen Zuwendungen der Amerikaner dazu, kam ein stattliches Vermögen zusammen. Aber *les amerloques* könnten unter Umständen die Zahlungen einstellen, wenn publik wurde, dass er von dem Heroin profitierte, das ihre Straßen überschwemmte.

Seine Position im Palast war schwach. Möglicherweise würden die Franzosen versuchen, ihn zu ersetzen; wenn nicht sie, dann die Amerikaner. Und dann war da noch sein Verbündeter und Komplize, Bay Vien, der ihm im Verbund mit der Union Corse half, Geld außer Landes zu schaffen. Bao Dai hatte bereits mit fetten Konten in der Schweiz sowie Grundbesitz in Frankreich, Spanien und Marokko für die Zeit vorgesorgt, wenn die Europäer ihn rauswarfen oder, was wahrscheinlicher war, die Viet Minh den Krieg gewannen.

Aber wenn Operation X ans Licht kam, war seine Sicherheit gefährdet, und natürlich war es gut möglich, dass Solange und Guibert unter einer Decke steckten und genau das erreichen wollten.

»Nehmen Sie sie mit«, sagte er.

Diamond lächelte. »Sofort, Eure Exzellenz.«

»Aber tun Sie ihr nicht allzu weh«, sagte Bao Dai, mehr zur Beruhigung seines eigenen Gewissens als in der Hoffnung, dass dieser brutale Mann seine Bemühungen zügeln würde.

»Es werden keine Narben zurückbleiben«, versicherte Diamond ihm. »Und zum Schluss wird es wie Selbstmord ausse-

hen. Vielleicht eine Überdosis. Sie wäre ja nicht die erste französische Schauspielerin, die ...«

»Ich will's nicht wissen«, sagte Bao Dai.

142

Ungesehen in das House of Mirrors einzudringen war ein Kinderspiel, selbst im grellen Licht des Morgens.

Von den Anstrengungen der Nacht erschöpft, schlummern Huren vormittags tief und fest, und die Wachen vor dem Bordell wurden in der zunehmenden Hitze ebenfalls schläfrig. Feuchtigkeit dämpft Geräusche ebenso zuverlässig, wie Trockenheit sie verstärkt, und so gelang es der Kobra, die nachlässigen Sicherheitsposten an jenem schwülen Morgen zu passieren.

Ein bisschen Zeit und Geduld waren dafür nötig, aber so war es doch immer.

Das Zimmer der Zielperson lag am Ende des Gangs. Die Kobra wusste es bereits, doch sie hätte ihn auch ohne dieses Wissen gefunden, denn der schwache Geruch war trotz geschlossener Tür deutlich wahrnehmbar. Ein Mann aus dem Westen riecht anders als ein Asiate, und an jenem Morgen hielten sich außer ihm keine weiteren Europäer in dem Bordell auf.

Vor seiner Tür hielt die Kobra inne und lauschte.

Ihre Beute schlief, es würde also einfach werden.

Die Türen ließen sich nicht von innen verschließen, damit die Wachmänner schnell zu Hilfe eilen konnten, falls ein Mädchen in Bedrängnis geriet. Daher kam es jetzt nur noch darauf an, die Tür möglichst leise zu öffnen, die Beute im Schlaf zu erlegen und durchs Fenster zu verschwinden.

Die Kobra schlich weiter und zog ein Messer.

143

Sein Proximitätssinn warnte ihn.

Nikolai meditierte, versuchte sich in den längst verlorenen entspannten Zustand seiner Kindheit hineinzusetzen, als er draußen im Flur Schritte hörte.

So leise, dass sie kaum wahrnehmbar waren.

Der federleichte Gang einer zarten asiatischen Kurtisane?, fragte er sich. Hatte Momma ihm ein Mädchen geschickt, obwohl er ihr Angebot ausdrücklich abgelehnt hatte? Er lag still und lauschte, ließ seinem Proximitätssinn Raum, das Ziel zu erfassen. Da verstummten die Schritte.

Absolute Stille.

Aber Nikolai wusste es.

Das war keine Hure, sondern ein Killer.

Nikolai glitt vom Bett auf die Seite, die der Tür gegenüberlag. Er presste sich flach auf den Holzfußboden und wartete. Vom Flur drang der Hauch eines Geruchs herüber.

Aber die Tür öffnete sich nicht.

Der Jäger hatte gespürt, dass seine Beute alarmiert war, und sich zurückgezogen, und Nikolai erkannte, dass es kein gewöhnlicher Jäger war.

144

Die Kobra duckte sich draußen vor dem Fenster ins Gebüsch.

Ihre Beute war aufgeschreckt, und wenn sie floh, würde sie hier vorbeikommen.

Aber die Beute kam nicht.

Die Kobra wartete eine Weile, dann stahl sie sich davon.

145

»Sie wollten mich sprechen, Monsieur?«, fragte Momma.

»Ich möchte Bay Vien sehen«, antwortete Nikolai.

»Er ist nicht Ihr Butler«, sagte Momma leicht verärgert, »und außerdem hat er mich gebeten, mich Ihrer anzunehmen.«

»Meinetwegen«, erwiderte Nikolai. »Ich muss weg. Ich wurde entdeckt.«

»Das ist unmöglich!«, wettete Momma zutiefst verletzt. »Niemand aus meinem Etablissement würde jemals auch nur ein Sterbenswörtchen verlieren, das kann ich Ihnen versichern!«

Wahrscheinlicher war, dass De Lhandes ihn verraten hatte, dachte Nikolai. Ich habe den falschen Stein gespielt und mich in seinem Charakter getäuscht. Um ihn werde ich mich später kümmern, jetzt muss ich mich nach einem anderen Versteck umsehen, dieses hier ist aufgefliegen. »Madame, ich muss mich verabschieden.«

»Da draußen sind Sie nicht sicher!«

»Hier drin bin ich nicht sicher«, sagte Nikolai. »Haben Sie eben ein Mädchen zu mir geschickt?«

»Nein, Monsieur, Sie haben gesagt ...«

»Ganz recht«, antwortete Nikolai. »Haben Sie sonst jemanden zu mir geschickt?«

»Nein.«

»Es war aber jemand da«, sagte Nikolai, »und zwar mit der Absicht, wie ich glaube, mich zu töten.«

Wer auch immer es gewesen war, Nikolai wusste, er war ein Profi, denn er hatte gemerkt, dass er gehört worden war, und sich anschließend draußen vor dem Fenster auf die Lauer gelegt. Nikolai hatte ihn da draußen gespürt und war dann später, als seine Sinne meldeten, dass sich der Angreifer verzogen hatte, ans Fenster getreten. Dort hatte er entdeckt, dass die Zweige im Gebüsch geknickt und noch leichte Spuren von Fußabdrücken zu erkennen waren.

Doch noch etwas anderes klang nach ... etwas, wovor sein Proximitätssinn ihn warnte ...

Momma sog schockiert die Luft ein. »Ich bin zutiefst erschüttert, Monsieur! Erschüttert! *Désolée!*«

»Entschuldigungen sind nicht nötig, Madame«, antwortete Nikolai, »aber ich muss sofort weg.«

»Ich werde telefonieren ...«

»Bei der schäumenden Schwanzsahne des Jupiter, lassen Sie mich durch, Sir!«

Nikolai hörte De Lhandes entrüstete Stimme durch den Flur hallen.

»Ich werde ihn ...«

»Lassen Sie ihn durch«, sagte Nikolai.

Wenige Augenblicke später betrat ein selbst für seine Verhältnisse ungewöhnlich zerzauster De Lhandes das Zimmer.

»Ich dachte, Sie hätten mich verraten«, sagte Nikolai.

»Ich habe es mir überlegt, das können Sie mir glauben«, erwiderte De Lhandes.

»Warum haben Sie's nicht getan?«

»Ich bin nicht ganz sicher«, erwiderte De Lhandes, »und wäre ich Sie – eine reizvolle Vorstellung, jetzt, wo ich darüber nachdenke –, würde ich nicht tiefer bohren, sonst überlege ich es mir doch noch anders – ein arger Makel des Gemüts übrigens, dieser Wankelmut – und verscherbele Sie meistbietend wie eine abgehangene Mastsau in einer Boucherie. Aber was hat Sie zu der Vermutung veranlasst, ich hätte den Judas gegeben?«

Nikolai erzählte ihm, was er im Flur gespürt hatte.

De Lhandes runzelte die Stirn. »Die Kobra.«

»Auch wenn ich Ihre zusammenhanglosen Abschweifungen meist charmant finde ...«

»Es gibt da so ein Gerücht«, sagte De Lhandes, »oder eher eine Legende, wobei die Unterscheidung meist nicht eindeutig und die Grenze oft vage ist, wenn man bedenkt, dass ...«

»Herrgott nochmal, Mann!«

»... über jemanden, der ›die Kobra‹ genannt wird«, sagte De Lhandes. »Angeblich mit absolut todbringender Klinge, und – ich fürchte, das sind keine guten Neuigkeiten – in gewissen Kreisen munkelt man, die Korsen seien die Hauptauftraggeber der Kobra.«

»L'Union Corse.«

»Genau die, beim verfluchten Blut des Bonaparte, möge er in der Hölle schmoren«, sagte De Lhandes.

Also stecken die Korsen dahinter, dachte Nikolai. Ihr erster Versuch hatte sich als blutige Schmierenkomödie entpuppt, deshalb haben sie nun ihren besten Mann auf mich angesetzt.

Aber warum?

Obwohl er wusste, dass jetzt nicht die beste Zeit war, um sich mit dieser Angelegenheit zu beschäftigen, fragte er: »Haben Sie mit ihr gesprochen?«

»Sie sagte, sie wolle zu Ihnen kommen.«

»Und die Papiere?«

»Sicher verwahrt, Michel.«

146

Diamond verließ das Hotel frustriert und wütend.

Die blonde Schlampe, die dem Kaiser Hörner aufgesetzt hatte, war nicht in ihrem Zimmer.

Er schickte seine Männer raus auf die Straßen von Saigon.

Und machte sich daran, die Suche nach Nikolai höchstpersönlich zu leiten.

147

Bay Vien platzte in Nikolais Zimmer und erklärte: »Sie müssen sofort verschwinden.«

»Erst wenn ich von ihr gehört habe.«

»Die Sûreté kommt«, widersprach Bay. »Denken Sie nicht nur an sich selbst. Sie gefährden alle hier im Haus.«

Es stimmt, dachte Nikolai. Dazu hatte er kein Recht. »Wohin gehen wir?«

Bay sagte es ihm.

»Was ist mit Solange?«, fragte Nikolai. »Sie denkt, ich bin hier.«

»Ich werde es ihr ausrichten«, bot De Lhandes sich an.

»Und meine Männer werden sie zu Ihnen bringen«, sagte Bay.

Wie passend, dachte Nikolai, bringt sie in mein Versteck – bringt sie in den Sumpf der Attentäter.

148

Rung Sat lag im Südosten von Saigon, östlich der Mündung des Soirap ins Südchinesische Meer. Ein Dschungel aus Sümpfen, Mangrovenwäldern, Bambus und unzähligen kleinen Nebenflüssen, die zusammen ein Labyrinth bildeten, das nur durchdringen konnte, wer sich dort sehr gut auskannte.

Und die Binh Xuyen kannten sich sehr gut aus.

Es war ihre Heimat und ihre Zufluchtsstätte, der Ort, von dem aus sie früher ihre Beutezüge als Piraten gestartet hatten und wohin sie anschließend zurückgekehrt waren. Von hier aus hatten sich ihre berüchtigten Attentäter in die Stadt gestohlen, hatten getötet und waren unbemerkt zurückgeschlichen.

Nikolai lag am Boden des Boots, das jetzt flussabwärts fuhr und in östlicher Richtung in einen kleinen Kanal einbog, in das Dickicht der Sümpfe. Das Gebiet war überraschend vielfältig – mal gab es einen flachen Abschnitt mit sonnendurchfluteter niedriger Vegetation und Algen, dann wieder wirkte die Landschaft dunkel und war dicht mit Mangrovenbäumen bewachsen, wenig später fuhren sie an einer Mauer aus Bambus vorbei. Dieses Muster wiederholte sich eine Stunde lang, dann wurde das Boot langsamer und bog in schmalere Kanäle ein, die von den Mangrovenbäumen erdrückt zu werden schienen. Bedrohlich ragten diese an beiden Ufern empor, verdeckten manchmal den Blick zum Himmel und tauchten das Boot am helllichten Tag in tiefe Dunkelheit.

Hier konnte man sich hoffnungslos verirren, dachte Nikolai.

Verirren und nie wieder hinausfinden.

Endlich legten sie an einem Hausboot an, das an einer Reihe von Mangrovenbäumen festgemacht war. Das Boot war gedrungen und breit, hatte vorne und hinten offene Decks und in der Mitte eine Kabine. Binh Xuyen mit Maschinengewehren über den Schultern standen Wache. Bay Vien trat achtern aus der Kabinentür und erwartete Nikolai bereits, als dieser aufstand.

»Mit Ihnen hat man ständig Ärger, Michel«, sagte er und half ihm aufs Boot.

»Ist sie schon hier?«, fragte Nikolai.

»Nein«, sagte Bay ungeduldig.

Er führte Nikolai in die Kabine, in der sich eine kleine Küche mit einem Gaskocher, einem Tisch und zwei Stühlen befand. Eine schmale Treppe führte in den Schiffskörper zu einem kleinen Frachtraum und den Schlafplätzen.

»Hier sind Sie sicher«, sagte Bay, »bis wir Sie auf ein Schiff bringen können.«

Das war der Plan – ihn und Solange bis zur kommenden Nacht im Sumpf zu verstecken und sie dann mit einem Boot zu einem Frachter zu bringen, der aus den Docks von Saigon kam.

»Haben Sie von ihr gehört?«, fragte Nikolai.

»Sie wiederholen sich«, sagte Bay.

»Beantworten Sie meine Frage.«

»Nein«, sagte Bay Vien.

»Ich fahre zurück und suche sie.«

»Erstens wird niemand Sie zurückbringen; zweitens können Sie nicht alleine zurück; drittens, wenn Sie's versuchen, kommen Sie dabei um. Ihr Karma ist jetzt ihr Karma.«

Nikolai wusste, dass er Recht hatte.

»Tee?«, fragte Bay.

Er schüttelte den Kopf, zündete stattdessen eine Zigarette an und setzte sich auf den Bambusstuhl an dem kleinen Tisch.

»Entspannen Sie sich«, sagte Bay.

»Entspannen Sie sich selbst.«

»Ein verliebter Mann«, sagte Bay und schüttelte den Kopf. Er zeigte mit dem Kinn Richtung Luke. »Schlafen Sie ein bisschen.«

»Ich bin nicht müde.«

»Ich habe gesagt, schlafen Sie.«

Nikolai ging durch die Ladeluke in den Frachtraum.

Die Kisten waren dort.

Die Kisten mit den Bazookas.

Bay nickte. »Ich fahre zurück nach Saigon und sehe nach dem Rechten. Außerdem müssen wir ein paar Purser bestechen.«

»Dafür komme ich auf.«

»Allerdings, das werden Sie.« Er rief nach dem Boot und verschwand.

Nikolai ging in den Frachtraum, legte sich auf eine der Pritschen und versuchte zu schlafen.

Sein Versprechen gegenüber Yu war fast erfüllt, er hatte Geld und Papiere.

Jetzt blieb nur noch eins zu tun.

Solange in Sicherheit zu bringen.

149

De Lhandes watschelte den Mittelgang des Kinos hinunter.

Michel hatte gesagt, dass Solange Filme liebte. Die Leinwand war finster, irgendein *film noir*, dachte er, die Sorte, die er nicht ausstehen konnte. De Lhandes waren Komödien oder

Historiendramen lieber, tief geschnittene Dekolletés und wogende Busen.

Dann kam eine Szene bei Tageslicht, und es wurde heller. Er sah sie in der dritten Reihe und schob sich auf den Platz hinter sie. Sie starrte auf die Leinwand und weinte, tupfte sich mit einem Tuch die Tränen von den Augen.

»Mademoiselle«, wisperte De Lhandes. »Michel wartet auf Sie. Gehen Sie durch den Hinterausgang raus. Dort sind Männer, die Sie zu ihm bringen werden.«

Er sah, wie Zweifel ihr Genick erstarren ließ.

»Sie haben keinen Grund, mir zu vertrauen«, sagte er. »Außer dem, dass ich ein Bewunderer Ihrer Schönheit und wie alle Zyniker ein enttäuschter Romantiker bin. Und ich bin Guiberts Freund. Gehen Sie jetzt, Mademoiselle Solange, bevor es zu spät ist.«

Er wartete darauf, dass sie eine Entscheidung traf.

Dann stand sie auf, glitt durch den Gang und verließ das Kino durch den Hinterausgang.

150

Guibert war nicht im House of Mirrors.

Auch nicht im Parc à Buffles, im Continental oder im Grand Monde.

Ebenso wenig in der Rue Catinat oder auf dem Markt.

Er war verschwunden.

Diamond suchte die Straßen ab. Wenn er Hel schon nicht finden konnte, so würde er jemanden finden, der ihm sagen konnte, wo er steckte.

151

Haverford spazierte durch die engen Gassen von Cholon.

Wenn die Korse einen weiteren Killer geschickt hatten, dann war Nikolai noch am Leben und würde wahrscheinlich in ein Viertel fliehen, in dem man eine Sprache sprach, die er verstand, und dessen Gepflogenheiten ihm vertraut waren.

Doch niemand hatte einen großen *kweilo* gesehen, der auf Hels Beschreibung passte, jedenfalls gab niemand es zu.

152

Maurice De Lhandes war auf der Suche nach einer anständigen Mahlzeit und las die Tafeln der Restaurants auf dem Bürgers- teig, die das jeweilige Abendmenü annoncierten, als die Männer aus dem Wagen sprangen, ihn packten und auf den Boden vor dem Rücksitz schoben.

»Wo ist dein Freund?«, fragte Diamond.

»I-i-i-ich weiß es nicht.«

»Sag's mir, bevor ich dir sehr wehtue.«

Aber De Lhandes wollte sich lieber wehtun lassen. Er ließ sich die Organe quetschen und die Knochen brechen, aber zum Schluss ertrug er die Schmerzen nicht mehr.

»Verzeih mir, Michel«, heulte er. »Beim geweihten Blut der Heiligen Johanna, verzeih mir.«

Und er sagte ihnen, was sie wissen wollten.

153

»Rung Sat?«, fragte Signavi.

»Das hat das kleine Dreckschwein gesagt«, erwiderte Diamond. »Glauben Sie mir, der hat nicht gelogen.«

Die Mitteilung beunruhigte den französischen Fallschirmjäger. »Rung Sat ist das Gebiet der Binh Xuyen.«

Diamond wollte es nicht hören. Er hatte bereits erfahren, dass die Korse den Anschlag auf Haverford vermasselt hatten und dass dieser klugscheißende Hurensohn jetzt wusste, dass er die Finger im Heroinhandel und in Operation X hatte. Und jetzt war Hel aus Saigon geflohen, in den sogenannten Sumpf der Attentäter, was nur bedeuten konnte, dass er unter dem Schutz von Bay Vien stand.

»Und wenn er beim Papst im Wohnzimmer sitzt, das ist mir scheißegal!«, schrie Diamond. »Sie haben Soldaten, schicken Sie sie hin!«

Signavi schüttelte den Kopf. Amerikaner waren so ungeschickt – sie schlugen immer gleich mit der Axt um sich, selbst

wenn ein Stilett bessere Dienste leisten würde. »Die Kobra wird ihn aufspüren. Wir mischen uns nicht ein.«

»Ach ja? Ist die Kobra auch so gut wie die Kerle, die Sie auf Haverford angesetzt haben?«, fragte Diamond. »Hören Sie zu – wenn ›Guibert‹ davonkommt, können Sie Operation X vergessen. Aus und vorbei! Dann sind wir erledigt! Denken Sie, Bao Dai wird seelenruhig zusehen, wie sein Geld den Bach runtergeht?«

Er merkte, dass Signavi ins Schwanken geriet und drängte weiter: »Wir wissen, dass die Frau auf dem Weg zu Guibert ist. Schicken Sie ein Team los und bringen Sie's hinter sich.«

Signavi nickte.

154

John Singleton betrachtete das Go-Brett.

Er hatte das Spiel während seiner Zeit in China schätzen gelernt, konnte in Washington aber niemanden finden, der ihm ein anständiger Gegner gewesen wäre, und so zog er es vor, alleine gegen sich selbst zu spielen.

Es war ein ausgezeichnetes mentales Training und zwang ihn, bestimmte Situationen aus allen möglichen Blickwinkeln zu betrachten.

Jetzt blickte er auf das *go-kang* und dachte über das ganze Nikolai-Hel-Szenario nach. Er überdachte sämtliche Aspekte, berücksichtigte Hels Herkunft, den Umstand, dass er nicht nur Woroschenin, sondern auch Kang Sheng getötet hatte, den

Waffenhandel mit Peng, Haverfords Pekingers Spionagenetz, Hells Flucht aus China nach Laos und seine Verbindungen zu den Binh Xuyen.

Er wechselte die Perspektive, um sich die Situation in Vietnam zu vergegenwärtigen – die intensiven Aktivitäten der Viet Minh im Norden, die relative Ruhe im Süden, vor allem seit der letzten gescheiterten Offensive der Kommunisten, die Tatsache, dass der sehr gefährliche Ai Quoc sich irgendwo versteckte, dass Hel die Waffen an Bay Vien und nicht an Ai Quoc geliefert hatte, dass Haverford während des Kriegs in Vietnam stationiert gewesen war ...

Dann war da noch Diamond und die vermeintlich geheime Operation X, seine Verbindung zum korsischen Heroinhandel und sein tief sitzender Hass auf Nikolai Hel – oder war es Angst?

Beide Agenten befanden sich jetzt in Saigon, und es würde faszinierend sein zu beobachten, wer von ihnen siegreich aus der Sache hervorging. Es amüsierte ihn, dass jeder Spieler dachte, er wäre für seine eigenen Züge verantwortlich, ohne die Hand wahrzunehmen, die ihn seinem Schicksal entgegentrieb.

Dieser Hel dagegen ...

Er schien sich tatsächlich unabhängig zu bewegen.

155

Nikolai hörte ihre Schritte auf der schmalen Treppe.

»Solange?«

»Nikolai.«

Ihr Parfüm war betörend.

Nikolai rollte vom Bett und kam auf sie zu.

»Gott sei Dank«, sagte sie. »Ich hatte solche Angst ...«

Solange presste sich fest an seine Brust. Er schlang die Arme um sie, griff nach dem Messer auf ihrem Rücken und flüsterte: *»Per tu amicu.«*

Sie erstarrte kaum merklich, und da wusste er es.

Und spürte, wie es ihm das Herz brach.

»Du bist es«, flüsterte er in ihr Haar. »Du bist die Kobra.«

Er ließ sie los und wich einen Schritt zurück. Das Licht in der Kabine war gedämpft, aber in ihren Augen konnte er sehen, dass es stimmte. Während er im Bett gelegen und auf sie gewartet hatte, war ihm alles klargeworden, auch dass er es schon früher hätte wissen müssen.

Die Kobra führt eine todbringende Klinge.

La Corse hatte sie damals schon in Montpellier für den Mord an dem deutschen Oberst rekrutiert. Man hatte ihr beigebracht, wie man ein Messer benutzt, und sie hatte ihm die Kehle aufgeschlitzt. Dann hatte man sie ins Hauptquartier nach Marseille gebracht und ihr weitere Aufträge gegeben.

Sie war stets mit La Corse in Verbindung geblieben, hatte sich aber selbstständig gemacht, ihren Körper ebenso wie ihre anderen Fähigkeiten verkauft. In jener Nacht in Tokio, nach dem Attentat im Garten, war sie mit einem Messer in der Hand und Mordlust in den Augen herausgerannt.

Wolltest du das benutzen?

Wenn es nötig gewesen wäre.

Und du hättest auch gewusst wie, nicht wahr?, dachte er.

Sie hätte ihn bei ihrem romantischen Stelldichein im Hotel töten können, doch sie wusste, dass sie unter Beobachtung stand und verdächtigt worden wäre. Am nächsten Tag hatte De Lhandes ihr dann vom House of Mirrors erzählt, und sie war gekommen, als Kobra, um ihn zu töten. Sein Proximitätssinn hatte ihm gesagt, dass es jemand sein musste, dem er schon einmal begegnet war, aber erst jetzt begriff er es vollkommen.

Das Leben sehen, wie es wirklich ist.

Satori.

»Picard, ist das richtig?«, fragte er. »Oder vielmehr Picardi?«

»Picardi«, sagte sie.

Die Korsen sind die besten Killer.

»Die Geschichte, die du mir erzählt hast«, fragte Nikolai, »wie viel davon ist wahr?«

»Das meiste«, erwiderte sie. »Das Schmerzhaftes daran, falls dich das tröstet.«

Das tat es nicht.

»Wie viele Männer hast du getötet?«, fragte Nikolai.

»Vielleicht mehr als du«, sagte sie. Sie zog das Messer hinter ihrem Rücken hervor und hielt es hüfthoch, leicht nach hinten versetzt, außerhalb seiner Reichweite. »Ich verdiene Geld, wo ich es kriegen kann – als Kurtisane, als Auftragsmörderin. Sag mir, welchen Unterschied das macht.«

»Letzteres bedeutet, dass Menschen sterben.«

»Du befindest dich wohl kaum in der Position, dich moralisch über mich zu erheben, *mon cher*«, erwiderte Solange.

Das ist allerdings wahr, dachte er.

So wahr.

»Du musst ein Vermögen zusammengetragen haben«, sagte er.

»Ich spare«, bestätigte sie. »Beide Berufe kann ich nicht ewig ausüben. Schönheit und Geschwindigkeit nehmen mit dem Alter rapide ab. Ich fürchte, ich werde mich jung zur Ruhe setzen müssen.«

Nikolai bezweifelte, dass ihre Schönheit jemals schwinden würde. Zumindest nicht für ihn. Auch wegen ihrer Augen, diesen unglaublich schönen grünen Augen. Er sah, wie sie ihr rechtes Bein fast unmerklich ein kleines Stück vorschob. Die Muskeln in ihrer Wade spannten sich an.

»La Corse hat dich beauftragt, mich zu töten«, sagte er.

»Ich habe dir gesagt, du sollst fortgehen und nicht wiederkommen.«

»War das eine so unverzeihliche Sünde?«, fragte er. »Dass ich dich geliebt habe?«

»Das Einzige, was eine Hure nicht erträgt.«

Die Sehnen in ihrem rechten Handgelenk arbeiteten.

Kaum sichtbar, aber es entging ihm nicht.

Konnte er den blitzschnellen Sprung, der bevorstand, aufhalten? Vielleicht, vielleicht auch nicht. Wenn er den Angriff abwehrte, würde er mit *hoda korosu* dagegenhalten und die Kobra töten?

Wieder galt – vielleicht, vielleicht auch nicht.

Nikolai trat einen Schritt zurück. »Dann töte mich.«

Ihre Augen flatterten vor Zweifel und Misstrauen. Er verstand sie – ihre Vergangenheit bot wenig Anlass, einem Mann

zu vertrauen. Er sagte: »Ich würde für dich leben und für dich töten. Für dich zu sterben ...«

Sie schüttelte den Kopf, ihr goldenes Haar schimmerte im Licht der Lampe.

»Bitte, Solange«, sagte er, »befreie mich aus meinem Gefängnis.«

So wie ich Kishikawa-sama befreit habe.

Er schloss die Augen, um sie zu bestärken, aber auch um Ruhe zu gewinnen, und atmete tief. Dieses Leben war ein Traum, und wenn der Traum endete, würde ein neuer beginnen und dann wieder ein neuer und immer so weiter in einem endlosen Kreislauf, bis man vollkommene Erleuchtung erlangte.

Satori.

Er hörte ihren Fuß auf den Holzplanken, den Schritt vor dem fatalen Stoß, und machte sich auf den Tod gefasst.

Sie stürzte ihm entgegen.

In seine Arme.

»Ich kann es nicht«, schrie sie. »Gott hilf mir, *je t'aime, je t'aime, je t'aime.*«

»*Je t'aime aussi.*«

Über ihrem Schluchzen hörten sie plötzlich das Poltern schwerer Schritte an Deck.

156

Sie waren zu acht und hatten es auf die Waffen abgesehen.

Die schwarz gekleideten Soldaten von Signavis vietnamesischem Sondereinsatzkommando sprangen einer nach dem anderen an Deck und durch die Ladeluke.

Solange wirbelte aus Nikolais Armen heraus, drehte sich erneut und schlitzte dem ersten die Kehle auf. Sie stieß seinen Körper von sich und rammte dem zweiten ihr Messer in den Bauch. Der dritte wollte seine Pistole abfeuern, doch sie durchtrennte seine Sehnen am Handgelenk mit einem einzigen Schnitt, und die Pistole fiel klappernd die Treppe hinunter. Der geschockte Soldat packte seine baumelnde Hand und starrte sie an. Solange nutzte den Moment, um ihm das Messer in die Kehle zu schlagen. Ein anderer Soldat sprang über das Geländer auf sie zu.

Nikolai traf ihn noch in der Luft mit so viel Wucht, dass er mit ihm gemeinsam gegen das Schott krachte. Er packte ihn am Hemd, schleuderte ihn herum, hob die Pistole auf, erschoss ihn und zog Solange zur Seite, genau in dem Augenblick, in dem eine Maschinengewehrsalve vom Kopf der Treppe abgefeuert wurde. Die Kugeln zischten durch den Frachtraum, Nikolai schob Solange in das Schott und schützte sie mit seinem Körper, während er gleichzeitig mit der Schusshand die Treppe hinauffeuerte.

Er hörte, wie sich die Überlebenden an Deck neu gruppieren, dann ein metallisches Klappern, und schon sah er die Granate die Treppe herspringen. Er drückte Solange zu Boden, machte einen Satz auf den Sprengkörper zu, packte ihn und warf ihn zurück nach oben.

Den Schreien der verletzten Männer ging eine ohrenbetäubende Explosion voraus.

Dann war es still.

»Bleib hier«, befahl er.

Sie schüttelte den Kopf. »Klaustrophobie. Geschlossene Räume sind nichts für mich. Seit Marseille jagen sie mir Angst ein. Sehr schlimm.«

»Bleib trotzdem hier.«

Er ging hinauf an Deck und sah die Toten. Ein flaches Sumpfboot schaukelte an der Seite. Hinter sich hörte er Schritte, fuhr herum und sah Solange, das mit dunklem, bereits geronnenem Blut verkrustete Messer noch in der Hand.

»Ich hab dir gesagt ...«

»Du hast mir nichts zu sagen«, sagte sie, nahm einem toten Soldaten die Maschinenpistole ab und warf sich den Gurt über die Schulter. »Weder hier noch im Baskenland.«

Sie blieb stehen, als sie das Geräusch von Bootsmotoren und das Klatschen von Schiffsrümpfen auf dem Wasser hörten.

Sie kamen, und sie kamen schnell.

»Dann bleib wenigstens in Deckung«, sagte er.

Nikolai rannte noch einmal die Treppe hinunter.

Unten brach er eine Kiste auf, nahm eine der Bazookas, fand das Lösungsmittel und wischte rasch die schützende Schmier-schicht ab.

Selbst im Laderaum konnte er die Motoren näher kommen hören.

Er fand ein Dreibein, nahm die Bazooka in die andere Hand und eilte damit die Treppe hinauf.

»*Mon dieu*«, sagte Solange, »und was hast du damit vor?«

»Schraub den Lauf auf das Dreibein«, sagte er. »*S'il te plaît*.«

Er rannte erneut in den Frachtraum, fand die Munition und kam mit zwei Granaten wieder herauf. »Acht Pfund hochexplosive Panzerabwehrraketen mit einer Geschwindigkeit von über hundert Metern pro Sekunde, die auch noch auf eine Entfernung von mehr als achtzig Metern dreißig Zentimeter dicke Panzerungen durchdringen. Jedenfalls wurde mir das gesagt.«

»Männer.«

Jetzt konnte er die Scheinwerfer des ersten Boots und die Soldaten vorne am Bug sehen. Das Boot schien schwer beladen mit Männern.

Nikolai schob die Sprengladung in die Röhre, legte sich hin, justierte das Dreibein und nahm sein Ziel ins Visier. Er wartete, bis das Boot in Reichweite war, holte tief Luft und drückte beim Ausatmen ab.

Die Ladung schoss heraus, zischte durch die Nachtluft und tauchte hinter dem rasend schnellen Boot ins Wasser.

Solange stellte das Maschinengewehr auf Automatik.

Nikolai richtete sich auf, lud erneut und brachte sich in Position. Er justierte, wartete und feuerte.

Das Boot explodierte in einer scharlachroten Flamme.

Brennende Männer schrien und sprangen ins Wasser.

Solange zuckte zusammen.

Das nächste Boot kam mit Tempo heran.

Nikolai rannte los, um Munition zu holen, kam zurück und zielte. Das Boot war so nah, er konnte es kaum verfehlen.

So nah, dass er das Gesicht von Bay Vien erkannte.

Bays Männer luden die Kisten auf das Sumpfboot, während Bay selbst das Massaker auf und unter Deck in Augenschein nahm. »Sie haben diese acht Männer getötet?«, fragte er.

Nikolai nickte.

»Sie beide?« Nikolai nickte erneut.

»Hmm.«

»Wie haben Sie uns hier gefunden?«, fragte Nikolai.

»De Lhandes hat der Folter nicht standgehalten.«

»Ist er tot?«

»Er wird sich erholen«, erwiderte Bay.

»Gut«, antwortete Nikolai. Er war seinem Freund nicht böse, dass er ihn unter der Folter verraten hatte.

Bay brüllte seine Männer an, sie sollten sich beeilen.

»Wir haben nicht viel Zeit«, erklärte er. »Sie werden mit mehr Männern zurückkommen. Auf den Frachter können wir sie jetzt nicht mehr bringen. Polizei und Soldaten überprüfen jedes Schiff. Der ganze Hafen ist voll. Vielleicht können wir die Frau an Bord schmuggeln, aber Sie nicht.«

»Ohne ihn gehe ich nicht«, sagte Solange.

»Wohin bringen Sie uns?«, fragte Nikolai.

»Flussaufwärts«, sagte Bay, »ins Delta. Liefern die Waffen an die Viet Minh und finden dann einen Weg, Sie außer Landes zu bringen. Könnte eine Weile dauern.«

»Wir haben Zeit«, sagte Nikolai.

Aber sicher war er sich nicht.

»Bazookas?«, fragte Diamond.

Signavi bestätigte, dass zwei voll besetzte Boote versenkt und seine Männer in den Sumpf der Attentäter gekippt worden waren.

Dieser verfluchte Nikolai Hel, verdammt soll er sein und in der Hölle schmoren, dachte Diamond.

Und verdammt soll auch dieser Verräter Haverford sein, der seine Finger mit im Spiel gehabt haben musste.

»Wissen Sie, wohin er will?«, fragte Signavi.

»Er bringt sie zu den Viet Minh«, sagte Diamond. »Guibert ist ein Agent der Chinesen.«

»Sie haben gesagt, er sei ein amerikanischer Drogenfahnder.«

»Wachen Sie endlich auf«, sagte Diamond. »Ich habe gelogen.«

Egal, was er war, der Mann musste gefunden und getötet werden. Signavi befahl die militärische Operation, die das Delta absuchen und Guibert mitsamt den Waffen finden sollte. Eine Lieferung solcher Waffen an die Viet Minh konnte den Verlauf des gesamten Krieges ändern.

»Ich komme mit«, sagte Diamond.

Er hasste es, selbst kämpfen zu müssen, aber es war die beste Gelegenheit, Nikolai Hel zu erledigen.

159

Haverford betrachtete De Lhandes in seinem Krankenhausbett.

»Wer hat Ihnen das angetan?«, fragte er.

»Einer von Ihren Leuten«, murmelte De Lhandes trotz starker Schmerzmittel. »Deshalb bat ich um eine Unterredung mit Ihnen. Ich hoffe, Sie sind besser.«

Er erzählte Haverford, dass er »Michels« und Solanges Aufenthaltsort verraten hatte, dann verlor er erneut das Bewusstsein.

Beinahe blind vor Zorn verließ Haverford das Krankenhaus.

Er fuhr zurück in sein Büro, ließ eine .45 Dienstwaffe auf seinen Namen eintragen und machte sich auf die Jagd nach Diamond.

160

Sie navigierten ohne Fahrlichter an Flusspatrouillen vorbei, versteckten sich in Seitenkanälen, Mangrovensümpfen und hinter Bambusstauden und schafften es auf diese Weise sicher den Fluss hinauf. Dann fuhren sie über einen winzigen Seitenarm, kaum breiter als ein Bach, in nördlicher Richtung durch den Sumpf, bis sie südlich von Saigon auf den Dengnai stießen. Sie überquerten den Strom und legten in der Nähe eines

kleinen Dorfes an, wo ihnen dessen Bewohner halfen, die Fracht auf einen Laster mit Abdeckplane zu laden.

»Wie heißt dieser Ort hier?«, fragte Nikolai.

»Binh Xuyen.« Bay Vien schmunzelte. »Hier sind wir ziemlich sicher.«

Sie tranken Tee und aßen Reis mit eingelegtem Gemüse, stiegen auf den Laster und fuhren über eine Straße ins Landesinnere. Bald darauf ließen sie den Laster und die Hauptstraße jedoch hinter sich und setzten ihren Weg zu Fuß fort. Bei Tagesanbruch trugen sie die Kisten über Deiche, die über Reisfelder führten und in der süßlichen Schwüle kurz vor Beginn der Regenzeit dampften.

Nikolai und Solange, wenig überzeugend mit schwarzen Hemden, Hosen und den kegelförmigen Hüten der vietnamesischen Bauern getarnt, gingen im Zentrum der kurzen Kolonne – es waren gerade genug Binh Xuyen mitgekommen, um die Ladung zu tragen, dazu eine Handvoll bewaffneter Wachen, deren Führung Bay Vien übernahm. Es war ein tückisches Land, flach und offen, für die französische Luftüberwachung mühelos einsehbar und den Wachtürmen und Blockhütten, die die Landschaft sprenkelten, schutzlos ausgeliefert.

Es war zu riskant, also verließen sie die Deiche und gingen durch die tiefer gelegenen Reisfelder. Das Waten im hüfthohen Wasser war anstrengend, sie kamen nur quälend langsam voran und mussten jedes Mal, wenn sie einen Flugzeugmotor hörten, haltmachen und sich flach ins Wasser legen.

Bei dem Tempo, dachte Nikolai, würden sie die Verabredung mit den Viet Minh niemals einhalten können. Solange, obwohl sie stoisch blieb und sich nicht beklagte, war eindeutig

erschöpft. Die scharfen Grashalme hatten ihre Waden und Knöchel zerschnitten, und ihre Augen verrieten eine lähmende Müdigkeit.

»Geht es dir gut?«, fragte er sie.

»Hervorragend«, sagte sie. »Spaziergänge auf dem Land haben mir immer schon Spaß gemacht.«

Und sie stapfte mit entschlossenen Schritten an ihm vorbei.

Kurz vor Mittag kam Bay zu ihnen.

»Es ist zu gefährlich«, sagte er. »Wir müssen tagsüber rasten.«

Nikolai stimmte ihm zu, fragte aber: »Wo?«

»Nur ungefähr einen Kilometer von hier gibt es ein *bled*«, erwiderte Bay. »Die Dorfbewohner sind mir gegenüber zu Loyalität verpflichtet.«

Nikolai wusste genau, was das bedeutete – wenn ihn die Dorfbewohner verrieten, würden die Binh Xuyen zurückkehren und alle töten. Es machte ihn traurig, aber er verstand. Kollektivschuld war eine asiatische Tradition.

Als sie das *bled* erreicht hatten, legten Nikolai und Solange sich auf den Boden einer dunklen Hütte und versuchten zu schlafen. Zum Ausruhen blieb wenig Zeit – sobald es dunkel wurde, ging es weiter, denn sie hofften, voranzukommen, bevor der Mond aufging.

Solange schlief ein, aber Nikolai lag wach, lauschte auf das Geräusch der Flugzeuge, die über ihnen kreisten. Die Anspannung im Dorf war fast greifbar, besonders als am späten Nachmittag jemand flüsterte, dass nur einen halben Kilometer entfernt Fremdenlegionäre gesehen worden waren.

Das Dorf hielt kollektiv den Atem an.

Nikolai legte seine Hand auf das warme Metall der Maschinenpistole und wartete. Er würde sich nicht gefangen nehmen lassen – er hatte bereits genügend Verhörzimmer und -zellen von innen gesehen. Wenn sie ihn mitnehmen wollten, dann nur als Leiche.

Wenig später beschloss er jedoch, dass dies selbstsüchtig war. Wenn wir entdeckt werden, gebe ich ihr die Sparsbücher der Iwanows und richte eine Waffe auf sie, damit es so aussieht, als hätten wir sie als Geisel verschleppt. Auf dem Weg ins Gefängnis finde ich dann schon eine Möglichkeit, mich umzubringen. Nachdem er diesen Entschluss gefasst hatte, beobachtete Nikolai durch die Ritzen der Lattenwände, wie ein Offizier der Fremdenlegion am Rande des Dorfes den Ältesten befragte.

Der Mann zuckte mit den Schultern und beschrieb einen Bogen mit dem Finger, womit er zeigen wollte, dass sich die Ausländer überall aufhalten konnten, in jedem der Dutzende von Dörfern zwischen den Reisfeldern. Der junge Leutnant betrachtete ihn skeptisch.

Nikolai bemerkte, dass sich sein Finger am Abzug spannte.

Der Soldat starrte den alten Mann eine Sekunde lang an, der Alte starrte zurück, und dann befahl der Leutnant seinen Männern, weiterzuziehen. Nikolai legte sich wieder hin und betrachtete die schlafende Solange. Auch er döste ein, und als er aufwachte, war es bereits dämmrig. Wenige Minuten später kam Bay herein, gefolgt von einer Frau mit Schalen voller Reis und gedämpftem Fisch. Solange erwachte und sie aßen, dann standen sie auf und setzten ihren Marsch fort.

Im Schutz malerischer Reihen von Maulbeerbäumen gingen sie jetzt wieder über die Deiche. Sie blieben dicht beieinander, traten buchstäblich in die Fußstapfen der anderen und holten einiges an Zeit auf, bis der Mond aufging. Dann teilten sie sich auf und gingen in Zweier- und Dreiergrüppchen weiter. Die Scouts liefen voran und gaben pfeifend das Signal, wenn die jeweils nächste Gruppe folgen konnte.

Die Einheimischen hatten selbst Milizen entsandt, die ihrerseits die Deiche abschritten und von Dorf zu Dorf zogen. Mehrmals kamen einzelne Patrouillen in Sichtweite, und dann ließ Nikolais Gruppe sich auf den Boden fallen und schob sich auf den Bäuchen voran – wenn sie sich überhaupt bewegten.

Es war ein tödliches Versteckspiel im Mondschein, ein Spiel, das List und Verstand erforderte. Sehr zu Nikolais Erstaunen war Solange sehr gut darin – sie bewegte sich flink wie ein Wiesel und völlig lautlos, und er musste über sich selbst lachen, als ihm wieder einfiel, dass sie nicht nur Solange, sondern auch die Kobra war.

Sie hat viel mehr Erfahrung als ich in diesen Dingen, dachte er.

Die Nacht schien endlos, aber sie legten ungefähr zehn Meilen zurück, bevor der Himmel die steingraue Färbung der bevorstehenden Morgendämmerung annahm und sie eine halbe Meile von einem kleinen Dorf entfernt eine lange Reihe von Maulbeerbäumen erreichten.

Bay gab Zeichen, dass sie sich hinlegen und warten sollten.

Wenige Minuten später hörte Nikolai den kurzen klaren Pfiff, der bedeutete, dass sie weiterlaufen konnten, und er bewegte sich gebückt und mit schnellen Schritten über den Deich

bis in die relative Sicherheit der Baumreihe hinein. Zwischen den Bäumen gab es eine kleine Lichtung, und dort sah er Xue Xin.

161

»Schön, Sie wiederzusehen«, sagte Nikolai.

»Gleichfalls«, erwiderte Xue Xin.

In dem hellen, khakifarbenen Jackett des Viet-Minh-Offiziers und mit der Pistolentasche am Gürtel sah er jetzt ganz anders aus.

»Sie wussten, dass wir uns wiedersehen würden«, sagte Nikolai.

»Ich habe es immer gewusst«, sagte Xue Xin. »Ich kannte Ihren wahren Charakter.«

Besser als ich, dachte Nikolai.

Sein Name war natürlich nicht Xue Xin, sondern Ai Quoc.

Nikolai sah jetzt alles ganz deutlich vor Augen.

Quoc hatte die Operation geleitet und sich darauf verlassen, dass Nikolai sein Versprechen gegenüber Oberst Yu halten würde.

»Ich wusste«, fuhr Quoc fort, »dass Sie die Wahrheit erkennen und die Dinge so sehen würden, wie sie sind.«

»Und jetzt will ich mein eigenes Leben führen«, sagte Nikolai.

Quoc sah an ihm vorbei zu Solange und lächelte. »Wir werden unser Bestes versuchen, Sie hier rauszuschmuggeln. Möglicherweise ist dafür ein bisschen Geduld nötig.«

»Inzwischen bin ich die Geduld in Person.«

»Warum habe ich meine Zweifel daran?«

»Das muss an Ihrer mönchischen Weisheit liegen«, antwortete Nikolai. »Das hat man davon, wenn man zu viele Ranken schneidet und zu tief durchatmet.«

Der Himmel wurde jetzt korallenrosa.

Quoc sagte: »Wir sollten aufbrechen.«

Nikolai ging zu Bay Vien. »Wohin gehen Sie jetzt?«

»Zurück nach Saigon«, erwiderte Bay, »dort werde ich Sie höllisch verfluchen, weil Sie mir meine Waffen geklaut haben und damit geflohen sind.«

»Wird man Ihnen glauben?«

»Ja, oder wenigstens wird man so tun als ob«, sagte Bay, »eine Zeit lang. Dann ...«

Er ließ den Satz unvollendet. Es lag auf der Hand – niemand wusste, was die Zukunft bringen würde, niemand konnte sagen, was das Karma für jeden Einzelnen bereithielt.

»Auf Wiedersehen«, sagte Nikolai. »Ich hoffe, wir sehen uns in besseren Zeiten wieder.«

»Das werden wir«, antwortete Bay.

Bay versammelte seine Männer und zog mit ihnen los.

»Wir müssen gehen«, sagte Quoc. Seine Soldaten, gut dreißig Veteranen, hoben die Kisten auf Bambusstangen und machten sich in nördlicher Richtung auf den Weg.

Quoc hinkte ihnen hinterher.

Das Flugzeug kam von Osten.

Die Bordwaffen loderten wie Flammen, als sie die Baumgrenze bombardierten. Es flog sehr tief und kam mit der Sonne.

Drei der Viet Minh fielen um wie Spielzeugsoldaten, die vom Regal gefegt wurden, während die Granaten die Bäume spalteten und Holzsplitter durch die Luft regneten. Nikolai packte Solange und legte sich auf sie. Unter ihnen bebte die Erde durch die Vibrationen der tieffliegenden Maschine.

Er sprang auf die Füße und zog Solange hinter sich hoch, Hand in Hand rannten sie auf das nächste Reisfeld zu, versuchten möglichst schnell den ungeschützten Deich zu überqueren, bevor das Flugzeug seine Wendung vollzogen haben würde. Die Flügel glänzten in der aufsteigenden Sonne, als das Flugzeug drehte, zurückkam und herabstürzte wie ein Habicht auf der Jagd.

Sie schafften es über den Deich, aber zwei Viet Minh hinter ihnen hatten weniger Glück und wurden getroffen. Nikolai und Solange ließen sich den Abhang hinunter in den Schlamm des Reisfelds gleiten und tauchten unter.

Nikolai hielt die Luft an, Solanges Hand noch immer fest in seiner, und versuchte, dem jetzt gedämpften Gewehrfeuer und dem Motorengeräusch zu lauschen, während das Flugzeug wieder an Höhe gewann. Als er ein schrilleres Heulen vernahm, sprang er auf, und zusammen platschten sie über das Reisfeld.

Nikolai blickte zurück und sah, dass Quoc, der den letzten Angriff ebenfalls überlebt hatte, sie zu einem Wäldchen auf der anderen Seite des Feldes winkte. Die Männer vor ihnen mit einer der Kisten schafften es, den Deich zu überqueren, und verschwanden aus dem Blickfeld. Ein anderer Viet Minh hatte sich mitten auf dem Deich auf den Rücken gelegt und feuerte mit seinem Maschinengewehr auf das Flugzeug, das jetzt hinter ihnen erneut heranflog.

Solange zog ihn nach unten, und wieder hielten sie die Luft an und spürten die Kugeln um sich herum ins Wasser schwirren. Als sie wieder aufstanden, stieg auch das Flugzeug vor ihnen gerade wieder auf. Es flog mit schwankenden Tragflächen weiter, offensichtlich war die Munition oder der Treibstoff ausgegangen.

Nikolai und Solange überquerten erst das Feld, dann den Deich und gelangten zu dem Wäldchen, in dem sich die Viet Minh gerade neu formierten. Verletzte Träger fielen aus und andere Männer übernahmen deren Aufgaben. Lasten wurden neu verteilt, Waffen ausgetauscht. Ein Soldat, der offensichtlich Sanitäter war, versorgte die Verletzten notdürftig mit dem wenigen, das zur Verfügung stand. Für andere Männer kam jede Hilfe zu spät, sie waren tot oder lagen im Sterben.

Nikolai fand ein Gewehr und hob es auf. Solange hängte sich eine PPSch-41 um. Sie gingen vor bis an die Baumgrenze. Vor ihnen erstreckte sich eine rechteckige Fläche mit hochgewachsenem Schilf, an das links und rechts Deiche und Reisfelder anschlossen. Hinter dem Schilf befand sich ein weiteres Wäldchen.

»Wenn wir es bis dorthin schaffen, sind wir in Sicherheit«, sagte Quoc und zeigte auf die Bäume.

»Warum?«, fragte Nikolai.

»Wir werden verschwinden.«

Nikolai hatte jetzt keine Geduld für Zen-Metaphysik. Egal, ob Quoc nun wirklich ein Mönch war oder nicht, falls er glaubte, sie könnten sich meditierend in Luft auflösen, erwartete Nikolai einen profaneren Plan. Das Flugzeug war davongeflogen, aber der Pilot hatte ihre Position garantiert per Funk an die Bodenpatrouillen durchgegeben, vor denen es hier überall nur so wimmelte.

Es konnte nicht lange dauern, bis die Soldaten eintrafen, und ihnen würden weder die Munition noch der Treibstoff ausgehen. Die französischen Soldaten und die einheimischen Milizen, die durch das Land streiften, würden sich zu einer sauberen, organisierten Formation zusammenfinden und sie umzingeln. Die schutzbietenden Bäume würden zur Todesfalle werden, es sei denn, Quoc hatte tatsächlich einen Fluchtplan.

»Unser Mutterland wird uns verschlucken«, sagte Quoc.

Poetisch, dachte Nikolai, aber kaum realistisch.

In Gedanken suchte er bei einer anderen Metapher Zuflucht, dem *go-kang*, und dort sah er es nur allzu deutlich. Die kleine Gruppe von schwarzen Steinen, die sie bildeten, würde sich schon bald zu einer schmalen Kette formieren und auf Quocs scheinbar magische Bäume zustreben, um sich dort wieder als Gruppe zu organisieren. Die weißen Steine – und von ihnen gab es ziemlich viele – umlagerten sie bereits.

Go-Spieler hatten eine Bezeichnung für eine solche isolierte, umzingelte Gruppe.

Tote Steine.

Und das flache, zweidimensionale *go-kang*, so wurde Nikolai jetzt klar, war zum Anachronismus geworden. Seine Erfinder in alter Zeit hatten die Entwicklung moderner Flugtechnik nicht vorhergesehen, wodurch das Spiel jetzt praktisch eine zusätzliche Dimension erhielt. Sie hätten sich Steine, die über dem Brett schwebten und unter sich Tod und Zerstörung anrichteten, nicht vorstellen können.

Go, das musste er sich eingestehen, war kein Modell für eine Schlacht. Das *go-kang* war heiter, still, perfekt in seiner Organisiertheit und Form. Das moderne Schlachtfeld war chaotisch, laut, eine anarchische Hölle aus Blut, Gemetzel und Leid.

Die Moderne, dachte er, hat so viel zerstört.

Er zwang seine Gedanken auf den Boden der Realität zurück. Egal, ob es eine Falle war oder nicht, das Wäldchen auf der gegenüberliegenden Seite des Schilfs bot eine bessere Position als ihre jetzige und eignete sich schon aufgrund seiner Größe besser für ein letztes Aufbäumen. Er schätzte die Entfernung auf etwas weniger als eine halbe Meile, sie würden also nur wenige Minuten dorthin brauchen.

Doch das Schilf war ein schmerzhaftes Hindernis, obwohl sicher bereits schmale Pfade durch das brusthohe Gras geschlagen worden waren. Die Last der Waffen, besonders jetzt, da weniger Träger zur Verfügung standen, würde sie außerdem bremsen.

Vielleicht ...

Nein, Quoc würde die Waffen niemals zurücklassen, und wenn Nikolai ehrlich war, hätte er selbst es auch nicht getan.

Sie hatten sie bereits zu viel gekostet.

Die Stille hinter ihm ließ darauf schließen, dass die Viet Minh bereit waren loszugehen.

Er drehte sich um und sah, dass sie ihre toten Genossen zurücklassen würden. Alles, was noch von Nutzen sein konnte, hatte man den Leichen abgenommen.

»Ihr zahlt einen hohen Preis für eure Freiheit«, sagte Nikolai.

»Für jeden Feind, den wir töten«, erwiderte Quoc, »töten sie zehn von uns. Und zum Schluss wird es keine Rolle mehr spielen.«

»Außer vielleicht für die zehn.«

»Der Einzelne ist nichts im Verhältnis zum Ganzen«, antwortete Quoc.

Nikolai starrte ihn an.

Erkannte sein wahres Wesen.

Und vielleicht auch ein bisschen von seinem eigenen.

»Sie irren sich«, sagte er.

»Sie werden es noch verstehen.«

»Ich hoffe nicht«, sagte Nikolai. »Niemals.«

Wenn jeder Einzelne nichts weiter war als Teil einer Maschine, dann gab es zum Schluss nur noch die Maschine. Die unerbittliche, gesichtslose Maschine der Moderne. Er wandte sich von Quoc ab, nahm Solange am Arm und entfernte sich mit ihr außer Hörweite.

»Ich habe nachgedacht«, sagte er, »über unsere erste Mahlzeit, wenn wir dort ankommen, wohin wir unterwegs sind.«

»Ah ja?«, sagte sie. »Und was hast du dir vorgestellt?«

»In Tokio hast du ein Gericht gekocht ...«

»In Tokio habe ich viele Gerichte gekocht«, sagte Solange, und ihr breiter Mund öffnete sich zu einem Lächeln.

Nichts kann das Licht dieser grünen Augen trüben, dachte er.

»Vielleicht *coq au vin*.«

»Einfache französische Landküche.«

»Einfach klingt wunderbar«, sagte Nikolai. »Und welchen Wein trinken wir dazu?«

Sie dachte über eine Reihe von Möglichkeiten nach, engte die Auswahl dann auf eine Handvoll ein, konnte sich aber nicht endgültig für einen entscheiden. Dann besprachen sie, welches Gemüse sie als Beilage dazu essen wollten, wie es zubereitet werden sollte und welches Dessert am besten passte, eine *tarte tatin* oder vielleicht eine *marquise au chocolat*.

»Wollen wir De Lhandes einladen?«, fragte Nikolai.

»Ja, natürlich«, erwiderte Solange, »aber er muss nach dem Kaffee schnell gehen, damit wir uns lieben können.«

»Dann muss er eben gehen.«

Sie küsste ihn, lang und liebevoll.

163

Sie waren erst fünfzig Meter tief im Schilf verschwunden, als die ersten Schüsse fielen.

Nikolai schaute nach links und sah die Reihe von Legionären auf dem Deich. Rechts von den Soldaten glaubte er einen

Mann mit einem zinnoberroten Barett zu erkennen, der offenbar die Befehle gab.

Signavi.

Nikolai hob sein Gewehr auf die Schulter und feuerte zurück, schoss nach links, bewegte sich dabei aber weiter vorwärts. Das Wäldchen war die einzige schwache Hoffnung, die sie hatten, und sie mussten sich weiter darauf zubewegen, denn wenn sie im Morast stecken blieben, bedeutete das den sicheren Tod.

Quoc wusste das und befahl einem Dutzend Männer, auf der linken Seite eine Reihe zu bilden, um den anderen Deckung zu geben und den Vormarsch der Franzosen möglichst aufzuhalten, damit sie genug Zeit gewannen, die Waffen zu den Bäumen zu schaffen. Die Träger waren unglaublich diszipliniert, sie hielten nicht an, um zu schießen, gingen nicht zu Boden, ja nicht einmal in Deckung. Sie schulterten die Ladung und bewegten sich in einem langsamen Trott vorwärts.

Signavi sah, was sie vorhatten, und gab den Schießbefehl. Mehrere Träger fielen um. Die anderen hatten Mühe, die Last weiterzutragen, und zwei Viet Minh ließen ihre Gewehre sinken und ersetzten die Soldaten an den Bambusstangen.

Zwei Legionäre fielen, als die Deckungsreihe zu feuern begann, und Nikolai sah, dass Signavi eine Abordnung zu seiner Linken auf das Wäldchen zuschickte, um den Viet Minh den Weg abzuschneiden. Wenn die Franzosen vor ihnen die Bäume erreichten, war es aus.

Er schrie Solange an: »Kannst du rennen?«

Sie nickte.

Sie rannten los, das messerscharfe Schilf zerschnitt ihnen die Gesichter und Oberkörper, sie rannten auf das Wäldchen zu und feuerten dabei nach links, um die Franzosen aufzuhalten. Mehrere Viet Minh taten es ihnen gleich und rannten durch das Gras, während ihnen Kugeln um die Köpfe schwirrten. Ein Mann fiel hin, dann ein weiterer und plötzlich war es, als hätten sie in ein Nest wütender Hornissen gestochen, die durch die Luft um sie herumzischten.

Die meisten von ihnen schafften es bis zu einer kleinen Anhöhe, von wo aus sie auf die Legionäre an ihrer Flanke feuern konnten und sie so zwangen, stehen zu bleiben, zu Boden zu gehen und sich auf ein Schussgefecht einzulassen.

Hinter ihnen bewegten die Träger sich weiter auf das Wäldchen zu.

Nikolai blickte zum Deich zurück und sah, dass Signavi in ein Funkgerät sprach, das mit dem Rucksack eines seiner Soldaten verbunden war.

Nein, dachte Nikolai, bitte nicht.

Er hob sein Gewehr, zielte, atmete tief durch und schoss.

Die Kugel traf Signavi am Halswirbel. Er fasste sich ins Genick und fiel.

Aber es war zu spät.

Nur eine Minute später hörte Nikolai bereits den Flugzeugmotor, und dann sah er es, aber dieses Mal ging es nicht in den Tiefflug, um zu feuern, sondern blieb hoch oben, bis es sich direkt über dem Schilf befand. Dann warf es seine Ladung ab.

Napalm.

Das Schilf brannte sofort, und eine riesige Feuerwand kam auf sie zugewalzt.

Männer loderten auf wie Fackeln, wirbelten herum und schrien. Andere schienen einfach zu schmelzen.

Nikolai nahm Solange an der Hand und rannte.

Die Flammenwelle walzte hinter ihnen heran wie ein feurig roter Tsunami aus einem Alptraum. Nikolai spürte, wie sie ihm den Rücken verbrannte und die Haare versengte, während ihm die intensive Hitze die Luft aus den Lungen zu saugen schien.

Er stieß Solange in den Wald. Quoc war dreißig Meter vor ihnen und winkte sie vorwärts.

Plötzlich fielen die Blätter über ihm von den Bäumen. Blätter fallen doch nicht im Frühjahr, dachte Nikolai verstört, doch dann sah er, dass Kugeln sie von den Zweigen schnitten. Vom gegenüberliegenden Ende des Wäldchens kamen vietnamesische Milizen auf sie zu.

Wir sind tote Steine, dachte er.

Die Flammen hinter ihnen näherten sich rasend schnell, die Franzosen kamen von links, und vor ihnen und rechts drohten die Milizen. Wenn wir nach rechts oder links laufen, erkannte Nikolai, laufen wir direkt ins Gewehrfeuer. Wenn wir hierbleiben, verbrennen wir.

Sie hatten keine Chance.

Konnten lediglich zwischen verschiedenen Arten zu sterben wählen.

Quoc winkte heftig. »Hierher! Hierher!«

Nikolai schaute genauer hin und sah einen Viet Minh zu Quocs Füßen kriechen und dann ...

... verschwinden.

In der Erde.

Tunnel, dachte er.

Unser Mutterland wird uns verschlucken.

Und tatsächlich, als er die Mitte des Wäldchens erreicht hatte, sah Nikolai kleine rechteckige Öffnungen. Die Viet Minh nahmen die Bazookas aus den Kisten und reichten sie in die Tunnelmündungen hinein.

»Kommt«, sagte Quoc und zeigte auf das kleine rechteckige Loch zu seinen Füßen.

Es war eng.

Solange würde sich hindurchzwängen können, aber Nikolai?

»Du zuerst«, sagte er.

Sie stockte. »Ich hab's dir schon gesagt – ich habe Platzangst. Ich kann nicht.«

»Du musst.«

Er half Solange in die Öffnung hinein und sah zu, wie sie sich wand und tiefer schraubte. Dann blickte er zum Rand des Wäldchens. Er konnte einzelne Soldaten erkennen. Sie kamen zu schnell heran, als dass die Viet Minh die restlichen Waffen im Tunnel verschwinden lassen konnten. Und selbst wenn doch, so hätten sie keine Zeit mehr, die Eingänge zu verstecken und durch das vermutlich riesige und komplizierte Tunnelabyrinth zu entkommen.

Sie saßen in der Falle.

Und Solange mit ihnen.

Quoc deutete sein Zögern falsch. »Haben Sie auch Angst vor engen Räumen?«

Nikolai lächelte und dachte an die glücklichen Tage, an denen er mit seinen japanischen Freunden Höhlen erforscht hatte.
»Nein.«

Er deutete auf die herannahenden Soldaten. »Wir brauchen mehr Zeit.«

»Ja.«

»Passen Sie gut auf sie auf«, sagte Nikolai. »Sie ist keine von Ihren ›Zehn‹.«

»Sie haben mein Wort.«

Quoc wählte rasch fünf seiner besten Männer, und Nikolai ging mit ihnen auf den Rand des Wäldchens zu. Das Gewehrfeuer wurde stärker, Äste stürzten herab, Männer fielen. Als sie an die Baumgrenze kamen, beugte sich einer der Viet Minh hinunter und öffnete ein Loch in der Erde.

Sie legten sich hin und feuerten auf das offene Gelände.

Nikolai spürte einen Körper neben sich auf dem Boden aufkommen, dann hatte er die glühenden grünen Augen der zornigen Solange vor sich. »Ich habe doch gesagt, ich gehe nicht ohne dich.«

»Verzeih mir.«

»Tu das nie wieder.«

Sie legte das Maschinengewehr an und begann zu schießen.

Diamond legte sich flach auf den Boden und spähte durch das Schilf auf das Wäldchen.

Nikolai Hel war zwischen herannahenden Flammen und Gewehrfeuer gefangen.

Er hoffte, Hel würde sich für die Flammen entscheiden.

Ein ohrenbetäubendes Getöse brach aus, als das Feuer die Bäume erreichte.

Nikolai drehte sich um und sah einen nach dem anderen fallen, die Flammen kletterten die Stämme hinauf und entzündeten die blattreichen Zweige mit einem entsetzlichen Zischen.

Ein Viet Minh kam aus der Mitte des Wäldchens gerannt und gab Zeichen.

Die Waffen waren in den Tunneln.

»Zeit zu verschwinden«, sagte Nikolai.

Sie krochen zum Tunneleingang zurück.

Wieder zögerte Solange, doch Nikolai half ihr und sie zwängte sich hinein. Als sie unten war, ließ auch Nikolai sich in das Loch hinab, doch seine breiten Schultern blieben im Eingang stecken. Es war sehr knapp, und ein paar Sekunden lang dachte er, er würde es nicht schaffen. Doch die Erfahrung als Höhlenforscher hatte ihn gelehrt, wie er seine Schultern schmaler machen konnte, und Solange zog an seinen Beinen, bis er den schmalen Eingangsschacht hinunterglitt.

Vier Viet Minh folgten ihnen, und der Letzte zog den Tunneleingang zu. Ein anderer opferte sein Leben, um den Eingang oben wieder zu tarnen.

Nikolai befand sich in einer kleinen ovalen Kammer, von der ein schmaler Tunnelschacht horizontal abging, gerade hoch genug, um auf allen vieren hindurchzukriechen. Im Abstand von jeweils sieben Metern hingen Laternen an den Wänden, offensichtlich von einem Generator mit Strom versorgt, und obwohl das Licht sehr trübe war, konnte man genug sehen, um sich weiter vorwärtszubewegen. Er schob Solange in den nächsten Tunnel und kroch hinter ihr her.

Eine Minute später hörte Nikolai die Flammen über sich.

Es wäre ein schlimmer Tod gewesen.

»Alles in Ordnung?«, fragte er Solange.

»Ich hasse das.«

»Ich weiß.«

Er hielt kurz inne, dann folgte er ihr in die nächste Kammer. Sie war größer und hoch genug, dass sie sich aufrichten konnten. Drei Tunnel gingen in unterschiedlichen Richtungen davon ab. Sie ruhten sich einen Augenblick aus, dann führte einer der Viet Minh sie zu einem anderen Schacht, griff hinter sich, zog den Stecker aus einer Kabeltrommel und tauchte die Tunnel hinter ihnen in Dunkelheit.

Diamond fluchte, als es dunkel wurde.

Er hatte den hastig getarnten Tunneleingang gefunden und mehrere Vietnamesen in den Schacht hinunter und in die erste Kammer geführt. Sie krochen weiter bis zu der Stelle, an der einige Tunnel abzweigten, dann teilten sie sich auf. Diamond nahm einen der Männer mit sich und war sicher, dass er den richtigen Tunnel erwischte hatte, da er frische Kratzspuren in der Erde unter sich sah, und er hätte schwören können, dass sich vor ihm etwas bewegte, wie Ratten.

Er war ihnen auf der Spur, doch dann wurde alles dunkel.

Er kämpfte einen Anfall vorübergehender Panik nieder, tastete nach der Taschenlampe an seinem Gürtel, knipste sie an und leuchtete vor sich. Das Licht in der Linken, die .45er in der Rechten, schob er sich weiter.

Sie krochen, bis sie scheinbar in einer Sackgasse steckten. Doch scharf rechts ging ein weiterer Schacht ab, und sie krochen hindurch und wiederholten den Vorgang in mehreren

vermeintlichen Sackgassen, bis sie mindestens dreihundert Meter im Zickzack zurückgelegt hatten und Nikolai grob schätzte, dass sie den Wald inzwischen hinter sich gelassen haben mussten. Erneut gelangten sie in eine Kammer, von der ein Schacht senkrecht abging, und stiegen über eine Holzleiter weitere sieben Meter hinunter in eine sehr viel größere Kammer.

»Ihr Zuhause für die nächsten zwei Tage«, sagte Quoc.

Es war eine Art unterirdisches Militärlager. Stockbetten aus Holz säumten die Wände, große gezimmerte Holzstühle standen in der Mitte, verschiedenes medizinisches Zubehör, Wasserflaschen und Konservendosen waren ordentlich aufgestapelt. Es gab sogar ein kleines Bücherregal, und aus einem schmalen Ventilatorschacht wurde relativ frische Luft hereingepumpt.

»Nicht schlecht«, sagte Nikolai, »aber das Continental wäre mir lieber.«

»Ich bin sicher, Mancini würde Sie liebend gern dort willkommen heißen«, entgegnete Quoc. »Soll ich anrufen und reservieren?«

»Ist schon in Ordnung.«

»Oder im Beijing Hotel?«

»Mir gefällt diese Unterkunft hier mit jeder Sekunde besser«, sagte Nikolai, »vorausgesetzt natürlich, ich kann sie mir leisten.«

»Ihre Rechnung wurde bereits beglichen«, sagte Quoc.

»Das ist ja eine richtige kleine Stadt hier unten«, sagte Nikolai. »Wie weit erstreckt sich dieser Komplex?«

»Bis jetzt?«, sagte Quoc. »Fast bis an den Rand von Saigon. Irgendwann einmal bis in die Vororte hinein.«

»Und dann kommen Sie mit Ihren Bazookas aus dem Boden gekrochen und erobern die Stadt«, sagte Nikolai.

»Wenn der richtige Zeitpunkt gekommen ist«, sagte Quoc. »Hoffentlich bevor die Amerikaner hereinplatzen. Sie werden ein paar Tage hierbleiben, dann holen wir Sie raus. Wahrscheinlich über Kambodscha, wenn's Ihnen recht ist.«

»Klingt wunderbar«, sagte Solange.

Sie nahm eine Flasche Wasser, trank einen Schluck und reichte sie Nikolai.

»Wir lassen Sie jetzt allein«, sagte Ai Quoc.

Er und seine Männer gingen fort und kümmerten sich um die Bazookas.

Diamond kroch auf ein totes Tunnelende zu und merkte, dass er sich wohl für eine falsche Abzweigung entschieden hatte. Sie waren clever, diese Kommunistenratten. Als er gerade rückwärtskriechen wollte, spürte er einen schwachen Luftzug. Er leuchtete mit der Taschenlampe nach rechts, entdeckte einen verdeckten Schacht und kroch weiter.

Schon bald kam er an eine weitere Sackgasse.

Mögen diese verfluchten Schweine zur Hölle fahren, dachte er.

Dann sah er den nächsten Schacht.

Er hatte das Zickzacklabyrinth beinahe durchquert, als er ein dumpfes Beben über sich spürte.

Nikolai sah nach oben.

Solange ebenfalls.

Sie starrten an die Decke, als glaubten sie tatsächlich sehen zu können, was sie hörten.

Ein tiefes Summen, anschließend ein jaulendes Geräusch, und dann schlugen die Bomben ein.

Die Bomber flogen direkt über den Tunnelkomplex und verteilten ihre Ladung gleichmäßig über eine Fläche von tausend Quadratmetern.

Die Kammer bebte.

Erde fiel von der Decke.

Einen Augenblick lang hielt alles stand, doch dann gab es ein entsetzliches dumpfes Geräusch, und die Stockbetten und ordentlich aufgestapelten Vorräte krachten zu Boden. Die Wände zitterten, noch mehr Erde fiel von der Decke und dann ging das Licht aus.

Nikolai hörte Solange klagen: »*Mon dieu, mon dieu.*«

Er griff nach ihrer Hand, fand sie und zog sie vorwärts, in Gedanken rekonstruierte er die Kammer und lokalisierte den Schacht. Er fand ihn mit der Hand, griff nach den Sprossen und zog sie hinter sich her.

»Wir müssen nach oben!«, schrie er und merkte, wie sie auf die Füße kam und hinter ihm die Leiter in die nächste Kammer hinaufkletterte. Sie mussten nach oben und raus aus den Höhlen, sonst würden sie lebendig begraben werden.

Ein langsamer Erstickungstod in der Dunkelheit.

»Nikolai ...«

»Alles wird gut«, sagte er. »Alles wird gut. Bleib dicht bei mir.«

Er zog sie hinauf in die nächste Kammer. Jetzt war es stockdunkel, eine undurchdringliche Schwärze umgab sie, als er sich zwang, sich an den Grundriss zu erinnern. Beim Lärm der Explosionen über ihnen, der herabfallenden Erde und den Erschütterungen fiel ihm das allerdings nicht leicht.

Du warst schon viele Male hier, sagte er sich, in vielen Höhlen und in engeren Räumen als diesem, also denk nach. Er fand den Eingang des Tunnels zuerst in Gedanken und dann auch mit den Händen. Er zog sein Hemd aus, band einen Ärmel an seinen Gürtel und den anderen an Solanges Hand.

»Komm«, sagte er. »Wir schaffen das.«

Dann führte er sie zum Eingang, und sie machten sich auf den Rückweg.

Diamond spuckte die Erde aus und rieb sie sich aus den Augen.

Gottverdammte Froschfresser, dachte er. Wussten die nicht, dass er hier unten war? Oder wussten sie's und es war ihnen egal?

»Komm«, sagte er zu dem Soldaten hinter sich.

Er bekam keine Antwort.

Der Mann war tot.

Hastig kroch er weiter.

Der Tunnel stürzte rasch in sich zusammen, doch Nikolai zog Solange weiter hinter sich her. Sie passierten eine falsche Wand nach der nächsten, aber er hatte die Route noch genau

im Kopf und kroch schnell weiter, während er Solange unermüdlich Mut zusprach.

»Wir sind fast da.«

»Das ist gut.«

»Oh, das ist sehr gut.«

Diamond hörte Stimmen.

Sie sprachen Französisch.

Er stoppte, legte sich flach auf den Bauch und legte die Pistole an.

Nikolais Proximitätssinn warnte ihn.

Hinter der Abzweigung scharf rechts vor ihnen war jemand.

Er hielt inne.

»Was ...«

»Schschschsch.«

Ein Bombeneinschlag ließ die Wände erzittern. Erde rutschte herab und verengte den Tunnel. In seinen Ohren rauschte es, Nikolai konnte nichts hören. Er rutschte auf dem Bauch ein Stück nach vorn, da erleuchtete Mündungsfeuer den Tunnel und er sah Diamond.

Diamond kroch weiter vor und schoss.

Nikolai streckte seine rechte Hand so weit wie möglich nach vorn, griff ins Leere, bekam dann aber Diamonds Handgelenk zu fassen. »Solange, dein Messer!«

Diamond riss seinen Arm weg und befreite seine Hand.

Er senkte den Lauf seiner Pistole und zielte auf Nikolais Gesicht.

Der Schuss brannte auf Nikolais Wange.

Wieder streckte er die Hand in die Dunkelheit und holte zum Schlag aus.

»Dein Messer!«

Solange kauerte sich in dem engen Tunnel so weit wie möglich zusammen. Dann schob sie sich auf ihren langen Beinen vorwärts und presste sich an Nikolai vorbei, das Messer voran.

Diamond drückte ab.

Vom Mündungsfeuer geblendet, kroch Nikolai an Solange vorbei und hörte Diamond wegkrabbeln. Er wollte ihm gerade folgen, als Solange aufstöhnte.

Diamond würde warten müssen.

Er machte halt und kehrte zu Solange zurück.

»Alles in Ordnung?«, fragte er.

»Ja.«

Doch dann spürte er ihr warmes klebriges Blut.

Sie blutete stark an der Seite. In der schauerhaften Dunkelheit konnte er es nicht sehen, nur fühlen.

Ebenso wie sie selbst. »Bitte lass mich nicht hier unten sterben.«

»Ich lasse dich nirgendwo sterben«, sagte er.

Eine weitere Explosion erschütterte den Tunnel. Erde fiel ihnen ins Gesicht, in die Augen, die Nasen und die Mäuler. Er tastete nach ihrem Gesicht und wischte die Erde ab. Dann legte er sich auf den Rücken und begann, sich durch den Tunnel zu schieben und sie dabei hinter sich herzuziehen.

Sie kamen nur quälend langsam voran und er wusste, dass sie viel Blut verlor. Der Tunnel stürzte ein, sie waren schon

halb begraben, und er konnte sich nur vorantasten, den Kopf drehen und versuchen, mit Hilfe seines Geruchssinns den Weg nach draußen zu finden.

Er musste es schaffen. Er durfte sie nicht sterben lassen.

Nach einer Ewigkeit bogen sie um eine Ecke. Nikolai sah einen schwachen Sonnenstrahl und spürte einen flüchtigen Hauch von frischer Luft. Er schob sich weiter voran, bis sie den Fuß des Tunnaleingangs erreichten.

»Wir sind da«, keuchte er.

Mit einer Hand krallte er sich im Schacht fest und zog sie mit der anderen hinter sich her. Viermal fiel er wieder zurück, bis seine Hand die Oberfläche so zu fassen bekam, dass er Solange hinter sich hochziehen konnte.

Oben angekommen sackte er zusammen und zog sie in seine Arme.

»Wir sind draußen, Liebste«, sagte er. »Wir haben es geschafft.«

Aber Solange blieb stumm.

Leblos lag sie in seinen Armen. Er strich eine Strähne ihres goldenen Haars aus ihren grünen Augen und schloss sie.

Dann schlug die nächste Bombe ein.

164

Als er aufwachte, lag er in einem Bett.

Sauberes, frisches Bettzeug umhüllte seine Füße.

Haverford sah auf ihn herunter.

»Guten Morgen.«

»Wo ...«

»Sie sind in einem Krankenhaus in Saigon«, sagte Haverford. »Eine Patrouille der Fremdenlegion hat Sie gefunden, als Sie durch das Delta irrten. Sie hatten eine schwere Gehirnerschütterung, einige Verbrennungen zweiten Grades, Granatsplitterwunden und drei gebrochene Rippen.«

»Solange?«

»Es tut mir leid«, sagte Haverford.

Dann erinnerte sich Nikolai.

Tiefe Trauer überkam ihn.

»Ich bin nicht in einer Zelle?«, fragte er und sah sich in dem Raum um. Er war unglaublich weiß und sauber.

»Ach so«, sagte Haverford, »Ihr Name ist René Dazin. Sie sind ein französischer Kaufmann, der von den Viet Minh entführt wurde. Sie hatten Glück, dass Sie sich während des Bombenangriffs befreien konnten, mein Freund, derselbe Bombenangriff übrigens, der Michel Guibert das Leben gekostet hat.«

»Wer hat sich die Geschichte ausgedacht?«

»Ich natürlich«, sagte Haverford. »Aber Sie werden das Land wahrscheinlich verlassen wollen, sobald Sie wieder laufen können.«

»Wann wird das sein?«

»Könnte noch ungefähr einen Monat dauern«, erwiderte Haverford.

»Ich habe einen sauberen Reisepass für Sie. Sie erholen sich, dann verschwinden Sie.«

Nikolai nickte, doch selbst diese geringe Bewegung dröhnte in seinem Kopf. Trotzdem schöpfte er Mut, weil Haverford dachte, er würde den Reisepass brauchen, wo er doch Woroschenins zahlreiche Identitäten sicher bei De Lhandes verwahrt hatte. Der amerikanische Agent, dachte Nikolai, wird glauben, dass er mich an der Leine hat und er wird sich irren. Dann fragte er: »Diamond?«

»Er hat es geschafft«, sagte Haverford. »Ratten kommen meistens davon.«

»Gut«, erwiderte Nikolai, erleichtert, dass Diamond nicht durch eine unpersönliche Bombe ums Leben gekommen war. Er würde ihm einen Besuch abstatten und ihn zur Rechenschaft ziehen. Nicht für sich selbst, sondern für Solange.

Haverford beugte sich zu ihm herab und flüsterte: »Ai Quoc hat es ebenfalls geschafft. Und die Waffen auch.«

»Sie haben die ganze Zeit mit ihm zusammengearbeitet«, sagte Nikolai. Jetzt sah er es vor sich. Alles. Haverford hatte ein sehr tiefes Go gespielt, und er hatte es gut gemacht.

»Seit wir zusammen gegen die Japaner gekämpft haben«, erwiderte Haverford. »Für mich ist es ein dreifacher Erfolg – die Sowjets und die Chinesen stehen sich mit fletschenden Zähnen gegenüber, Mao ist geschwächt und Quoc hat die Chance, Saigon zu erobern und den Krieg zu beenden, bevor wir uns einmischen können.«

»Wissen Ihre Vorgesetzten das?«

»Ich denke schon«, erwiderte Haverford. »Mein Chef respektiert einen Sieg. Ich werde befördert, Diamond kommt aufs Abstellgleis. Wer weiß, vielleicht treffen wir beide, Sie und ich, uns irgendwann einmal wieder zum Tee.«

»Würde mich freuen.«

»Mich auch, mein Freund«, sagte Haverford. »*Sayonara*, Hel-san.«

»*Sayonara*, Haverford-san.«

Nikolai sank wieder in sein Kissen und sah aus dem Fenster auf den hübschen Garten im Hof. Silbrige Bindfäden strömten vom Himmel, es war der Beginn der Regenzeit.

Der Beginn von so vielem.

Er besaß eine neue Identität, und das war alles, was er brauchte, um Rache zu üben. Außerdem hatte er Zugang zum Vermögen der Iwanows, von dem Geld, das er gegen Bao Dai gewonnen hatte, ganz zu schweigen. Wenn er die Sache mit Diamond und dessen Handlangern geklärt hatte, würde er ein neues Leben beginnen.

Wenn es das überhaupt gibt, dachte er, ein neues Leben ohne Solange.

Doch, das gibt es, das muss es geben, weil du am Leben bist, und das ist dein Karma. Und es ist auch dein Karma, dass du jetzt frei bist, wahrhaftig frei.

Aber frei, um was zu tun?, fragte er sich. Wie willst du deine Freiheit nutzen? Du bist ein Killer, ein Krieger, ein Samurai – nein, kein Samurai, denn du gehörst keinem Meister. Du bist ein *ronin*, ein Wanderer, ein Einzelgänger. Also, was wird der *ronin* jetzt tun? Wie wirst du dieses Leben verbringen, das dir erneut geschenkt wurde?

Als Erstes tötest du Diamond, beschloss er, und dann wirst du die Welt von so vielen Diamonds wie möglich befreien. Von Männern, die Unschuldige töten – sie foltern, einschüch-

tern, in Angst und Schrecken versetzen und im Namen irgendeines hehren »Ziels« terrorisieren, an das sie stärker glauben als an ihre eigene Menschlichkeit.

Er hörte Kishikawas Stimme.

Hai, Nikko-san, das ist eine gute Art, sein Leben zu verbringen.

Er blickte aus dem Fenster und sah, wie der heftige Regen ein Blatt von einem Baum riss. Das Blatt flatterte zu Boden und glänzte grüngolden im Regen.

Satori.

Danksagung

An erster Stelle danke ich Richard Pine und Michael Carlisle für ihre E-Mail und die Frage, ob ich die Bedeutung des Wortes *shibumi* kenne, und für ihren Enthusiasmus, ihren Rat und ihre Unterstützung; Alexandra Whitaker für die liebenswürdige Zusammenarbeit und ihre Großzügigkeit; Graham Greene, der einen großartigen Saigon-Roman geschrieben hat; Howard R. Simpson, dessen *Tiger in the Barbed Wire* mich maßgeblich inspiriert hat; Mitch Hoffman, weil er ein so freundlicher, geduldiger und scharfsichtiger Lektor ist.

Vor allem aber natürlich Rodney William Whitaker alias Trevanian – Ich hoffe, ich habe Ihnen alle Ehre gemacht, Sir.

Nachwort des Verfassers

Vor drei Jahren saß ich in meinem Zimmer an der Oxford University (ich sollte dort vor einer Gruppe internationaler Studenten sprechen), als ich eine E-Mail von meinem Agenten Richard Pine erhielt: »Kannst du was mit dem Begriff *shibumi* anfangen?«

Ich dachte: Was machen die da in New York, Kreuzworträtsel lösen? Hilfsbereit wie immer schrieb ich zurück: »Das bedeutet ›zurückhaltende Eleganz‹ auf Japanisch.«

Richard fragte nach: »Woher hast du das gewusst?«

Ich gab ihm die Antwort, die ich für offensichtlich hielt: Vor langer Zeit gab es ein berühmtes Buch mit dem Titel *Shibumi*, das ich und meine Freunde nur so verschlungen hatten. Die Hauptfigur war ein Auftragskiller namens Nikolai Hel, der unter anderem auch als Meister des japanischen Brettspiels Go galt. Wir fingen alle an, das Spiel zu lernen (ich war schrecklich schlecht) und spielten viele Nächte lang. Ich erinnerte mich außerdem, dass Hel eine Villa im Baskenland besaß, die er im Geist des *shibumi* auszustatten versuchte. Das Buch, schrieb ich überflüssigerweise an Richard, stamme von einem Autor, der unter dem Pseudonym Trevanian veröffentlicht hatte.

In der Annahme, dies sei das Ende der seltsamen Korrespondenz, stellte ich den Wasserkocher an und machte mir eine Tasse Nescafé. Es war ein typisch englischer Sommertag, an dem der Regen mit einem Geräusch wie von einer alten Schreibmaschine gegen die Fensterscheiben prasselte. Ich

hoffte, der Kaffee würde mir die Kälte vom Leib halten, während ich ein paar trockene Socken und einen Schnorchel suchte, um mich auf den Weg zu meiner nächsten Vorlesung zu machen. Ehrlich gesagt war ich sogar ein kleines bisschen genervt, als ich den Gong hörte, der das Eintreffen einer weiteren E-Mail verkündete. Ich dachte, angesehene Literaturagenten wie Richard und sein Geschäftspartner Michael Carlisle von Inkwell sollten wohl in der Lage sein, auch ohne meine Hilfe Kreuzworträtsel zu lösen.

Richards Nachricht lautete: »Wärst du gerne der neue Trevanian?«

Das kann weder ich noch ein anderer sein.

Rodney Whitaker, alias Trevanian, hatte eine solch einzigartige und kraftvolle Stimme, dass der Versuch, ihn zu imitieren, jeden Autor wie den ewigen Zweitplazierten in einem drittklassigen Open-Mike-Wettbewerb aussehen lassen würde.

Ich näherte mich der Möglichkeit, eine Vorgeschichte zu *Shibumi* zu schreiben, fast schon mit Beklommenheit. Was würde die Familie Whitaker davon halten? Und wie würden Trevanians zahllose treu ergebene Fans auf den vermessenen Thronanwärter reagieren? Und was noch viel entscheidender war: Würde es mir gelingen, der Substanz und dem Stil des Autors gerecht zu werden, ohne in die Falle zu tappen und offensiv – und damit letztlich auch vergebens – Mimikry zu betreiben?

Aber der Reiz, es zu versuchen, war stärker. Wie konnte man sich die Gelegenheit, mit einer so komplexen und faszinierenden Figur wie Nikolai Hel zu arbeiten, entgehen lassen? Wie sollte man die Herausforderung nicht annehmen wollen,

innerhalb der Vorgaben des faszinierenden Plots, den Trevanian in *Shibumi* nur angedeutet hat, etwas Neues zu erfinden – eine Geschichte, die in Japan beginnt, sich in China fortsetzt und schließlich bis nach Vietnam führt?

Ich bin nicht nur ein großer Bewunderer von Trevanians Werk, sondern hege auch eine tiefe Zuneigung für den asiatischen Kontinent, seine Kultur und Geschichte, und so war die Möglichkeit, beide Leidenschaften miteinander zu verbinden, einfach unwiderstehlich.

Ich schrieb einen Vorstellungsbrief an die Familie Whitaker.

Sie stellten sich als wunderbare Menschen heraus.

Alexandra Whitaker hat mit absolut perfektem Gespür das Erbe ihres Vaters bewahrt, ohne den nervösen Autor, in den ich mich während meiner Bemühungen verwandelte, auch nur im Geringsten einzuengen. Sie stand mir mit diskretem, unschätzbarem Rat zur Seite und ich hoffe sehr, dass ich ihre Freundlichkeit mit Qualität vergelten konnte.

Normalerweise arbeite ich sehr einsam – fast schon abgeschlossen – doch hier habe ich eine ganz andere Erfahrung gemacht. Beim Schreiben von *Satori* wurde mir schon bald bewusst, dass ich eine Gruppe von Menschen vertrat, die sehr viel Leidenschaft in die Hel-Saga investiert hatten. Die bereits erwähnten Herren Pine und Carlisle unterstützten mich mit wertvoller Kritik und Vorschlägen. Mitch Hoffman, Lektor bei Grand Central, war ein ungeheuer bedachter und aufmerksamer Berater. Zunächst hatte ich Sorge, dass mir ein solches Maß an Aufmerksamkeit schnell zuviel werden könnte. Tatsächlich war aber das Gegenteil der Fall – sich mit einem sol-

chen Team zu verschwören, um ein Werk zu schaffen, das eines Trevanian würdig ist, hat mehr Spaß gemacht, als einem Schriftsteller normalerweise zugestanden werden sollte.

Dennoch verlangte mir die Arbeit auch einiges ab. Ich musste das Asien der Jahre 1951 und '52 auferstehen lassen, eine Rechercheaufgabe, die ebenso lohnenswert wie gigantisch war. Komplexer noch war die Herausforderung, Nikolai Hel so zu gestalten, dass ihn der Leser als den bereits ausgereiften Mann aus *Shibumi* erkennt, er gleichzeitig aber als Sechszwanzigjähriger – und als Neuling in der Welt der Geheimdienste – glaubwürdig erschien. Und dann galt es noch die Aufgabe zu meistern, meine eigene Stimme einfließen zu lassen, dabei aber auf die von Trevanian bereits abgesteckten »Eckpunkte« hinzuschreiben.

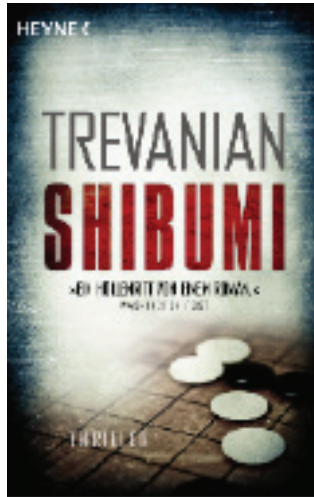
Mit all dem will ich sagen, dass ich bei der Arbeit an diesem Buch eine wunderbare Zeit hatte. Welch ein Geschenk, das durch eine sehr knappe E-Mail an einem regnerischen Tag in Oxford zu mir gelangte! Ich hoffe, dass ich wenigstens einen kleinen Teil meiner Begeisterung an die Leser weitergeben kann.

Don Winslow

Leseprobe aus

Trevanian

SHIBUMI



ISBN 978-3-453-40809-8

Nikolai Hel hatte seinen ersten Auftritt im Roman *Shibumi* des Bestsellerautors Trevanian. Das erste Abenteuer um den schillernden Geheimagenten und Auftragskiller wurde zu einem millionenfach verkauften Welterfolg und setzte Maßstäbe in der Thrillerliteratur.

Auf den folgenden Seiten finden Sie einen Auszug aus der im Wilhelm Heyne Verlag erschienenen komplett überarbeiteten Neuausgabe.

WASHINGTON

Über die Leinwand flimmerten in rascher Folge die Ziffern 9, 8, 7, 6, 5, 4, 3 ... Dann wurde der Projektor abgeschaltet, und in den Wandvertiefungen des privaten Vorführraums flammten die Lichter auf.

Über die Sprechanlage kam dünn und metallisch die Stimme des Filmvorführers. »Wir können dann, Mr. Starr.«

Darryl Starr, der einzige Zuschauer, drückte seine Sprech-taste. »He, Freundchen, sagen Sie mal, was sollen eigentlich diese Zahlen, die immer vor einem Film ablaufen?«

»Das ist das Startband, Sir«, antwortete der Filmvorführer. »Das hab ich selber davorgeklebt. Als kleinen Scherz, sozusagen.«

»Als Scherz?«

»Jawohl, Sir. Ich meine ... Na ja, bei so 'nem Film ... Ich finde das komisch, wenn da ein Profi-Startband vorherläuft. Sie nicht?«

»Was soll daran komisch sein?«

»Na ja, ich meine ... Wo sich doch alle immer über Brutalität auf der Leinwand aufregen, und so ...«

T. Darryl Starr knurrte nur vor sich hin und rieb sich mit dem Handrücken die Nase; dann zog er die Pilotenbrille herab, die er sich ins kurz geschorene Haar geschoben hatte, als das Licht ausgegangen war.

Ein Scherz? Verdammt noch mal, wenn sich das hier tatsächlich als schlechter Scherz entpuppen sollte, dann gnade uns Gott! Wenn da irgendwas schiefgelaufen ist, kann ich einpacken. Und sollte auch nur der kleinste Schnitzer passiert

sein, dann wette ich meinen Arsch, dass Mr. Diamond und sein Team auch drauf stoßen. Diese Korinthenkacker! Seit die die Aufsicht über die CIA-Operationen im Nahen Osten übernommen hatten, war es anscheinend ihr Hauptvergnügen, jeden kleinsten Patzer aufs Korn zu nehmen.

Starr biss ein Ende seiner Zigarre ab, spuckte es auf den Teppichboden, befeuchtete mit gespitzten Lippen die Bruchstelle und setzte die Zigarre mit einem Streichholz, das er am Daumennagel anriss, in Brand. Als »Most Senior Field Operative« – dienstältester Außenagent – hatte er seine Quelle für kubanische Zigarren. Na ja, schließlich war er RHIP, eine *right honorable important person*.

Er rutschte tief in seinen Sitz hinein und hängte die Beine über die Lehne des Sessels vor sich; wie früher als Kind, wenn er sich im Lone Star Theater einen Film anschaute. Und wenn dann der Junge vor ihm protestierte, hatte sich Starr gerne bereiterklärt, ihm einen Fußtritt zu verpassen, dass ihm der Arsch zwischen die Schulterblätter rutschte. Und der andere hatte unweigerlich einen Rückzieher gemacht, denn wer in Fiat Rock wohnte, wusste genau, dass T. Darryl Starr ein ziemlicher Rowdy war, der einem die Rippen brechen konnte wie Streichhölzer.

Das war nun schon viele Jahre und Fußtritte her, doch Starr war ein Rowdy geblieben. Das musste man auch sein, wenn man Most Senior Field Operative der CIA werden wollte. Und Erfahrung brauchte man dazu. Und mit allen Wassern gewaschen musste man sein.

Und natürlich ein Patriot.

Starr sah auf seine Armbanduhr: zwei Minuten vor vier. Mr. Diamond hatte diese Vorführung auf vier Uhr angesetzt und würde Punkt vier erscheinen – auf die Sekunde genau. Und wenn Starrs Uhr nicht exakt vier Uhr anzeigte, sobald Diamond den Raum betrat, musste sie wahrscheinlich zum Uhrmacher.

Abermals drückte er auf die Sprechtaaste. »Wie ist der Film geworden?«

»Gar nicht so schlecht, wenn man bedenkt, unter welchen Bedingungen wir gedreht haben«, antwortete der Vorführer. »Das Licht im Flughafen Rom ist schwierig ... Eine Mischung aus natürlicher Beleuchtung und Leuchtstoffröhren. Ich musste eine Kombination von CC-Filtern benutzen, die für die Stillstandprojektion ungünstig ist und die Scharfeinstellung problematisch macht. Und was die Farbqualität betrifft ...«

»Ich habe keine Lust, mir Ihre läppischen technischen Problemchen anzuhören.«

»Verzeihung, Sir. Ich wollte nur Ihre Frage beantworten.«

»Lassen Sie's bleiben!«

»Sir?«

Die Tür im Hintergrund des Vorführraums flog auf. Starr warf einen kurzen Blick auf seine Uhr: der Sekundenzeiger stand auf fünf Sekunden vor vier. Mit schnellem Schritt kamen drei Herren den Mittelgang herunter. Voran Mr. Diamond, ein drahtiger Endvierziger mit raschen, geschmeidigen Bewegungen, dessen erstklassig geschnittener Maßanzug seine akkuraten Denkgewohnheiten spiegelte. Dicht hinter ihm folgte Mr. Diamonds Erster Assistent, ein hochgewachsener, schlaksiger Mann, der ein wenig an einen Professor erinnerte. Mr. Dia-

mond, der keine Minute seiner Zeit verschwendete, diktierte seine Memos sogar unterwegs zwischen zwei Besprechungen. Der Erste Assistent trug deshalb ein Diktiergerät am Gürtel, dessen kleines Mikrofon am Metallgestell seiner Brille befestigt war. Er hielt sich immer dicht neben Mr. Diamond und setzte sich überall in seine Nähe, den Kopf stets geneigt, damit ihm keine der knappen, monotonen Anweisungen seines Vorgesetzten entging.

Es entsprach der sprichwörtlichen Steifheit der CIA-Mentalität, dass die Mitarbeiter es als humorvoll betrachteten, auf ein homosexuelles Verhältnis zwischen Diamond und seinem dienstfertigen Assistenten anzuspielen. Zum größten Teil jedoch beschäftigten sich die Witzeleien mit der Frage, was wohl aus der Nase des Assistenten würde, wenn Mr. Diamond plötzlich einmal stehen bliebe.

Bei dem dritten, der hindereintrottete und anscheinend völlig verwirrt war von dem Tempo, mit dem hier gedacht und agiert wurde, handelte es sich um einen Araber, dessen westlich geschnittener dunkler Anzug teuer aussah, aber schlecht saß. Das lag allerdings weniger am Schneider als an der Figur des Arabers, die sich einfach nicht für Kleidung eignete, in der man Haltung und Disziplin wahren musste.

Diamond wählte einen Sessel am Gang, durch die ganze Breite des Zuschauerraums von Starr getrennt; der Erste Assistent setzte sich unmittelbar hinter ihn, und der Palästinenser, in der Erwartung enttäuscht, man werde ihm einen Platz anweisen, ließ sich schließlich unbeholfen in einer der hinteren Reihen nieder.

Diamond wandte den Kopf ein wenig, damit das Mikro des Assistenten den Schluss seines schnell gemurmelten Diktats aufnehmen konnte, und richtete seine Gedanken sofort wieder auf neue Probleme. »Erstatten Sie mir innerhalb der nächsten drei Stunden Bericht über den Stand folgender Projekte. Erstens: der Unfall auf der Nordsee-Bohrinsel – Verhinderung der Verbreitung des Vorfalls durch die Medien. Zweitens: dieser Professor, der den ökologischen Schaden entlang der Alaska-Pipeline untersucht – Beendigung seiner Arbeiten durch Scheinunfall.«

Beide Aufträge befanden sich in der Endphase, und Mr. Diamond freute sich auf ein bisschen Tennis am Wochenende. Vorausgesetzt natürlich, die CIA-Hornochsen hatten das Unternehmen auf dem Flughafen Rom nicht vermässelt. Es war ein unkomplizierter Präventivschlag, der absolut keine Probleme bot; in den vergangenen sechs Monaten, seit ihm die Muttergesellschaft die Aufsicht über die CIA-Aktivitäten im Nahen Osten übertragen hatte, war er jedoch zu der Einsicht gelangt, dass keine Angelegenheit so problemlos seinkonnte, dass es den CIA-Leuten nicht doch gelang, einen kapitalen Bock zu schießen.

Diamond hatte Verständnis dafür, dass die Muttergesellschaft unauffällig im Hintergrund bleiben wollte und daher unter dem Deckmantel von CIA und NSA arbeitete, doch das machte seine Aufgabe nicht leichter. Auch hatte es ihn nicht besonders amüsiert, als der Vorsitzende ihm unbekümmert riet, er solle doch die Beschäftigung der CIA-Agenten durch die Muttergesellschaft als ihren Beitrag zur Arbeitsbeschaffung für geistig Behinderte betrachten.

Da Diamond Starrs Arbeitsbericht noch nicht gelesen hatte, streckte er jetzt die Hand nach hinten aus. Der Erste Assistent hatte das vorausgesehen und hielt die Papiere für ihn bereit. Während er die erste Seite überflog, sagte Diamond, ohne die Stimme zu heben: »Starr, machen Sie die Zigarre aus.« Dann hob er kaum merklich die Hand, und die Wandleuchten erloschen.

Als es im Vorführraum dunkel wurde, schob Darryl Starr die Sonnenbrille wieder ins Haar zurück. Der Projektionsstrahl durchschnitt blauen Tabakqualm. Die Leinwand zeigte einen zitterigen Kameranähen durch die Halle eines großen, belebten Flughafens.

»Das ist der Flughafen Rom«, erklärte Starr mit schleppendem Akzent. »Zeit: dreizehn Uhr vierunddreißig GMT. Flug 414 aus Tel Aviv ist soeben gelandet. Es dauert ein bisschen, bis sich was tut. Die italienischen Kameraden vom Zoll halten nicht viel von Schnellarbeit.«

»Starr?«, sagte Diamond missmutig.

»Sir?«

»Warum haben Sie die Zigarre nicht ausgemacht?«

»Also, ganz ehrlich, Sir, ich hab gar nicht gehört, dass Sie mich darum gebeten haben.«

»Ich habe Sie nicht darum *gebeten*.«

Peinlich berührt, weil er in Gegenwart eines Fremden derart herumkommandiert wurde, nahm Starr ein Bein von der Rückenlehne des Vordersitzes und trat die fast noch frische Zigarre auf dem Teppichboden aus. Um sein Gesicht zu wahren, berichtete er weiter, als wäre nichts geschehen. »Unser arabischer Freund hier wird sicher sehr beeindruckt sein von der Art und

Weise, wie wir diesen Auftrag erledigt haben. War alles so glatt wie Katzendreck auf Linoleum.«

Totale: Zoll- und Einwanderungskontrolle. Eine Schlange von Passagieren wartet mehr oder weniger ungeduldig auf die Erledigung der Formalitäten. Angesichts der Inkompetenz und Gleichgültigkeit der Beamten lächeln nur noch jene Fluggäste freundlich, die Probleme mit ihrem Pass oder Gepäck befürchten. Ein alter Herr mit schneeweißem Spitzbart beugt sich über den Schalter, um dem Zollbeamten irgendetwas zum dritten Mal zu erklären. Hinter ihm warten zwei junge Männer Mitte zwanzig, braungebrannt, in Khaki-shorts und offenen Hemden. Als sie im Weitergehen ihre Rucksäcke mit den Füßen vorwärtsschieben, fährt die Kamera heran und holt die beiden in Halbtotale aus der umstehenden Menge heraus.

»Das sind unsere Zielpersonen«, erklärte Starr überflüssigerweise.

»Genau«, stimmte der Araber mit brüchiger Falsettstimme zu. »Den einen kenne ich; in seiner Organisation wird er Avrim genannt.«

Mit komisch übertriebener, galanter Verbeugung bietet der erste junge Mann einem hübschen rothaarigen Mädchen den Vortritt an. Sie lächelt dankend, schüttelt aber den Kopf. Der italienische Beamte mit seiner lächerlich kleinen Schirmmütze nimmt mit gelangweilter Geste den Pass des ersten jungen Mannes entgegen und klappt ihn auf, wobei sein Blick immer wieder zum Busen des jungen Mädchens abschweift, der unter der Baumwollbluse offensichtlich von keinem BH eingezwängt wird. Jetzt vergleicht er stirnrunzelnd das Gesicht des jungen Mannes mit seinem Foto.

»Das Passbild der Zielperson wurde aufgenommen, bevor er sich diesen albernem Bart wachsen ließ«, erklärte Starr.

Achselzuckend stempelt der Einwanderungsbeamte den Pass. Der zweite junge Mann wird mit derselben Mischung aus Misstrauen und Inkompetenz behandelt. Sein Pass wird sogar zweimal gestempelt, weil der italienische Beamte so sehr in die Bluse der Rothaari-gen vertieft ist, dass er beim ersten Mal vergisst, das Stempelkissen zu benutzen. Die jungen Männer nehmen ihre Rucksäcke und werfen sie sich über die Schulter. Entschuldigungen murmelnd, drücken sie sich seitlich durch eine Gruppe aufgeregter Italiener, eine große Familie, die eng aneinandergedrängt auf Zehenspitzen stehen, um einen ankommenden Verwandten zu begrüßen.

»Okay! Langsamer!«, befahl Starr über die Sprechanlage.
»Jetzt ist gleich die Kacke am Dampfen.«

Der Projektor reduziert seine Geschwindigkeit auf ein Viertel.

Von einem flackernden Bild zum nächsten bewegen sich die jungen Männer, als wäre die Luft aus Gelatine. Als sich der Erste umdreht, um jemandem in der wartenden Schlange zuzulächeln, wirkt die Bewegung wie ein Ballett bei Mondschwerkraft. Der Zweite blickt über die Menge hinweg. Sein nonchalantes Lächeln gefriert. Er öffnet den Mund und stößt einen lautlosen Schrei aus, während aus seinem Khakihemd Blut herausschießt. Bevor er in die Knie brechen kann, reißt ihm ein zweiter Schuss die Wange fort. Die Kamera schwankt wie verrückt, ehe sie den anderen jungen Mann einfängt, der den Rucksack fallen gelassen hat und in albtraumhaftem Zeitlupentempo auf die Schließfächer zuläuft. Als ihn ein Schuss in die Schulter trifft, vollführt er in der Luft eine Pirouette. Graziös sinkt er gegen die Schließfächer und prallt wieder ab. Seine Hüfte speit Blut, und er rutscht seitwärts auf den blankgescheuerten Granitboden. Eine dritte Kugel reißt ihm den Hinterkopf weg.

Die Kamera schwenkt über die Flughafenhalle, sucht, verliert und findet von neuem zwei – verschwommen erkennbare – Männer, die auf die Glastüren am Eingang zurennen. Das Bild wird scharf und zeigt, dass es sich um Asiaten handelt. Einer trägt eine automatische Waffe. Plötzlich krümmt er den Rücken, wirft die Arme empor und rutscht sekundenlang auf den Zehenspitzen vorwärts, bis er vornüber aufs Gesicht schlägt. Die Waffe fällt lautlos neben ihm zu Boden. Der zweite Mann hat die Glastüren erreicht, deren milchiges Licht seine dunkle Silhouette wie ein Heiligenschein umgibt. Er duckt sich, als eine Kugel das Glas neben seinem Kopf zerschlägt; er wirft sich herum und läuft auf einen offenen Fahrstuhl zu, aus dem eine Schar Kinder strömt. Ein kleines Mädchen sinkt in sich zusammen; ihr Haar weht, als wäre sie unter Wasser. Eine verirrte Kugel hat sie in den Magen getroffen. Der nächste Schuss trifft den Asiaten zwischen den Schulterblättern und wirft ihn langsam gegen die Wand neben dem Lift. Ein schmerzliches Lächeln auf den Lippen, greift er sich mit der Hand an den Rücken, als wolle er die Kugel herausholen. Die nächste durchschlägt seinen Handteller und dringt ihm ins Rückgrat. Er rutscht an der Wand herab und fällt mit dem Kopf in die Fahrstuhlkabine. Die Tür schließt sich, geht aber wieder auf, weil sein Kopf den Mechanismus behindert. Sie schließt sich, geht wieder auf. Schließt sich, geht auf. Ein langer Schwenk durch die Halle. Von oben.

... Eine Gruppe entsetzter, verstörter Kinder umringt das getroffene Mädchen. Ein kleiner Junge schreit lautlos ...

... Zwei Flughafenpolizisten, ihre kleinen italienischen Pistolen im Anschlag, laufen auf die am Boden liegenden Asiaten zu. Einer von ihnen schießt noch ...

... Der alte Herr mit dem schneeweißen Spitzbart sitzt benommen in einer Blutlache, die Beine ausgestreckt wie ein Kind, das im Sandkasten spielt. Seine Miene drückt fassungsloses Staunen aus. Er war überzeugt, den Zollbeamten alles genau erklärt zu haben ...

... Einer der jungen Männer liegt auf seiner zerfetzten Wange, den Rucksack noch am Riemen über der Schulter ...

... Die Gruppe Italiener, die ihren Verwandten erwartet, vollführt ein getragenes Menuett grotesker Stellungen. Drei von ihnen liegen am Boden. Andere jammern, manche knien, und ein Junge dreht sich auf dem Absatz immer wieder rundherum, sucht eine Richtung, in die er fliehen oder laufen kann, um Hilfe zu holen ...

... Das rothaarige junge Mädchen steht wie erstarrt, die Augen vor Entsetzen geweitet, während sie auf den am Boden liegenden Israeli hinabstarrt, der ihr noch Sekunden zuvor höflich den Vortritt lassen wollte ...

Lesen Sie weiter in:

SHIBUMI

von

Trevanian

ISBN 978-3-453-40809-8

Erschienen im Wilhelm Heyne Verlag